H. Ref.
276 gb

Notrott

Bayerische Staatsbibliothek
<36645223860017

Die

Goßnersche Mission

unter den

Kolhs.

Die Arbeit in den Jahren 1874—1887.

Mit einer Karte.

Von

L. Nottrott,

Pastor in Spickendorf.

Halle a. S.,

Verlag von Richard Mühlmann.

1888.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn Professor D. Riehm

in Halle a. S.

als Zeichen des Dankes

für treue Mitarbeit am Werke der Kolh-Mission

und freundliche Anregung zu dieser Arbeit

ehrerbietigst gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

In dem Folgenden biete ich eine Fortsetzung meines im Jahre 1874 bei R. Mühlmann in Halle erschienenen Buches: „Die Goßnersche Mission unter den Kolhs, Bilder aus dem Missionsleben.“ Die freundliche Beurtheilung jener ersten Arbeit, so wie das Bedürfniß ihrer Besitzer, nun auch die Entwickelung der Kolh-Mission bis zur Gegenwart im Zusammenhange kennen zu lernen, waren mir dazu Veranlassung und Ermuthigung. Das Ethnographische, welches im ersten Theile ausgiebig berücksichtigt ist, konnte in diesem zweiten nicht wiederholt werden. Da dessen Kenntniß jedoch zu einem vollen Verständniß der Zustände in den Christengemeinden der Kohls durchaus nöthig ist, werden die freundlichen Leser gebeten, dasselbe im ersten Theile nachzulesen und sich dazu der häufig angebrachten Fußnoten zu bedienen. Als Quellen sind außer den vorhandenen Arbeiten über die Kolh-Mission, die sich hie und da angeführt finden, besonders reichliche Privat-Mittheilungen der gegenwärtigen Missionare benutzt, und danke ich für dieselben

hierdurch aufs Herzlichste. Im Übrigen gilt von dem Buche dasselbe, was im Vorwort zum ersten Theil gesagt ist. — Möchte meine geringe Arbeit mit Gottes Hülfe dazu dienen, der Mission unter den Kolhs, die sich immer noch in großer, und gerade jetzt durch die Übergriffe der Jesuiten in ganz besonders großer Noth befindet, ihre alten Freunde zu erhalten und recht viel neue zu gewinnen!

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
1.	Leitung und Hülfsquellen in der Heimath.	1
2.	Überblick der Entwicklung auf dem Missionsfelde	11
3.	Geschichte der einzelnen Stationen und ihrer Bezirke	28
4.	Die Schulen	52
5.	Die eingebornen Geistlichen	74
6.	Catechisten und Älteste	101
7.	Bekämpfung des rückständigen Heidenthums	114
8.	Die gottesdienstliche Erbauung	136
9.	Literarische Thätigkeit	149
10.	Die Arbeit an Waisen, Hungernden, Kranken und Gefangenen	157
11.	Die sociale Frage	167
12.	Anglicanische und jesuitische Gegenmission	180
13.	Lichtseiten des Christenlebens	200
14.	Die Arbeit an den Heiden	214

1. Leitung und Hülfsquellen in der Heimath.

Nur zu leicht wird von Missionsfreunden über den Ereignissen auf dem Missionsfelde die Arbeit übersehen, welche die Leiter der Mission in der Heimath auszurichten haben. Und doch ist dieselbe nicht weniger schwer und verantwortungsvoll, als die Thätigkeit der Missionare. Den ganzen Gang der Arbeit an den Heiden und neugewonnenen Christen mit weisem kirchengeschichtlichen Blick in den rechten Bahnen zu halten, die Missionare, unter denen es nach Menschenweise an Reibungen der verschiedenen Eigenthümlichkeiten nicht zu fehlen pflegt, mit fester und doch linder Hand zusammenzuhalten, die heimischen Missionskreise immer neu zu beleben und zur Darreichung der nöthigen Geldmittel willig zu machen, die richtigen Leute zur Aussendung mit scharfem Geistesblick auszuwählen und an den rechten Platz zu stellen, — das und noch unendlich viel Anderes erfordert ein weit größeres Maaß von Geistesgaben und Arbeitsfrische als das Werk, das einem einzelnen Missionar obliegt. Und wie sehr hängt doch von dieser heimischen Leitung das ganze Gedeihen einer Mission ab. Ein einziger Mißgriff kann nicht nur Tausende von mühsam gesammelten Geldgaben nutzlos opfern, kann nicht nur Gesundheit und Leben der Missionare und ihrer Familien in Gefahr bringen, sondern kann auch dem ganzen Unternehmen Schäden zufügen, die Jahre lang nachwirken, vielleicht nie wieder zu heilen sind. Unsere Missionsleitungen haben, zumal sie keinerlei menschlichen Beaufsichtigung unterstehen, in der That eine schwere verantwortungsvolle Aufgabe, die ihnen ausrichten zu helfen jeder Freund der Mission mit seinen Gebeten bereit sein sollte.

Die Leitung der Goßnerschen Mission ist seit Goßners Heimgang bis zu dieser Stunde durch ein besonderes Curatorium geübt worden, das seinen Sitz in Berlin hat, und an dessen Spitze der greise, jetzt emeritirte General-Superintendent D. Büchsel steht.

Die laufenden Geschäfte führt seit 1871 als „Inspector" Lic. Theol. Professor Plath. Diesem zur Seite steht als „zweiter Inspector" Pastor Franz. Der Kreis von Männern, welche dem Curatorium zugehörten, hat seit 1873 vielfache Verluste erlitten. Wir nennen besonders zwei. Am 21. October 1873 verschied Probst Köllner, der bis dahin den „Berliner Hülfsverein" im Curatorium vertreten und sich um die Organisation der Missionsarbeit große Verdienste erworben hatte. Ein anderes einflußreiches Mitglied, welches das Curatorium durch den Tod verlor (2. Jan. 1876), war der Kaufmann Ferdinand Uhden. Schon von Petersburg her mit dem seligen Goßner eng verbunden, war Uhden von Goßner zu seinem Nachfolger im Missionswerke ausersehen gewesen, hatte aber dem Rufe nicht Folge leisten können, dem Werke Goßners jedoch bis an sein Ende große Fürsorge gewidmet. Gegenwärtig gehören zum Goßnerschen Curatorium außer seinem Vorsitzenden und den beiden Inspectoren: Cons.-Rath Leuschner in Merseburg, als Vertreter des Sächsischen Hülfs-Vereins, Geheimrath Hoffmann, Geheimrath Reimann, Amtsgerichtsrath Mila, Korvetten-Kapitain a. D. Rohr von Hallerstein, Chefredacteur Engel, Obercons.-Rath Prof. D. Weiß als Vertreter des Berliner Hülfsvereins und Regierungsrath Hegel.

Das Curatorium in seinen großen Aufgaben besonders durch Beschaffung der nöthigen Geldmittel zu unterstützen stehen ihm vier Hülfsvereine zur Seite. Der älteste ist der Berliner, zu dessen Vorstand Männer wie von Bethmann-Hollweg, Dorner, Lepsius, Meßner, Wichern, Müllensiefen und Frommann in Petersburg gehörten. Im Jahre 1872 trat der Sächsische Provinzial-Verein ins Leben, der aus dem 1879 gegründeten Naumburg-Zeitzer Hülfsverein sich entwickelt hatte, 1873 entstand der Schlesische und 1882 der Stettiner Hülfsverein.

Die Mitarbeit dieser Hülfsvereine war dringend nöthig; denn nachdem in Folge der Spaltung der Mission in zwei Theile[1] die Engländer dem deutsch gebliebenen Theile ihre Sympathieen entzogen hatten, lastete die Geldnoth noch weit schwerer auf dem Werke, als früher. Nahe an 120,000 Mark waren seit den Kriegsjahren mehr verausgabt, als eingenommen, und der Reservefonds dadurch fast erschöpft worden. In Indien aber sollte die Station Matthäuspur (Takarma)[2] gegründet, die Station Hazaribagh wie-

1) Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 221 f.
2) Ebenda S. 254.

der besetzt, und manches Andere noch, um die Mission zu erhalten, in Angriff genommen werden. Dazu machte sich in Folge der ungenügenden Ernte die indische Hungersnoth auch in den christlichen Gemeinden von Chutia Nagpur sehr fühlbar. Die Feier des hundertjährigen Geburtstages Goßners am 14. Dec. 1873 erinnerte ja freilich sehr eindringlich daran, das Vertrauen nicht auf Menschen, sondern allein auf den Herrn zu setzen. Auch machte das Wort „Hungersnoth" die Hände einmal wieder viel williger zum Geben, als es der Hinweis auf die Seelennoth der Kolhs vermocht hatte. Allein 27,000 Mark Hungersnothgaben liefen ein, und hatte die Goßnersche Mission seit 9 Jahren nicht so große Einnahme gehabt, als im Jahre 1874. Obgleich dadurch das alte Deficit noch lange nicht gedeckt wurde, auch die Bedingungen, unter welchen ein Legat von 20,000 Mark vermacht war, es nöthig machten, das bisher schuldenfreie Missionshaus zu belasten, so hatte dieser günstige Erfolg der Missionsleitung sogar den Muth gemacht, nach dem Tode des Kaufmanns Uhden, welcher bis dahin das erste Stock des Missionshauses bewohnt hatte, das bereits 1870 wiedereröffnete heimische Missions-Seminar zu erweitern, in der Person des Pastor Reinhold Franz aus Gr. Garde bei Stolp einen zweiten Inspector anzustellen und zur Errichtung eines Buchladens, der dann auch am 14. Dec. 1880 eröffnet wurde, dem Missionshause einen neuen Anbau zuzufügen. Das geschah im Jahre 1876. Indessen bereits das Jahr 1875 hatte wieder eine Mehrausgabe von ca. 14,000 Mark gebracht, das Jahr 1876 schloß sich an mit einer solchen von über 12,000 Mark, wie denn auch das darauffolgende einen Zuschuß von 10,614 Mark forderte. Das Schlimmste aber war, daß der Verein aus Mangel an festgegliederten Hülfsvereinen auch nicht einigermaßen auf sichere Einnahmen rechnen konnte, sondern sich nach wie vor auf die kleinen und größeren Gaben zerstreuter Freunde angewiesen sah, diese Gaben aber ihrer Natur nach ganz unberechenbar waren.

Wir dürfen es nicht verhehlen, daß diese pecuniären Verhältnisse bei gar manchen warmen Freunden der Goßnerschen Mission schwere Bedenken wachriefen. Man strengte sich in diesen Kreisen, besonders in den Hülfsvereinen, nach Kräften an der Noth abzuhelfen, erließ Aufrufe über Aufrufe und appellirte immer von Neuem an das christliche Ehrgefühl, das die gesegnetste deutsche Mission nicht dürfe zu Grunde gehen lassen, aber man frug sich auch, ob die kleine Goßnersche Mission wohl ein eigenes Seminar nöthig habe und nicht seinen Bedarf an Missionaren aus anderen

Seminaren entnehmen könne, ob die Leistungsfähigkeit der Hülfsvereine, die so schon durch andere Missionsgesellschaften als Eindringlinge in vermeintlich ihnen gehörige Territorien bekämpft wurden, nicht wenigstens durch eine größere Gunst seitens ihres Curatoriums gemehrt werden könne,[1] und ob nicht überhaupt der ganzen Eigenart der Kolh-Mission am besten dadurch Rechnung getragen würde, wenn man allen Nachdruck auf Heranbildung und Anstellung eingeborner Prediger legte und nur zu deren Überwachung und Leitung wenige, aber besonders tüchtige und womöglich theologisch gebildete Missionare aussendete.

Die Missionsleitung glaubte jedoch diesen Erwägungen ihre Zustimmung nicht geben zu können, sondern faßte den Beschluß, um der ungünstigen Vermögenslage der Mission willen lieber die Arbeit in Indien zu „reduciren", einen Beschluß, der unter mehreren Missionaren tiefe Betrübniß und keine geringe Aufregung weckte. Es ging ihnen nahe, daß sie, die jetzt eine ungleich aufreibendere Arbeit zu leisten hatten, als vor der Spaltung, erst nach 12—14 Jahren zu einer Erholung in der Heimath auf Urlaub hoffen durften, während indische Missionare anderer Gesellschaften nach 8—10 Jahren einen solchen erhalten, — es betrübte sie, daß sie im Falle des Urlaubs auch noch die Hälfte der Reisekosten tragen sollten, — daß aber sogar die Einrichtungen zur Pflege der Gemeinden und zur Gewinnung der Heiden, daß die Zahl und die so schon auf's Knappste bemessenen Gehälter der eingeborenen Prediger, Catechisten und Lehrer „reducirt" werden sollten, das dünkte sie schlechterdings unmöglich. Sie sahen deutlich vor Augen, daß auf diese Weise nicht nur die ganzen Missionsarbeiten, die doch vielmehr der kräftigsten Förderung bedurften, gelähmt, sondern daß auch diejenigen Gemeinden, denen man Catechisten und Lehrer entzöge, sofort zu der englischen oder jesuitischen Mission übergehen würden. Bei einigen Missionaren war es daher fester Entschluß, lieber ihre eigenen Stellungen zu quittiren und den Zöglingen des Seminars Platz zu machen, als an einer Schädigung des Missionswerkes mitzuhelfen. Die Frage aber, wie anders zu helfen sei, beantworteten sie dahin: Man reducire lieber in der Heimath oder mache, wenn das nicht angeht, Schulden; unsere Missionsgrundstücke sind noch nicht belastet, und Schulden werden nach den Erfahrungen aller Missionsgesellschaften von den Missionsfreunden immer wieder gedeckt.

---

1) Biene 1881, S. 26.

So lagen die Dinge, als das Curatorium seinen ersten Inspector zu einer eingehenden Visitation nach Indien sandte. Er sollte sich mit eignen Augen überzeugen, ob und wo etwa „reducirt“ werden könne. Am 19. October 1877 stieg er in Bombay ans Land, gewiß mit sorgendem Herzen, ob er seinen so überaus wichtigen Auftrag in Frieden und zum Heil des Werkes werde ausrichten können, und mit ernstem Gedenken an das Resultat jener Visitation, die sein Vorgänger zehn Jahre früher gehalten.

Gott sei Lob und Dank, daß die Befürchtungen, die sich an seine Reise knüpften, nicht in Erfüllung gegangen sind. Es gelang ihm, sich durch sein unpartheiisches, taktvolles und sachliches Vorgehen die Liebe und das Vertrauen der Missionare, das er bisher schon besessen, zu erhalten. Vorsichtig prüfend und überlegend beschränkte er die beabsichtigten „Reductionen“ auf möglichst Weniges. Offen gestand er zu, daß sein Urtheil über die Tüchtigkeit der eingebornen Geistlichen ein viel günstigeres geworden sei, nachdem er sie in ihrer amtlichen Thätigkeit selbst gesehen, und gab das Versprechen, falls die Einnahmen nicht stiegen, lieber an dem heimischen Seminar, als an der eigentlichen Missionsarbeit „reduciren“ zu wollen. Der Entschluß, die Stationen Purulia und Hazaribagh wenn möglich an eine andere Gesellschaft zu verkaufen, wie schmerzlich er auch an sich war, fand völlige Zustimmung, da beide nicht in so unmittelbarem Connex mit der Kolh-Mission stehen, daß diese durch ihren Verlust geschädigt worden wäre, wohl aber die Missionskasse durch den Wegfall der Ausgaben für sie und durch den Erlös für die Grundstücke und Gebäude keine unwesentliche Beihülfe erfahren hätte. So endete denn die Visitation ganz befriedigend. Sämmtliche Missionare blieben der Arbeit erhalten, und diese selbst wurde mit neuem Eifer, allerdings aber wesentlich in der alten Weise, weiter geführt.

Auch die Hoffnung, daß sich die Geldverhältnisse bessern würden, schien in Erfüllung gehen zu wollen. Nachdem noch die Rechnungen über die Jahre 1877 und 1878 Mehrausgaben von beziehungsweise 10,600 und 26,900 Mark zu verzeichnen hatten, trat mit dem Jahre 1879 eine günstige Wendung ein. Eine vom Gen.-Sup. D. Büchsel unterschriebene „offne Darlegung der Lage der Goßnerschen Mission“ hatte an „das Herz und auch an die Ehre des deutschen Christenvolkes appellirt, welches seine gesegnetste Mission nicht werde hungern und darben lassen.“ Ein Missionsfreund erbot sich, 100 Mark als außerordentliche Gabe zur Deckung des Deficits zu geben, wenn 100 Andere dasselbe thun würden,

und es fanden sich 134. Einige andere außerordentliche Gaben kamen dazu, so daß für die Goßnersche Mission noch nie so viel Geld dargereicht war, wie im 43. Jahre ihres Bestehens (166,929 Mark) und wenigstens ein Überschuß von 11 Mark auf das Jahr 1880 übernommen werden konnte. Auch in Rußland regte sich wieder die alte Liebe zu Goßners Werk, indem von dort 9000 Rubel für Ausbildung eines jungen Deutsch-Russen zum Missionar einliefen.

Die alte Erfahrung, daß nach Jahren besonderer Liebeserweisung ein Rückschlag eintritt, wurde aber auch jetzt wieder gemacht. Das Jahr 1880 zeigte ein Minus von 7800 Mark, und im Juni 1881 mußte der Vorsitzende abermals um Hülfe rufen wegen eines Restes von 25,000 Mark.

Das „gute" Jahr 1881 wies in Folge dessen wieder bei einer Gesammt-Einnahme von 157,326 Mark eine Mehreinnahme von 2016 Mark auf, welche „wesentlich den Unterstützungen seitens des Berliner Hülfsvereins, der Ostfriesischen Missionsgesellschaft, der Halle-Ostindischen Missionsgesellschaft, der M.-Ges. für Ostpreußen und der für Westpreußen, sowie den Provinzial-Vereinen in Sachsen und Schlesien zu danken war." Auch die besonders rührige Thätigkeit eines beurlaubten Missionars, der während seiner Erholungszeit mehr als 100 Missions-Predigten und -Berichte in den verschiedensten Provinzen hielt, trug ihr Theil dazu bei.

Das Deficit des Jahres 1882, welches 2847 Mark betrug, deckte eine einzige ostfriesische Gemeinde.

Trotzdem mehrte sich die Schuld des Vereins von Jahr zu Jahr; denn wenn auch ab und zu die Einnahmen die Ausgaben überstiegen, so reichten dieselben doch bei weitem nicht hin, jene völlig zu decken. Aber unser Herrgott hat stets Mittel und Wege gefunden, in den Zeiten der Noth denen zu helfen, die auf ihn trauen. Das durfte die Goßnersche Mission auch jetzt wieder erfahren.

Ende 1882 starb nämlich Frau Superintendent Warschutzki, geborne Caccia in Wiesbaden, und durch ihren Tod fiel der größte Theil der Hinterlassenschaft ihres Gatten, der zuerst in Zempelburg in Westpreußen, dann in Pr. Eylau als Geistlicher lange Jahre im Segen gewirkt hatte, in einem Betrage von 52,000 Mark der Mission zu. Ebenso war am 26. Januar desselben Jahres zu Rathenow der Rathsherr Elberling entschlafen, ein edler Freund der Goßnerschen Mission, der dieselbe schon seit Jahren dankenswerth unterstützt und sie nun zur Universalerbin seines 180,000 Mark betragenden Vermögens eingesetzt hatte. Mußten von diesen

reichen Vermächtnissen auch größere und kleinere Summen an besondere Legatempfänger abgegeben werden, und wurde die Zahl derselben auch durch Seine Majestät den Kaiser, an den sich als die entscheidende Instanz verschiedene nähere und entferntere Verwandte gewendet hatten, so vermehrt, daß eine Summe von mehr als 100,000 Mark fest liegen bleiben mußte, um die auszuzahlenden Zinsen zu sichern, so konnte die Mission für diese Hülfe in der Noth doch nicht dankbar genug sein. Sie hat diejenigen eisernen Stiftungen, welche sie während des langen Wartens auf die erst am 19. Decbr. 1884 eingetroffene kaiserliche Bestätigung angreifen mußte, wieder ersetzen können und fühlte sich wenigstens für einige Zeit im Besitz von Mitteln, mit denen sie ihre fortdauernden Mehrausgaben decken konnte.

Aber allerdings nur für einige Zeit. Denn was wollen bei einem jährlichen, noch dazu auf's Knappste bemessenen Durchschnittsetat von mindestens 150,000 Mark die etwa 40,000 Mark besagen, die von obigen Erbschaften noch disponibel sind? Es ist deshalb sehr zu beklagen, daß die Kunde von jenen Vermächtnissen den Wahn verbreitet hat, als ob die Goßnersche Mission besonderer Hülfe gar nicht mehr bedürfe, ein Wahn, der, wohl auch verbunden mit der theilweisen Ablenkung des Missionsinteresses auf die neueren Unternehmungen in den deutschen Colonieen, sich der Missionskasse bereits recht fühlbar gemacht hat. Denn auch die letzte Jahresrechnung berichtet wieder eine Mehrausgabe von 11,200 M.

Die Goßnersche Mission hat also immer noch nöthig und wird voraussichtlich in Zukunft ganz besonders nöthig haben, daß die evangelische Christenheit mit allem Nachdruck an die heilige Pflicht der Liebe zu diesem ihrem gesegnetsten Missionswerke erinnert werde. Nicht nur hat sie nämlich außer der Kolh-Mission, von welcher diese Blätter ausschließlich handeln, wenn auch mit geringeren Beiträgen noch die Stationen am Ganges zu erhalten, nicht auch blos seit dem Jahre 1880, nach des seligen Goßner Vorgange, unternommen, allerdings unter besonderer Beihülfe bestimmter Kreise, ihre überflüssigen Zöglinge als Prediger der evangelisch-deutschen Diaspora nach Nordamerika zu senden, — sondern — und das ist das Bedeutsamste — sie hat jetzt in Chutia Nagpur einen heißen Kampf gegen die eingedrungene Mission der Jesuiten zu bestehen,[1] der eine Anspannung aller Kräfte nöthig macht.

---

1) Siehe Abschnitt Nr. 12.

Wie eindringlich sie aber auch nach wie vor um die Unterstützung der Missionsfreunde wird bitten müssen, so wird sie doch nie vergessen, daß sie als die Mission des Glaubensmannes Goßner ganz besonders auf Glauben und Vertrauen gestellt ist. Erst das Jahr 1886, in welchem sie ihr 50jähriges Bestehen feiern durfte, hat sie auf das Nachdrücklichste daran erinnert, wie sowohl der Anfang, als auch der Fortgang ihrer Unternehmungen so sehr den Stempel der göttlichen Fügung und Hülfe trägt, daß ein Zweifel an des Herrn fernerem Beistande geradezu unverzeihlich wäre.

Wir erhoffen diesen göttlichen Beistand auch für das wichtige Unternehmen einer zweiten Inspectionsreise nach Indien, welche Missionsinspector Prof. Plath diesen Herbst, und zwar zu besserer Beurtheilung der Ansprüche, welche die Erziehung des weiblichen Geschlechtes an die Mission macht, in Begleitung seiner Gattin zu unternehmen gedenkt.

Welche schwere Arbeit dem Curatorium, vor Allem dem leitenden Inspector daraus entsteht, daß die Fäden des ganzen Missionswerkes in seiner Hand zusammenlaufen, und die Entscheidung über schwierige Fragen der Missionsmethode, der practischen Handhabung, der Besetzung u. s. w. bei ihm liegt — das braucht nur angedeutet zu werden. In welchem Geiste diese Direction geübt wird, sagt das Folgende sattsam. Hier nur die Bemerkung, daß nicht nur monatliche Generalberichte des von drei Missionaren gebildeten Missions-Vorstandes, sondern auch die monatlichen Berichte und Rechnungen jeder einzelnen Station nach Berlin gesendet werden und nebst den Beschlüssen der verschiedenen Conferenzen der Missionare und Eingebornen ihren Bescheid verlangen.

Während der Unterricht der Missionszöglinge wesentlich durch den zweiten Inspector ertheilt wird, liegt dem ersten auch die Redaction der beiden Goßnerschen Missionsschriften, der „Biene auf dem Missionsfelde“ und der „Kinderbiene“ ob. Der „Hausfreund“ ist eingegangen.

Und nun die Aussendung und Ausstattung der Missionare! Wir geben im Folgenden ein Verzeichniß der Aussendungen seit 1873, und zwar, da nicht selten Personenwechsel zwischen der Kolh- und Ganges-Mission stattfindet, auch schon einmal ein Zögling aus Amerika nach Indien berufen worden ist, ohne Unterschied der Bestimmungsorte. Auch die Rückreise beurlaubter Missionare scheint bemerkenswerth.

1873 am 19. Sept. wurde abgeordnet Wilhelm Nowack aus Pr. Eylau. Er hatte sich unter Einfluß des Superintendent Warschutzki zum Lehrer ausgebildet und war ein Jahr lang Lehrer in Bötchersdorf bei Friedland, dann mehrere Jahre Seminarlehrer in seiner Vaterstadt und in Cöslin gewesen. Seine Verbindung mit dem dortigen Schloßprediger Zahn weckte sein Verlangen Missionar zu werden, zu welcher Thätigkeit er sich das letzte Sommerhalbjahr, noch zugleich lehrend, im Missionshause vorbereitet hatte. — Mit ihm zog, als Braut des Missionars Kampfhenkel, Bertha Kleinschmidt, Tochter eines Predigers der Brüdergemeinde und bisher Lehrerin in Neusalz a. d. O. († 27. Aug. 1880).

1874 am 25. Nov. fand die Abordnung des ordinirten Hülfspredigers Lebrecht Beyer, Sohn des Professor Beyer in Neustettin statt. Schon vor Jahren hatte ihm Missionsinspector Ansorge mit den Worten: „Was thuen Sie hier? Gehen Sie nach Indien!“ einen Stachel in's Herz gesenkt. Auf seiner Hülfspredigerstelle in Belkow, wo reger Missionseifer war, und er Gelegenheit hatte mit chinesischen Missionaren zu verkehren, brach die Entscheidung bei ihm durch. Mit seiner Lebensgefährtin Johanna geb. Graßmann, Tochter des Superint. G. in Schönfeld bei Tantow, wurde er für Ghazipur am Ganges bestimmt, woselbst durch den Tod des Missionar Wilhelm Sternberg eine Vacanz eingetreten war. — Mit ihnen ging Elisabeth Günther als Braut für den Rector des Predigerseminars in Ranchi, Missionar Fritz Sternberg.

1875 am 17. Sept. wurden wiederum zwei Missionare eingesegnet, nämlich 1. Ferdinand Bartsch aus Königsberg, ein Schüler der vom Rathsherrn Elberling in Rathenow eingerichteten Missions-Vorschule und später Zögling des Goßnerschen Missions-Seminars, 2. Otto Gemsky, ein Westpreuße, welcher ebenfalls in Rathenow eine Zeit lang Unterricht empfangen hatte und von St. Chrischona, wo er Schüler der 3. Klasse gewesen, der Goßnerschen Mission zu weiterer Vorbereitung freundlichst abgetreten war. — Ihnen schlossen sich noch der Missionar Ziemann von Ghazipur am Ganges und Missionar Onasch aus Purulia, letzterer mit Familie, welche auf Urlaub in der Heimath geweilt hatten, als Reisegefährten an.

Am 26. Oct. folgte diesen noch Ferdinand Hepp aus Berlin, dessen Vater in seinem Hause einen großen Saal für die „Gemeinschaft der Erbauungsstunden“ hat, in welchem Saale der

Sohn auch abgeordnet wurde. Er mußte leider nach 2 Jahren krank nach Berlin wieder zurückkehren, woselbst er bald darauf starb.

1876 am 18. Oct. verließ der Missionszögling Karl Jesuiter Berlin, um nach Ghazipur zu gehen. Noch kein ganzes Jahr draußen und der Landessprache noch lange nicht mächtig, beanspruchte er doch sofortige Ordination und ging ab, als ihm sein Verlangen abgeschlagen werden mußte.

1877 am 17. Sept. war eine zahlreiche Gemeinde in der Matthäi-Kirche versammelt, um auf nicht weniger als 4 Missionsgeschwister, die mit Missionsinspector Plath nach Indien gehen wollten, den Segen Gottes zu erflehen. Die Zöglinge des Missionshauses Oscar Wirth aus Breslau und Friedr. Sommer aus Cannstadt bei Stuttgart sollten zu den Kolhs, ersterer aber zunächst nach Muzafferpur am Ganges gehen, um zur Übernahme der Druckerpresse in Ranchi das Nöthige zu lernen. Elisabeth Hartmann, Tochter des Pastor Hartmann in Pr. Oldendorf in Westfalen ging nach Burju, um dem Missionar A. Nottrott an Stelle ihrer heimgegangenen Schwester als Gattin zur Seite zu stehen, Elisabeth Dannenberg, Tochter des Hausvaters D. am Berliner Domhospitale, war verlobte Braut des Missionar Voß.

1878 fand während der Visitationsreise des Inspectors keine Abordnung statt,

1879 jedoch am 17. Nov. konnte Lehrer Julius Bruske aus Ausche bei Liegnitz, nachdem er drei Jahre im Missionshause vorgebildet war, für die Arbeit am Seminar in Ranchi, und Johanna Bielefeld als Landsmännin und Braut des Hausvaters und Missionars Reinert in Ranchi abgeordnet werden. Unterwegs schloß sich ihnen noch Luise Wilm an, eine Lehrerin, die von dem Morgenländischen Frauenverein der Goßnerschen Mission gütig überwiesen war, damit sie in Ranchi einer gehobenen Mädchenschule vorstehe.

1880 am 19. Nov. folgten wiederum zwei Zöglinge, der Schlesier Wilhelm Kiesel und der Esthländer Christoph Bransfeld, Wilhelmine Geiger aus Cannstatt als Braut des Missionar Sommer, und Missionar Lorbeer mit seiner Frau und seinen zwei jüngsten Kindern. Nach fast zweijährigem Urlaub sollte Letzterer, der vorher unter den Kolhs gewirkt hatte, dem greisen Missionar Ziemann in Ghazipur zu Hülfe kommen. Nach Amerika wurden entsandt die Zöglinge Richard Krause, Franz Krüger, Christian Buckisch.

1882 am 17. Nov. kehrte Missionar Dr. A. Nottrott, der $1^1/_2$ Jahre Urlaub gehabt hatte, mit Frau und drei kleinen Kindern, ebenso auch Miss. Kampfhenkel, der sich während seiner Ruhezeit mit einer Schwester seiner verstorbenen Frau verheirathet hatte, wieder nach Indien zurück. Ihnen schlossen sich der Missionszögling Peter Eidnäs, ein Norweger, Martin Hartmann, der Schwager des Miss. Nottrott, und die Braut des Missionars Bruske, Elise Schulz aus Breslau, an. Hartmann war studirter Theologe und bereits in seiner Heimath durch seinen Pathen, Pastor Schmalenbach in Mennighüffen, der auch zusammen mit Pastor Braun am Gymnasium in Gütersloh für Aufbringung der Reisekosten Sorge getragen hatte, ordinirt worden. Seinen Wirkungskreis sollte er am Predigerseminar in Ranchi erhalten.

1883 am 18. Oct. wurde Eduard Petrik aus Reichenbach in der Niederlausitz, ein bereits angestellter Lehrer und ein Jahr lang Zögling des Missionsseminars, abgesendet, nachdem er sich mehrere Sommermonate als Vertreter eines deutschen Pastors in England aufgehalten hatte. Er war für die Stationen am Ganges bestimmt. Unterwegs traf er zur gemeinschaftlichen Weiterreise mit dem aus Holstein, woselbst er seinen Urlaub verlebt hatte, zu den Kolhs zurückreisenden Miss. Hahn nebst Familie und der Braut des Miss. Kiefel, der Lehrerin Martha Fenner aus Berlin, zusammen.

1884 ging nur die Braut für Miss. Bransfeld in Muzafferpur nach Indien, nämlich Margarethe Engels, Tochter des verstorbenen Oberpfarrers E. in Seelow. Es war am 27. Sept. Sie reiste im Anschluß an die zu den Kolhs zurückkehrende Familie Voß. Zwei Zöglinge, Herm. Krüger und Adolf Klingeberger wurden nach Amerika gesendet.

1885 am 18. Sept. wurden Rudolf Riemann, Sohn des verstorbenen Pfarrers Riemann in Rosian bei Loburg nach erhaltener Ausbildung im Seminar zu den Kolhs, Franziska Lemke als Braut des Miss. Eidnäs und die Zöglinge Lars Hagen, ein Norweger, und David Kiefel, ein Schlesier, nach Amerika abgeordnet. Missionar Gemski ging nach seinem Urlaub wieder nach Indien.

1886 im Juli ging der aus Indien zurückgerufene Missionar Buckisch wieder nach Amerika, woselbst er schon vorher thätig gewesen war. — Im September (15.) wurde Missionar Julius Betzler mit seiner Frau Elisabeth geb. von Struve nach Indien abgeordnet. Er war zuvor Vciar zu Schildesche in Westfalen und

ein Vierteljahr in Edinburg, um das Englische zu lernen. Mit ihm gingen Klara Stengel aus Bernburg, die Braut des Miss. Petrik, und die älteste Tochter des Miss. Lorbeer. Letztere an den Ganges, Erstere nach Ranchi.

Es sind nur kurze Notizen, die wir hier über die ausgesandten Missionare geben können, aber welches Prüfen, Mühen und Überlegen geht ihrer Aussendung voran, welche Arbeiten und welche Bewegungen der Herzen sind mit ihr verbunden![1] Wie wunderbar auch sind die Führungen, durch welche die Einzelnen zum Missionsdienst gekommen sind! Dann wieder, wie manche Hoffnungen, die sich an eine Aussendung knüpfen, gehen nicht in Erfüllung, weil menschliche Schwachheit oder auch Gott selbst durch Krankheit und Tod dieselbe verhindern; wie manchmal aber auch erblühen da Blumen und reifen edle Früchte, wo man kaum zu hoffen wagte! Auch die Aussendung der Missionare wird ein gar wunderbares Bild geben, wenn es einmal in der Ewigkeit vor unserem durchschauenden Auge liegt.

Für jetzt ersehen wir aus dem obigen Verzeichniß wenigstens so viel, daß es der Goßnerschen Mission an Missionaren durchaus nicht fehlt. Bei dem Gebet, daß der Herr Arbeiter in seine große Ernte senden möge, haben wir also besonders das zu betonen, daß wirklich der Herr sie senden möge, und daß es wirklich Arbeiter sein möchten, die er sendet. Gewiß ist es bei dem augenblicklichen Zudrang zum Missionsdienste das Nothwendigste, mit dem alten Goßner die Bewerber zu fragen, ob sie auch den Herrn lieb haben, damit nicht auch in Beziehung auf Beweggründe und Gesinnung der Missionare über Verweltlichung zu klagen sei, — uns will es aber auch bedünken, daß der Mission unter den Kolhs besonders theologisch gebildete Missionare zu wünschen wären. In der ganzen Zeit von 1873 ab haben sich für sie nur drei Theologen gefunden, von denen der eine noch dazu krankheitshalber wieder heimkehren mußte. Das ist gerade bei dem gegenwärtigen Stande dieser Mission, der so sehr theologischen Weitblick erfordert, schmerzlich zu bedauern.

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, Einleitung.

2. Überblick der Entwicklung auf dem Missionsfelde.

Der Weg, welchen die Goßnersche Mission zur Christianisirung der Kolhs in den letzten funfzehn Jahren gegangen ist, ist der alte geblieben. Sie will das Reich Gottes bauen und dazu kennt sie kein anderes Mittel, als die Verkündigung des Evangeliums von Christo. Einbegriffen in diese Verkündigung erachtet sie die specielle Seelsorge, die Spendung der Sacramente, die Erziehung der Jugend durch die Schule, die Pflege der Armen und Kranken, die Organisirung der Gemeinden und die Übung der Kirchenzucht. Sie weiß, daß das Evangelium die eminenteste Culturmacht der Erde ist, und freut sich über jeden Fortschritt ihrer Christen in weltlichem Wissen, Arbeitslust, Wohlstand, anständiger Kleidung und dergleichen, aber als ihre Aufgabe sieht sie die Verbreitung von Bildung und Cultur oder, wie heutzutage im Interesse der Colonisirung von gewisser Seite gefordert wird, die Erziehung der Naturvölker zur Arbeit nicht an, — sondern die Bekehrung zum Glauben an den lebendigen Gott in Christo Jesu. Sie kann und mag sich nicht an dem vergeblichen, ja unheilvollen Werke betheiligen, das da gute Früchte ernten will, ohne vorher den Baum, der sie tragen soll, veredelt zu haben. Auch weiß sie sich nicht im Dienst einer Staatsregierung oder einer Handelsgesellschaft, sondern ausschließlich im Dienst des Herrn, der gesagt hat: „Gehet hin in alle Welt und machet zu meinen Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet in den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe."

Selbstverständlich bringt die Goßnersche Mission den Heiden das Christenthum in der Form, in welcher sie selbst als eine Tochter der Reformation dasselbe besitzt, und die sie für die urchristliche hält, ohne dabei jedoch die confessionellen Unterschiede zu überspannen. Nicht zu Lutheranern oder Reformirten, auch nicht zu Methodisten, Herrenhuthern u. s. w. sollen nach ihrer Ansicht die

Heiden gemacht werden, sondern einfach zu evangelischen Christen. Ihre Weitherzigkeit in diesem Punkte hat sie wiederholentlich durch die Theilnahme ihrer Missionare an der Allahabad-Conferenz bekundet, zu welcher sich die Mehrzahl der verschiedenen evangelischen Denominationen Indiens von Zeit zu Zeit zusammenschließt, um über gemeinschaftliche Missionsfragen zu berathen.

Im Gegensatz jedoch befindet sie sich zu der Lehre und Praxis der römisch-katholischen Missionare und zum Theil auch, soweit diese nämlich romanisirende Tendenz zeigt, der englischen Ausbreitungsgesellschaft. Wird sie sich mit der Zeit vielleicht auch durch die Concurrenz jener beiden, leider mit ihr auf demselben Terrain arbeitenden Missionen genöthigt sehen, ihre zwar heilsame, aber doch nur pädagogische Verwerfung jeglicher geistigen Getränke und jeglichen Schmucktragens zu modificiren, so wird sie doch die Auffassung des geistlichen Amtes, der beide huldigen, und die voreilige Taufpraxis, sowie das fast völlige Gewährenlassen der weltlichen Lüste, das sich besonders bei den römischen Missionaren findet, nie und nimmermehr billigen.

Ebenso macht sie Front gegen den wunderlich forcirten Methodismus der „Heilsarmee", die mit ihren nächtlichen Angriffen, heiligen Kriegstänzen 2c. auch dem Volke der Kolhs einen Besuch zugedacht hat, zumal sie weder Bruch der Kaste noch heilige Taufe fordert, kann sich auch bei aller sonstigen Anerkennung nicht mit der Methode des Missionars Knowles[1] befreunden, der ähnlich wie die beiden Moody und Sankey in England, mit zehn bis zwölf Gehülfen singend und predigend in Indien umherzieht und diejenigen, welche an Christum zu glauben bekennen, sofort tauft, wie sie auch mit der bekannten Richtung eines Chander Sen,[2] welche innerhalb ihres Missionsgebietes in Ranchi und Hazaribagh vertreten ist, keinerlei Gemeinschaft unterhält.

Denjenigen Anschauungen gegenüber, welche in der Kaste einen bloßen Standesunterschied sehen, der geduldet oder ähnlich wie die Sclaverei in der apostolischen Kirche der allmählichen Überwindung durch den Geist des Christenthums überlassen werden müsse, wird von der Goßnerschen Mission schon bei der Meldung zum Catechumenat der Bruch mit der Kaste als mit einer auf religiösem Grunde ruhenden und der principiellen Gleichheit aller Christen durchaus widersprechenden Institution nach wie vor gefordert.[3]

---

1) S. Biene 1885 S. 62. 2) Biene 1885 S. 53.
3) Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 40 ff. 186 f.

Zu Bazar-Predigten finden die Missionare unter den Kolhs weniger Gelegenheit, als die unter den Hindu's. Wo sie aber solche finden, lassen sie dieselbe nicht unbenutzt. Gewissermaßen eine neue Form derselben sind die seit 1883 eingeführten christlichen Volksfeste oder Mela's, zu denen auch Heiden in großer Anzahl zu kommen pflegen.[1] Wie könnte auch eine Mission, die allen Nachdruck auf die Verkündigung des göttlichen Wortes legt, der Weisung vergessen, mit der fröhlichen Botschaft selbst auf die Straßen und Märkte der Stadt, ja auf die Landstraßen und hinter die Zäune zu gehen! Wohlwissend jedoch, daß ein Wort aus dem Munde eines bekehrten Volksgenossen weit besseren Eingang findet, als das eines Fremdlings, den die einfachen Kolhs noch dazu als ein Wesen höherer Ordnung anzusehen pflegen, halten die Missionare zu der eigentlichen Evangelisationsarbeit vornämlich die eingebornen Geistlichen, Catechisten und Ältesten an, und können das auch um so erfolgreicher, als die Zahl und die Tüchtigkeit dieser Helfer sich nicht unwesentlich gehoben hat.[2]

Das ist der Weg, den die Goßnersche Mission zu ihrem Ziele, der Gründung einer selbständigen christlichen Kirche unter den Kolhs, mit allem Eifer, aber auch in aller Nüchternheit geht. Wir werden zugestehen müssen, es ist wie der apostolische und urchristliche, so der einzige, auf dem das hohe Ziel erreicht werden kann.

Sehen wir nun, wie weit die Mission auf demselben seit dem Jahre 1873 ihrem Ziele näher gekommen ist.

Am Anfange jenes Jahres zählte die gesammelte Christengemeinde 16,742 Seelen, unter diesen 5535 Abendmahlsgenossen. An diesen, sowie den umwohnenden Heiden arbeiteten 13 europäische Missionare, 2 eingeborne Geistliche, 50 Catechisten, 24 Lehrer und 105 Gemeindeälteste. Es gab 16 Schulen mit 439 Schülern und 151 Schülerinnen. In 4 Kirchen und 76 Kapellen wurde Gottesdienst gehalten. Die Zahl der Stationen resp. Diöcesen war 6. In die Gemeindekassen liefen jährlich 741 Rup. Beiträge.

Nach dem Census vom 28. Februar 1886, dem letzten, der uns zur Verfügung steht, giebt es 32,659 Gemeindeglieder, darunter 11,868 Confirmirte. Neben 15 europäischen Missionaren wirken 16 eingeborne ordinirte Geistliche, 28 Candidaten, 133 Catechisten, 74 Lehrer, 129 Älteste, 6 Colporteure, 29 Bibelfrauen.

---

1) Vgl. Abschnitt 8. 2) Vgl. Abschnitt 5 und 6.

Die Zahl der Stationen ist 8, die der Kirchen 13 und die der Kapellen 141. Die Gemeindesteuer ergab 4148 Rup.

Der dankenswerthe Fortschritt ist auf den ersten Blick zu erkennen. Die Zahl der Christen hat also in 14 Jahren um 15,917 zugenommen, die der Confirmirten um 6333, die der Missionare um 3, die der eingebornen Geistlichen um 14, die der Catechisten um 83, die der Lehrer um 50, die der Ältesten um 24, die der Kirchen um 9, die der Kapellen um 65, die der Stationen um 2, die Summe der Gemeindesteuer um 3407 Rup. Ein Rückgang ist in keinem Punkte zu verzeichnen.

So rapide wie in den zehn Jahren nach dem Aufstande des Jahres 1857, in welchem sich die Zahl der Christen verzehnfacht hatte, ist die Gemeinde in den letzten vierzehn Jahren allerdings nicht gewachsen. Sie hat sich kaum verdoppelt. Indessen hätte auch bei den günstigsten Verhältnissen auf ein Fortwachsen nach jener Progression nicht gerechnet werden dürfen. Auch die Bäume wachsen nicht in demselben Maaße weiter, wie in den ersten Jahren. Und das ist gut. Sie würden sich sonst überwachsen und keine Frucht bringen. Sie fangen vielmehr an, innerlich zu erstarken und Fruchtzweige anzusetzen. Das aber geht langsam.

Daß nach ihrer inneren Entwicklung hin die Kolhmission jedoch eine Erstarkung erfahren hat, das zeigt schon die Zahl der eingebornen Helfer, die sich mehr als verdoppelt hat, ja bei den eingebornen Pastoren mit Einschluß der auf die Ordination wartenden Candidaten zweiundzwanzig mal so groß geworden ist.

Dennoch hätte das Wachsthum der Mission nach außen sowohl, als nach innen ein größeres sein können, wenn dasselbe nur nicht durch so viele Hindernisse aufgehalten worden wäre. Diese Hindernisse lagen wesentlich in dem mangelnden Interesse der evangelischen Christenheit Deutschlands. Hätte diese mehr Geldmittel zur Verfügung gestellt, hätten mit diesen, wie es das ganze Werk dringend erforderte, mehr Stationen gegründet, mehr Missionare ausgesendet, mehr eingeborene Geistliche angestellt und besonders für das noch tief darniederliegende Schulwesen noch mehr gethan werden können, so würden die Fortschritte ungleich größere gewesen sein. Auch der Concurrenz der englischen Ausbreitungsgesellschaft und der Jesuiten hätte dann die Spitze abgebrochen, sowie der theilweisen Neigung der Kolhs zur Rückkehr in's Heidenthum und zur Auswanderung weit kräftiger begegnet werden können. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist es daher als eine ganz besondere

Gottesgnade zu preisen, daß die Goßnersche Mission in 14 Jahren die Zahl ihrer Christen hat verdoppeln können.

Dazu kommt noch ein Anderes. Missionare sind nach gebräuchlicher Ansicht Leute, welche den Heiden das Evangelium predigen. Gewiß richtig! Aber falsch wäre die Ansicht, daß sie deshalb nur tiefer und immer tiefer in die Heidenwelt eindringen müßten, ohne sich um die, welche sie durch die Taufe in die Christenheit aufgenommen haben, weiter zu bekümmern. Haben denn nicht die Apostel neben dem Predigen des Evangeliums auch Gemeinden gegründet und dieselben wiederholt besucht, um die Brüder zu stärken? Und nun erst bei dem gegenwärtigen Zustand der Heidenwelt! Was hülfe ein blindes Vorwärtsstürmen, wenn die jungen Christen noch nicht wenigstens einigermaßen in ihrem Glaubensleben gefestigt wären? Würden sonderlich die christlichen Kolhs ohne Beistand ihrer Missionare die Anfechtungen überwinden können, denen sie seitens heidnischer Gewalthaber, hochkirchlicher Anglikaner und der zu jeder Art von Propaganda bereiten Jesuiten ausgesetzt sind? Wir können es deshalb nur loben, daß die Kolh-Mission sich nicht durch die Aussicht auf eine glänzende Vermehrung der Zahl ihrer bekehrten Christen zu einem unbedachten Vorwärtsgehen hat verlocken lassen, sondern daß sie in den letzten Jahren, ohne die Heiden-Predigt darüber zu vergessen, den Schwerpunkt ihrer Aufgabe in die tiefere Fundamentirung und bessere Organisirung der gesammelten Gemeinden gelegt hat.

Die gegenwärtige Zeit dürfte übrigens die große Bedeutung, welche eine festere Gemeinde-Organisation auch für Missionsgemeinden hat, besser würdigen, als noch bis vor kurzem selbst von einem Livingstone geschehen ist. Ist eine solche für das Geistesleben der Christenheit doch dasselbe, was der Leib für die Seele ist. Wie ohne gesunde Organe des Leibes die Seele ihre Vollkraft nicht äußern, ihr Leben nicht bethätigen, ja überhaupt nicht recht gedeihen kann, gerade so würde auch das Christenleben ohne Organisation der Gemeinschaft gebunden und der Gefahr des Verkümmerns ausgesetzt sein. Die Goßnersche Mission hat deshalb schon von Anfang an unter den Kolhs Gemeinden zu gründen und selbständiges Gemeindeleben zu fördern gesucht. Gegenwärtig ist sie dem Ziel einer auf sich selbst ruhenden Volkskirche, das sie sich vorgesteckt hat, bedeutend näher gekommen. Mit Ausnahme der Bezirke von Takarma und Singhani, die sich erst in den Anfangsstadien der Gemeindebildung befinden, sind alle übrigen Stationsbezirke in einzelne Kirchen-(Pfarr-)Gemeinden eingetheilt worden

und bilden gleichsam Diöcesen mit einem Missionar als Ephorus an der Spitze.[1] Diese Kirchengemeinden, auch Filialgemeinden genannt, werden von eingebornen ordinirten Pastoren, oder wo solche noch fehlen, von Candidaten verwaltet und bestehen ihrerseits wieder aus mehreren Dörfern, von denen wieder je 10 etwa einen Ältesten, einen Catechisten und eine Kapelle haben. In Ermangelung eines Catechisten haben in diesen Einzelgemeinden auch wohl die Lehrer Catechistendienste zu thun.

Es dürfte unschwer einzusehen sein, welchen außerordentlichen Gewinn diese Organisation bringt. Sie hilft, daß die jungen Christen sich als selbständige Gemeinschaft und doch auch als Glieder eines Ganzen fühlen lernen, sie stärkt den Eifer und das Bewußtsein der Verantwortung bei den einzelnen Hülfsarbeitern und sie gewährt die Hoffnung, daß die Christengemeinden durch den Sturm einer Verfolgung, der in Indien jeden Augenblick losbrechen kann, viel weniger leicht werden hinweggeweht werden, als eine vereinzelte, nur durch den europäischen Missionar zusammengehaltene Christenschaar. Sie allein gewährt auch die Möglichkeit, daß die Mission sich einmal, wie doch ihr sehnliches Bestreben sein muß, von ihrem Arbeitsfelde ganz zurückziehen und dasselbe sich selbst überlassen kann.

Zur Selbständigkeit einer Christengemeinde gehört aber wesentlich, daß dieselbe auch für ihre Geldbedürfnisse selbst aufkommt. Daran fehlt nun allerdings bei den Kolhs noch viel. Die christlichen Kolhs, die in ihrer Armuth noch dazu vielen Bedrückungen und Erpressungen der Gewalthaber im Lande ausgesetzt sind, halten den Sarkar (das Curatorium) in Berlin für unendlich reich und meinen, diesem die Bezahlung der Gehälter der kirchlichen Beamten und die Kosten für Bau und Unterhalt der kirchlichen Gebäude überlassen zu müssen. Die Missionare haben daher viel Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daß die Missionsgelder nichts sind als Gaben christlicher Barmherzigkeit, und daß es ihre Pflicht ist, ihr religiöses Gemeinwesen selbst zu erhalten.

Indessen ist es doch auch mit der Selbsterhaltung der Gemeinden seit 14 Jahren viel besser geworden. Wurden früher durchschnittlich von dem Kopf 9 Pf. gesteuert, so jetzt doch wenigstens 24 Pf. Nicht zum wenigsten dürfte dieser Fortschritt der Einrichtung zu danken sein, daß nicht mehr wie früher diese Gel-

---

1) Siehe Abschnitt Nr. 3.

der in die große Missionskasse fließen, aus der dann die kirchlichen Bedürfnisse wie Kapellenbauten, Abendmahlswein, Matten, Licht ꝛc. bestritten, auch Darlehne und Unterstützungen an arme Christen gegeben wurden, sondern daß gesonderte Gemeindekassen gebildet worden sind mit der Weisung, alles Obengenannte — vorläufig noch mit Ausschluß aller Kapellenbauten — aus ihnen zu decken. Das geschah im Jahre 1872. Vier Jahre später wurden dann noch besondere Parochial-Kassen errichtet, aus denen die Kapellen reparirt und die kirchlichen Bedürfnisse bestritten werden mußten. Von Anfang des Jahres 1879 an hatten auch die einzelnen Geistlichen die Hälfte ihres Gehaltes, monatlich $7^1/_2$ Rup., aus denselben zu entnehmen. In gewissen Grenzen haben die eingebornen Geistlichen freie Disposition über diese Kassen, müssen aber dem Missionar vierteljährige Rechnungen einliefern. Dieser sendet dieselben mit seinen eignen an den Generalkassirer, damit sie von ihm geprüft und nach Berlin weiterbefördert werden. Durch diese Einrichtung sind die Einnahmen gestiegen, denn die eingebornen Geistlichen haben jetzt ein weit größeres Interesse an ihnen als früher, da sie die Gelder an die Kasse der Station abzuliefern hatten, zeigen sich auch viel zäher im Ausleihen, als die Missionare.

In Beziehung auf die Besoldung der eingebornen Geistlichen ist noch ein anderer Fortschritt zu melden. Anfänglich wurden dieselben aus der Missionskasse besoldet. So bekam Nathanael Tuyu in Piring monatlich 12 Rup. Gehalt und 3 Rup. Reisekosten. Das konnte aber unmöglich so fortgehen. Da wurde auf Betrieb des Missionars Dr. Nottrott der Versuch gemacht, die Stelle Tuyu's mit Land zu dotiren, und derselbe gelang vollkommen. Die Gemeinde Piring gab das Land, die Mission die Gelder, damit das Land zur Reiscultur hergerichtet würde, und jetzt steht die Sache so, daß Tuyu seinen Unterhalt ausschließlich vom Pfarracker hat, und dessen Bebauung, die ja bekanntlich in Indien keine großen Schwierigkeiten bereitet, sich auch für seine pfarramtliche Thätigkeit nicht hinderlich erweist.

Auf diesem Wege soll nun weiter vorgegangen werden. Dazu sind Pfarr-Dotationskassen gegründet worden, aus denen, wenn sie genügend gefüllt sind, Pfarrländereien gekauft werden sollen. Nach dem Grundsatze, daß kein Pastor ordinirt werden darf, dessen Gehalt seitens der Gemeinde nicht wenigstens zur Hälfte gesichert ist, hat das Curatorium auch für diese Kassen die Hälfte von dem versprochen, was die Gemeinde aufbringt. Das letztere sollen Lehrer und Catechisten alljährlich in Form von ausgedroschenem Reis

sammeln, den sie sich besonders zur Erntezeit auf den Tennen zu erbitten haben. Diese Gaben, für welche sich bald der Name „Almosen“ einbürgerte, weil gerade so auch die Bettler sich Gaben sammeln, heißen jetzt nach Beschluß der General-Conferenz „Prabhuprit“, d. h. Liebesgabe für den Herrn. Wie die Hindus bei jedem Auflegen des Getreides auf die Tenne die erste Wanne voll Reis als „Ramprit“ zurücklegen, bis der Brahmane kommt und sich dieselbe abholt, so sollen es auch die Kolhs machen, ihrem Herrn und seinem Reiche zu Dienst. Die gesammelten Gelder betrugen im ersten Jahre für alle Stationen gegen 500 Rup., sollen aber von jeder Station besonders verwaltet und zwar in der Post-Sparkasse angelegt werden. Ein Versuch, von der Regierung die Überweisung des Pahan-Feldes, d. h. desjenigen Feldes, das in jedem Dorfe für den heidnischen Priester ausgeworfen ist, überall da zu erlangen, wo das Dorf christlich geworden ist, hat nicht zum Ziele geführt. Die Landdotation wird überhaupt noch manche Schwierigkeiten machen, sie ist jedoch die billigste und sicherste Weise, einerseits die Missionskasse zu entlasten, andrerseits die Pfarreien der Eingebornen fest zu begründen.

Demselben Ziele soll auch eine „Wittwenkasse der eingebornen Pastoren und Helfer“ dienen. Dafür kann die Mission nichts thun, das ist Sache der interessirten Personen und der Gemeinden. Und so haben denn die eingebornen Geistlichen selbst eine solche Kasse gegründet und lassen sich jährlich 2 Rup. 4 A. von ihrem Gehalt abziehen. Das Geld verwaltet der General-Kassirer und legt alljährlich der Conferenz der Natives Rechnung.

So viel über die Organisation. Was zur tieferen Gründung der Gemeinden im Heil durch Schule und Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht und auch in literarischer Hinsicht gethan worden ist, werden spätere Abschnitte des Näheren darlegen. Da zu dieser Gründung es vor allen Dingen darauf ankommt, daß zunächst die Organe, durch welche an den Seelen gearbeitet wird, nämlich die eingebornen Helfer immer kräftiger werden, so sei gestattet hier nur das zu erwähnen, was zur Fortbildung derselben durch verschiedene Conferenzen und Lehrcurse geschieht.

In erster Linie ist hier die jährliche General-Conferenz zu nennen. Sie wird in Ranchi gehalten, umfaßt volle acht Tage und zerfällt in 4 Haupttheile: 1. die Gemeinde-Synode, 2. die gemischte Conferenz der Missionare, eingebornen Geistlichen und Candidaten, 3. die Separatconferenz der beiden Letzteren, 4. die Conferenz der Missionare allein.

Die Gemeinde-Synode,[1] an welcher außer den Missionaren sämmtliche eingeborne Geistliche, die Gemeinde-Ältesten, die älteren Catechisten, die verheiratheten Lehrer und aus jeder Ältestenschaft ein verständiges, unbescholtenes Gemeindeglied theilnehmen, verhandelt über allerlei Gemeinde-Angelegenheiten und unterbreitet ihre Beschlüsse dem Curatorium in Berlin, von welchem dann auch zur Verlesung auf der nächsten Synode alljährlich ein Bescheid einläuft. Sie hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung dadurch, daß sie einmal das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Kolh-Gemeinden nährt, und dann den Eingeborenen Gelegenheit zu offner Aussprache gewährt, die nicht selten einen eindringenden seelsorgerlichen Ton annimmt, zuweilen aber auch Berichtigungen und ernste Weisungen nöthig macht.

Die gemischte Conferenz der Missionare, eingebornen Geistlichen und Candidaten hat ähnlich wie unsere Pastoralconferenzen die geistliche Pflege der Gemeinden zum vielseitigen Gegenstande der Verhandlung. Sie dient recht eigentlich dazu, der eingebornen Geistlichkeit für die Ausrichtung ihres Amtes die nöthigen Anleitungen und Weisungen zu geben. Das Referat hat gewöhnlich ein Native.

Dieselben mehr an selbständige Besprechung ihrer Aufgaben zu gewöhnen soll durch die Special-Conferenz derselben bezweckt werden. Denn an Selbständigkeit fehlt es ihnen noch gar sehr. Auch wollen dabei die Missionare die eigenen Gedanken der Eingebornen besser kennen lernen. Zunächst tagt diese Conferenz noch unter Vorsitz eines Missionars, später soll nur ein Missionar zuhören, während ein Eingeborner die Verhandlung leitet. Als letztes Ziel ist ins Auge gefaßt, daß die General-Conferenz nur durch das Protokoll von diesen Verhandlungen Kenntniß nimmt. Beschließende Stimme hat diese Conferenz nicht.

Außer diesen die National-Helfer des ganzen Missionsgebietes zusammenführenden Conferenzen hat nun jede Station noch ihre besonderen Zusammenkünfte.

So ist wenigstens auf der Station Burju die Einrichtung getroffen, daß die eingebornen Pastoren zu ihrer Förderung in der ersten Woche jeden Monats zwei Tage lang nach der Station kommen, dort mit dem Missionar nicht blos die Gemeinde-Verhältnisse durchzusprechen, sondern auch Theologisches zu treiben.

---

1) Siehe Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 285.

Im letzten Jahre wurde mit ihnen das Augsburgische Glaubensbekenntniß und das Neue Testament in der Hindi-Sprache gelesen.

Allen Stationen gemeinsam sind dagegen die jährlich während der Regenzeit stattfindenden Lehrcurse der Catechisten und Lehrer. Weil in dieser Zeit wegen der Feldarbeit Schul-, Tauf- und Confirmanden-Unterricht nicht ertheilt werden kann, haben sie Zeit, sich 4—6 Wochen lang auf der Station aufhalten zu können. Die Catechisten werden da im Bibel-Verständniß, Catechismus, Kirchengeschichte, Catechese u. s. w. gefördert, getrennt von ihnen dagegen die Lehrer außerdem noch im Rechnen, Gesang, Ertheilen von Probelectionen u. dgl. Den Unterricht ertheilen die Missionare, eingebornen Pastoren und, wo solche zur Hand sind, die Candidaten.

Endlich gehören hierher die monatlichen Conferenzen der eingebornen Helfer. Sie sind eigentlich nichts Neues, haben sich in dem letzten Jahrzehnt aber doch mehr zu einer festen Einrichtung herausgebildet. So kommen in Burju die Catechisten mit Ausnahme derer aus den Parochien Tuyur, Tapkara und Sayadburu, die besondere Conferenzen bei ihren Pastoren haben, am zweiten Donnerstage jeden Monats zusammen. Dabei zeigen sie nach der Reihe ihre Gemeinderegister und berichten, welche Veränderungen etwa während des verflossenen Monats vorgekommen sind und was sich sonst ereignet hat. Sodann geben sie die Geburts- und Sterbefälle an, erstatten Bericht über den Tauf- und Confirmandenunterricht, den sie geben, wie die Andachten und Gottesdienste besucht werden u. s. w. Auch die Sonntagscollecten in Geld und Reis liefern sie dabei auf Grund ihrer Bücher ab, die Näherwohnenden den Reis in natura, entweder ihn selbst tragend oder bei größerer Menge der Hülfe eines Kuli sich bedienend, die Entfernteren, die den Reis an Ort und Stelle verkaufen dürfen, das dafür gelöste Geld. Damit wird der Vormittag vollständig ausgefüllt. Nachmittags wird gefragt, ob das, was ihnen für den Monat aufgegeben worden, etwa ein Abschnitt der Bibel oder eine Nummer des Garbandhu (Kirchenzeitung), in welchem Missionar N. seit Jahren den römischen Catechismus widerlegt, gelernt worden ist. Auch werden die Pericopen des folgenden Sonntags durchgenommen. Den Schluß des Tages macht die Auszahlung ihres Talab d. h. Gehaltes, vorausgesetzt, daß, was aber oft nicht der Fall ist, das nöthige Geld zur Verfügung steht. — Über die Conferenz der Lehrer siehe den Abschnitt 4.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß auch die Thätigkeit zur Vertiefung und Befestigung des Christenlebens eine ganz bedeutend durchgreifendere ist, als in früheren Zeiten.

Blicken wir aber nun auf die eigentliche Hauptfrucht der Arbeit, auf den sittlich-religiösen Zustand der Gemeinden, so ist derselbe nicht überall ein gleicher. Missionsinspector Professor Plath schreibt darüber in seinem Visitationsbericht[1] Folgendes: „Unsere Missionare wollen beobachtet haben, und die jetzt gemachte Bekanntschaft mit den vorliegenden Verhältnissen bestätigt ihre Beobachtung, daß sich das Wachsthum der Kolh-Gemeinden nach einem merkwürdigen Gesetze vollzieht. Wird in einer Gegend unter den Mundaris eine Station neu begründet und mit einem Missionar besetzt, so wird derselbe sehr bald zu einem Mittelpunkte, welchem die Heiden in der mannigfaltigsten Weise zustreben. Es werden die Grundlagen der Gemeinde gelegt, aus verschiedenen Dörfern können Gruppen von Familien getauft werden, in weitem Umkreise um den Platz werden eingeborne Helfer postirt, Kapellen und Wohnhäuser und einige Schulen gebaut, die Leute aber sind im Großen und Ganzen naiv, freundlich und vertrauensvoll und fangen an, sich als ein Ganzes zu fühlen, welches zu dem Einen Manne in ihrer Mitte gehört. Das war der Stand unsrer Gemeinde St. Matthäuspur. Unter ihr wurde mir so wohl, daß ich am liebsten, wenn es möglich gewesen wäre, selbst als Missionar bei ihr geblieben wäre. Aber solch ein Zustand pflegt von einem andern abgelöst zu werden. Wenn die Personen des Missionars und der eingebornen Gehülfen wechseln, wenn der Ernst der christlichen Kirchenzucht sich mehr und mehr geltend macht, wenn auch in äußeren Bedürfnissen Leistungen von den Gemeindegliedern gefordert werden müssen, andrer Beweggründe zu geschweigen, so tritt eine Zeit ein, da die ursprüngliche Naivität schwindet: sie fangen an kritisch zu werden, sie können sich wie ungezogene Kinder betragen, wollen ihrerseits von dem Missionar ungebührlich dieses und jenes haben und werden verstimmt, wenn sie es nicht erlangen. Die Gemeinde selbst wächst fortwährend, allein es ist, als ob sie etwas zerflösse und innerlich keinen Halt hätte, ja als ob alles von dem Mittelpunkte abstrebte. In solcher Läuterungsperiode befand sich in der letzten Zeit unsere große Gemeinde Goßnerpur. Dann aber kommt wohl ein Umschwung, meist durch

---

1) Goßners Mission unter Hindus und Kohls um Neujahr 1878, Reisebriefe, Berlin, Verlag der Goßn. Miss. Buchh.

das Wirken volksthümlicher Persönlichkeiten, und die auseinandergegangenen Glieder besinnen sich wieder auf ihre Zusammengehörigkeit, die Station wird von Neuem zu einem gern besuchten Sammelpunkte der Gemeinde, und die erste dem Centrum zustrebende Bewegung kehrt um so frischer und fruchtreicher wieder. So war es jetzt in Patrasburtsch."

Seit dem Jahre 1878, in welchem Vorstehendes geschrieben wurde, scheint sich nun aber die Situation doch etwas verändert zu haben.

Die vorherrschend unter den Uraos arbeitenden Stationen Ranchi und Lohardagga, welche Ende des vorigen Jahrzehnts viel unter der socialen Bewegung[1] zu leiden hatten, erfreuen sich jetzt, nachdem sich die Aufregung gelegt hat, wieder eines gesegneten Fortgangs ihrer Arbeit. Dagegen werden über den Stamm der Mundaris, in dessen Bereich die Stationen Govindpur und Burju (Goßnerpur und Patrasburj) liegen, viele Klagen laut. Besonders der Missionar der letzteren Station weist mit betrübtem Herzen auf die vielen Abfälle zu den Jesuiten und die nicht weniger zahlreichen Rückfälle ins Heidenthum hin, die er in seinem Sprengel zu verzeichnen habe. Mehr noch als diese Zahlen betrübt ihn jedoch die veränderte Gesinnung seiner Gemeinde. In Folge der laxen Ansichten der Jesuiten, schreibt er, verschwinde der Abscheu der Christen gegen die heidnischen Opfer, nähmen sie es so viel leichter mit dem Trinken und Tanzen, und verlernten sie das Geben. Auch mache der Umstand, daß auch bei den Heiden die Kaste nicht mehr aufrecht erhalten werde, die Rückkehr ins Heidenthum gar leicht. Er habe das Heidenthum und den unsteten Charakter der Orientalen unterschätzt. Ein erfahrener englischer Beamter, dem er einst den Fortschritt im Bandgau gerühmt, habe es ihm allerdings schon vorher gesagt: „Sie werden noch staunen, was Sie für gegentheilige Erfahrungen nach zehn Jahren machen werden." Jetzt sehe er ein, daß das Heidenthum eine furchtbare Attractionskraft habe, und es sei seine feste Überzeugung, daß dasselbe unter den Mundaris in den letzten zehn Jahren nicht weiter niedergedrückt worden sei, sondern wieder sein Haupt erhebe. Nur christliche Erziehung und Unterricht könne helfen, aber woher die Mittel dazu?

Gewiß herzbewegende Klagen! Wir müssen sie uns aber etwas näher ansehen, um nicht ein dunkleres Bild uns zu machen,

---

1) Siehe Abschnitt 3 und 11.

als selbst dieser durch seine Stellung mitten in der Bewegung vielleicht nicht ganz objectiv urtheilende Missionar uns zeichnen wollte.

Es liegen uns drei statistische Tabellen vor, eine solche vom Jahre 1882/83, die andere von 1884/85 und die dritte vom 1. April 1885 bis 1. März 1886. Nach diesen gab es beziehungsweise in der gesammten Mission 532, 410 und 472, also 1,7, 1,3 und 1,4 % Gelegenheitstrinker und Säufer, in den beiden Mundari-Gemeinden Govindpur und Burju 353 oder 2,23 %, 313 oder 1,35 % und 349 oder 1,5 %. Danach steht es in Beziehung auf die Trunksucht, die übrigens das Nationallaster sämmtlicher Kolhs ist, in den Mundari-Gemeinden nicht viel schlimmer, als in den übrigen, auch ist ein Rückschritt wohl im Verhältniß zum Jahre 1885, nicht aber im Verhältniß zum Jahre 1882 wahrzunehmen. Daß es ohne die obenangeführten schlimmen Einflüsse nicht doch besser stehen würde, soll nicht bestritten werden.

Ein Gradmesser für die Einwirkung des Christenthums dürften ferner die ehelichen Verhältnisse sein. Nur nach einer Seite hin reden da die Zahlen. Während bei den Heiden das Auseinanderlaufen der Eheleute sehr gebräuchlich ist, verließen 1882/83 bei 5538 christlichen Familien nur 35, 1884/85 bei 5741 nur 21 und 1885/86 bei 5761 nur 24 Männer ihre Frauen, während die Zahl der Frauen, welche ihren Männern fortliefen beziehungsweise 43,38 und 31 waren. Die Zahl der fortlaufenden Ehegatten hat sich demnach trotz der Zunahme der Getauften von 28,834 auf 30,979 von 78 auf 59 und 55 gemindert. In den beiden Mundari-Gemeinden ist dasselbe der Fall. Dort kommen in den betreffenden Jahren auf 4094 Familien 59, auf 4111:59 und auf 4052 (in blos 11 Monaten) 45 Verlassungen.

Allerdings die großen Zahlen der Rück- und Abgefallenen fallen ja in die Augen. Die beiden Mundari-Stationen haben zusammen im Jahre 1884/85 346 und 1885/86 269 getaufte Christen, dazu noch 89 resp. 50 Taufbewerber ins Heidenthum und 48 resp. 104 Christen zur römischen Mission abfallen sehen. Indessen sind nicht blos 26 und 13 Personen von den Römischen wieder aufgenommen worden, sondern der Umstand, daß in den beiden Jahren und aus den beiden Gemeinden auch 161, beziehungsweise 511 (!) Christen auswanderten, beweist doch, daß wir den tieferen Grund dieser betrübenden Erscheinung in wirklichen oder vermeintlichen Übelständen zu suchen haben,[1] die ihrer Natur

1) Siehe Abschnitt 11.

nach vorübergehende sind. Auch das Völkermeer hat seine Ebbe und Fluth. Wir glauben, daß für die Mundaris jetzt eine Zeit der Ebbe war, die jedoch bald wieder weichen dürfte, so daß die Klagen, welche der Missionar von Burju uns gegenüber hat laut werden lassen, sich noch in Lob und Dank gegen den Herrn der Kirche verwandeln, der wohl zu Zeiten heilsame Gerichte schickt, aber ein Missionswerk, an denen er schon so große Wunder gethan, gewißlich nicht wird zu Grunde gehen lassen.

Und in der That, kaum waren diese Zeilen geschrieben, als der Verfasser von eben diesem Missionar (März 1887) die erfreuliche Nachricht erhielt: „Von Rom nehme ich tüchtig auf, auch Zuzug von den Heiden wieder besser, scheint wieder Frühling zu werden."

Bei den vorstehenden Beurtheilungen hat uns stets der ideale Maaßstab einer Christengemeinde vor Augen gestanden, die nicht „Flecken noch Runzel" hat. Es ist aber auch nöthig, daß man eine so junge Christengemeinde mit den sittlich religiösen Zuständen ihres früheren und des noch jetzt sie umgebenden Heidenthums vergleicht. Und von diesem Hintergrunde hebt sich ja die Christenheit unter den Kolhs trotz aller Schäden und Gebrechen leuchtend ab. Einer der Missionare, der vor Andern in seinem Urtheile nüchtern und scharf ist, hat den Unterschied der Kolh-Christen von den Heiden in die drei Punkte zusammengefaßt: „Erstens halten unsere Christen mit Ausnahme weniger Rückfälliger das Gelübde, welches sie bei Aufnahme in das Catechumenat ablegen, sie trinken keinen Illi, den sehr berauschenden Reisbranntwein. Zweitens sind sie fleißige Besucher der Gottesdienste. Drittens beten sie viel in ihren Häusern, namentlich wenn schwere Erkrankungen und Sterbefälle vorkommen.[1]

Wir werden in dem Folgenden dieses günstige Urtheil nach manchen Seiten hin zu erweitern in der Lage sein, hier nur noch die Bemerkung, daß die Macht des Christenthums sich auch recht handgreiflich in der fortschreitenden Cultur und Bildung der Kolhs zeigt.[2] Dieser Fortschritt hat ja auch für die Mission seine Schattenseite, sofern die wohlhabender und intelligenter gewordenen Leute auch der Mission gegenüber anspruchsvoller werden, z. B. für den Gemeindedienst ausgebildete Helfer sich nur zu leicht durch das

---

1) Plath, Reisebriefe S. 286.

2) Vgl. auch Plath, die cultur-historische Bedeutung der Kolhs-Mission, Berlin 1876.

größere Gehalt, das ihnen im Regierungsdienst geboten wird, zur Unzufriedenheit, hervorragende Gemeindeglieder sich zu nachdürcklicherer Verfolgung selbst blos vermeintlicher Rechte den Grundherren gegenüber verleiten lassen, dennoch aber ist auch dieser Fortschritt als eine dankenswerthe Frucht der Missionsarbeit zu bezeichnen. Man bedenke nur, daß noch vor 40 Jahren kein Einziger der Kolhs lesen oder schreiben konnte, und jetzt? — welche stattliche Zahl von Solchen, die in Missions- oder Regierungs-Ämtern stehen. Bereits vor fünf Jahren standen in Chutia Nagpur proper, das heißt also mit Ausschluß von Singbhum, Manbhum und Hazaribagh, gegen 500 Christen der Goßnerschen und der Englischen Mission in irgend welchem Amte und bezogen eine monatliche Einnahme von ca. 8500 Rup. Die Diöcese Ranchi hatte allein 26 junge Männer im Dienst der Regierung, zwei als Taxeinsammler, einen als Abschreiber im Gericht, drei als Siegler, andere waren Polizisten, Executoren u. dgl. „Das hebt", sagt Missionar Onasch, „die Kolhs außerordentlich."

Alles in Allem genommen müssen wir also sagen, daß die Entwickelung der Kolh-Gemeinden eine günstige und nach den Gesetzen des Reiches Gottes eine normale ist. Sie geht durch zeitweisen Stillstand, ja durch scheinbare Rückschritte hindurch, aber sie geht vorwärts; das Senfkorn wächst, und der Sauerteig durchdringt die Masse immer mehr und mehr.

3. Geschichte der einzelnen Stationen und ihrer Bezirke.[1]

Die Stationen unter den Kolhs sind durchaus nicht Ansiedelungen der Bekehrten, sondern nur Mittelpunkte größerer Kirchenkreise. Außer den Missionaren und ihren Gehülfen, den Kostschülern und ihren Lehrern wohnen nur ausnahmsweise solche Christen auf der Station, die aus irgend welchen Gründen in ihren Heimathsorten kein Unterkommen finden können. Von den Stationen aus wird die Gemeinde geleitet und das Reich Gottes weiter ausgebreitet, nach den Stationen strömen die Gemeindeglieder als nach ihrem räumlichen Centrum und dem Orte ihrer gottesdienstlichen Feiern. In dem Maaße jedoch, als die Gemeindeorganisation durch Anstellung von Catechisten, Candidaten und eingebornen Geistlichen durchgeführt wird, verlieren die Stationen auch an Bedeutung.

Die Zahl derselben ist leider wenig gewachsen, sondern beträgt blos acht.

Die erste Stelle unter ihnen nimmt immer noch

Ranchi[2] (Rantschi)

ein; nicht wegen der Größe ihrer Gemeinde, denn zwei andere haben drei bis viermal mehr Gemeindeglieder, sondern weil sie als die älteste und dicht bei der Regierungsstadt Chutia Nagpur's gelegene Station der Sitz der obersten Missionsleitung, der Central-Schulanstalten und der Versammlungsort für die jährlichen Conferenzen ist.

Das Wachsthum der wesentlich aus Uraos bestehenden Gemeinde ist ein geringes. Die Concurrenz der Ausbreitungsgesellschaft, welche ebenfalls in Ranchi ihren Mittelpunkt hat, die

---

1) Die Namen der hier aufgeführten Stationen werden wir später blos mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnen.

2) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 174 ff., 246 ff.

Propaganda der Jesuiten, besonders aber eine aus socialen Gründen sich erklärende, aber durchaus ungerechtfertigte Verstimmung der Eingeborenen gegen die Missionare[1] haben dasselbe gehindert. Im Jahre 1873 zählte die Gemeinde 3187 Getaufte und 100 Catechumenen, 1886 dagegen 3866 Getaufte und 187 Catechumenen. Die Zahl der Prachin- (Pratschin)schaften, auf welche diese Christen sich vertheilen, ist von 13 auf 27 gestiegen. Zu Anfang unseres Zeitabschnittes hatte die Gemeinde noch keinen, jetzt drei ordinirte eingeborne Geistliche und 8 Candidaten, damals 6, jetzt 21 Catechisten, dazu 12 Lehrer, 27 Aelteste, einen Colporteur und 4 Bibelfrauen.

Kirchensprache ist das Hindi. Candidaten, Catechisten und eingeborne Pastoren sollen jedoch den Uraos den Gottesdienst in der Uraosprache halten.

Leiter der Station war 1873 Missionar D. Flex. Im Jahre 1876 Monate lang wegen Krankheit arbeitsunfähig, übernahm er nach seiner Genesung die verwaiste Station Hazaribagh. Da ihm verschiedene Wünsche nicht gewährt werden konnten, verließ er 1877 den Dienst der Goßnerschen Mission und trat zur Ausbreitungsgesellschaft über.

Sein Nachfolger wurde der bisherige Missionar von Purulia, Joh. Herm. Carl Onasch, Präses des Missionsvorstandes und verheirathet mit L. M. Theodore geb. Kozer aus Käsemark bei Danzig. Er hat am 23. Juni 1886 sein fünfundzwanzigjähriges Missions-Jubiläum feiern dürfen — der erste derartige Fall in der Goßnerschen Kolh-Mission. Frühjahr 1887 ging er auf Urlaub und wurde durch Missionar Dr. Nottrott vertreten, welcher dazu seinen Wohnsitz zeitweise von Burju nach Ranchi verlegte. Noch gegenwärtig weilt er zu seiner Erholung in der Heimath.

Bis 1. Mai 1886 stand ihm zur Seite Missionar Voß, dem die Parochie Ranchi besonders übertragen war.

Vorübergehend hielten sich, hauptsächlich zur Erlernung der Sprache, fast sämmtliche jüngere Missionare in Ranchi auf, nahmen jedoch auch, sobald sie es vermochten, an der Arbeit, sei's in der Gemeinde, sei's am Seminar Theil.

Über die Schulen Ranchi's und ihr Personal wollen wir in einem besonderen Abschnitte berichten. Hier nur über dieselben so viel, daß die Unruhe, welche im Jahre 1879 aus socialen Ur-

---

1) Vgl. Abschnitt 11.

sachen die Gemeinde erschütterte, auch die Schulen in Mitleidenschaft zog. Die Leute wollten nicht mehr in die Kirche kommen und ihre Kinder nicht mehr in die Schule schicken, bis ihnen in ihrer Land-Angelegenheit durch die Missionare, deren Einfluß sie durchaus überschätzten, geholfen sei. Auch eine ganze Zahl Candidaten, Catechisten und Lehrer betheiligten sich an der Bewegung, ja hatte dieselbe mit hervorgerufen und befördert, so daß viele entlassen werden mußten. Sämmtliche Dorfschulen bis auf eine waren in Folge des eingegangen. Nach einigen Monaten war jedoch die Bewegung wieder zum Stillstand gekommen, so daß Anfang 1881 wieder neun Dorfschulen bestanden. In der neuesten Zeit ist sie indessen leider wieder ausgebrochen. Zehn Mark Strafe wird von den Führern denen angedroht, welche die Kirche besuchen und ihre Kinder in die Schule senden. Sie wollen ohne Hülfe der Missionare Gottesdienst und Schule halten. Die Mehrzahl der Gemeindemitglieder hat jedoch glücklicherweise sich nicht einschüchtern lassen.[1]

Da Ranchi der Sitz der obersten Gerichts- und Verwaltungsbehörde für Chutia Nagpur ist, so strömt eine große Menge Recht suchender christlicher Kolhs nach der Station und erwartet dort Unterkommen. Eine neugebaute große Dera (Fremdenhaus) gewährt ihnen dasselbe. Für den Missionare ist die stundenlange Berathung, die er diesen Leuten täglich widmen muß, keine kleine Last. Ein Catechist ist beauftragt sie in die Stadt zu führen, damit sie nicht in die Hände von Gaunern gerathen, und längere Zeit war auch ein besonderer eingeborener Advocat seitens der Mission zu ihrer Bedienung angestellt.

Da es nicht an Christen fehlt, welche im Gefängniß von Ranchi Strafe zu verbüßen haben, so hat sich der Missionar auch dieser anzunehmen.[2]

Ebenso hat die Mission in Ranchi ihre Druckerpressen und Buchbinderei.[3]

Eingetheilt wird die Diöcese Ranchi in fünf Gemeinden; 1) Ranchi selbst mit drei Catechisten und vier Lehrern. Als Hülfsprediger steht dem Missionar für die umliegenden Dörfer zur Seite der eingeborene Pastor Christochit Nondiroynu; 2) Chiur mit einem Candidaten, drei Catechisten, zwei Lehrern und dem

---

1) Vgl. Abschnitt 11.
2) Vgl. Abschnitt 10.
3) Vgl. Abschnitt 9.

eingebornen Pastor Rufus Lakra; 3) Kota mit einem Candidaten, vier Catechisten und drei Lehrern; 4) Ranikhatanga mit dem eingebornen Pastor Suleman Asna, fünf Catechisten und einem Lehrer; 5) Hismi mit dem Candidaten Nikodim Lakra, vier Catechisten und drei Lehrern.

Westlich von Ranchi und ebenfalls unter den Uraos liegt die Station

Lohardagga.[1]

Ende 1873 war die Station mit dem Missionar Lorbeer besetzt. Zwei Catechisten und ein Lehrer standen unter ihm. Die in fünf Ältestenschaften getheilte Gemeinde zählte gegen 500 Glieder und hatte eine Dorfschule.

Anfangs 1876 wurde Lorbeer an den Ganges versetzt, und Missionar Didlaukies, bisher in Burju, trat an seine Stelle. Fieberkrank mußte er aber bereits nach einem Jahre auf Urlaub in die Heimath gehen. Die Leitung der Station übernahm nun Missionar Onasch, welcher von Ranchi aus mit Hülfe eines auf der Station wohnenden Candidaten (zuerst Barnabas Toppo und nach ihm Yakub Lakra) die Arbeit fortführte.

Im November 1877 wurde die Station wieder besetzt mit dem Missionar Ferd. Hahn. Er fand eine Gemeinde von 607 Gliedern, hatte schwere Arbeit mit der christlich-socialen Secte des Masihdas,[2] aber auch die Freude, die meisten ihrer Anhänger wiederzugewinnen, richtete 1880 eine Stations-Mädchenschule ein und ging 1882 mit seiner Familie nach Deutschland auf Urlaub. Während dieser Urlaubszeit wurde er vom Missionar Bartsch vertreten und gewann in Schleswig-Holstein für seine Arbeit viele Freunde, mit deren Hülfe er nach seiner Rückkehr bereits im Juni 1884 eine längst von ihm ersehnte Stations-Knabenschule (Kostschule) eröffnen konnte. Nachdem in Folge der großen Hitze des Jahres, welche das Thermometer zu Pfingsten in der Kirche auf 30—31° R. steigen ließ, große Nahrungsnoth entstanden war und ihm viele Arbeit mit Hungernden und Arbeitsuchenden gemacht hatte, es ihm auch gelungen war den abgelaufenen Pachtcontract für das Missionsgrundstück bei dem Maharaja auf 25 Jahre unter den alten Bedingungen zu verlängern, war es ihm vergönnt, und zwar ebenfalls noch im Juni 1884, mit Hülfe der englischen

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 250.
2) Vgl. Abschnitt 11.

Gesellschaft der „Mission für Aussätzige in Indien“ ein Asyl für Aussätzige in der Nähe der Station zu eröffnen. Anfangs 1885 konnte er neben demselben durch die Güte deutscher Freunde noch ein Asyl für Epileptische und Unheilbare bauen.[1]

Während er sich sorgsam für kranke Heiden und Christen abmühte, erkrankte ihm seine eigene Frau, so daß er mit derselben nach Ranchi reisen mußte. Aber die Arbeit war überhaupt für Einen Missionar zu groß geworden, und so stellte ihm Ende 1885 das Curatorium in Missionar Riemann einen Gehülfen zur Seite. Zugleich mit dem dadurch nöthig gewordenen Baue eines zweiten Missions-Bangalow wurde auch die Stations-Kapelle erweitert, wozu die Freunde der Lohardagga-Anstalten zum großen Theil die Mittel boten. Diese vergrößerte Kapelle wurde am 23. Juni 1886, am Tage des fünfzigjährigen Jubiläums der Goßnerschen Mission, eingeweiht und „Jesus-Kapelle“ genannt.

Die Station mit ihren Anstalten erfreut sich nicht nur des lebhaften Interesses des englischen Deputy-Commissioners Lillingston, der sie besucht hat, sondern auch der Gunst vieler Heiden. Besonders zur Weihnachtsfeier pflegen diese zahlreich auf der Station zu erscheinen. Sehr lebendig ist die Selbstthätigkeit der Gemeindeglieder geworden. Diese haben jährlich ca. 400 Mark in die Gemeindekasse gesteuert, so daß 1877 sämmtliche Kapellen aus derselben gebaut werden konnten. Eine dieser Kapellen und zwar die größeste und schönste ist sogar von den zwölf zu ihr gehörigen Familienvätern ganz auf eigene Kosten gebaut worden.

Gegenwärtig besteht die Lohardagga-Gemeinde aus 1110 Seelen, darunter 976 Getaufte, 331 Communicanten und 134 Taufcandidaten. An diesen wie an den Heiden arbeiten außer den zwei Missionaren ein eingeborner Candidat, zwölf Catechisten, acht Lehrer, acht Älteste, zwei Colporteure, zehn Bibelfrauen. An Gebäuden hat der Bezirk eine Kirche, zehn Kapellen, zwei Schulhäuser, zwei Asyle und dazu noch die Wohnungen für Missionare, Candidaten, Catechisten u. s. w. Neben den zwei Stationsschulen bestehen drei Dorfschulen.

Die Gemeinde ist in zwölf Ältestenschaften getheilt. Ihre große Ausdehnung bereitet der geistlichen Bedienung viele Schwierigkeiten.

---

1) Siehe Abschnitt 10.

Südöstlich von Lohardagga liegt die Station

Govindpur (Goßnerpur).[1]

Im Jahre 1873 finden wir hier Missionar Didlaukies, der bald darauf mit Missionar Kröcher von Burju den Platz wechselt. Didlaukies hatte unter schweren Kämpfen gegen die Ausbreitungsgesellschaft zu arbeiten und seiner unermüdlichen, bei Tag und Nacht, in der kalten und heißen Zeit entwickelten Thätigkeit ist es nächst Gottes Gnade zu danken, daß die Gemeinde weit weniger von Christen jener Gesellschaft durchzogen ist, als andere. Auch zahlreiche Heiden, welche die Hoffnung auf Hülfe in der Landfrage damals schaarenweis zum Christenthum trieb, durfte er aufnehmen. Da Didlaukies besonders die Gabe besaß, die Seelen zu erwecken und zu locken, so hingen die Leute mit großer Liebe an ihm und waren höchst betrübt über seinen Weggang. Kröcher hatte daher anfangs viel Mühe, die Gemeinde zu beruhigen, und manches Kreuz, das ihm noch durch den im Februar 1876 erfolgten Tod seines Töchterleins vermehrt wurde. Im September desselben Jahres durfte er die neue, 2000 Menschen fassende Kirche oder vielmehr Kapelle der Station einweihen. Einen Thurm besitzt sie nicht, sondern die zwei Glocken hängen auf dem freien Platze vor derselben. Als am 1. Januar 1877 die Königin von England zur Kaiserin von Indien proclamirt wurde, reiste Kröcher in seiner Eigenschaft als Mitglied des Missions-Vorstandes (Kassirer) dazu nach Ranchi und verließ in der ersten Hälfte desselben Jahres die Station ganz, um die durch Missionar Sternberg's Erkrankung erledigte Rectorstelle am Seminar zu übernehmen.

Die Stationsgeschäfte versah nun ein Jahr lang der zweite Geistliche von Govindpur, Missionar Kampfhenkel, allein, bis Missionar Beyer, der bisher am Ganges gestanden hatte, als Stationsleiter eintrat, und jener Takarma übernahm (1878 im Februar). Beyers Einführung konnte durch den gerade zur Visitation anwesenden Missions-Inspector Lic. Plath aus Berlin vorgenommen werden. Bemerkenswerth war die Anwesenheit des Letzteren besonders durch Verhandlungen mit den Prachinen (Ältesten), welche ihr Amt niederzulegen drohten, wenn sie kein Gehalt bekämen, sich aber beschwichtigen ließen.

Eine Erkrankung an Sonnenstich nöthigte Beyer im October 1879 auf einige Zeit in Ranchi Arzt und Apotheke aufzusuchen.

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 251 ff.

1885 erkrankte seine Frau und mußte ebenfalls nach der Hauptstation, vier Wochen lang unter Pflege ihres Mannes, dann den Händen ihrer Schwester, der Frau Kröcher, überlassen.

Verhängnißvoller noch wurde der Aufenthalt in Govindpur für die europäischen Gehülfen Beyers. An Stelle Kampfhenkels war im Mai 1880 Missionar Gemsky getreten. Bald aber riethen diesem die Aerzte die Rückkehr nach Europa. In Calcatta jedoch gewann er wieder die Freudigkeit, trotz seiner Schwachheit zu bleiben, und kehrte (Anfang 1881) auf sein Arbeitsfeld zurück, bis er Januar 1883 doch auf Urlaub reisen mußte. An seine Stelle kam Missionar Sommer. Da dieser sich in Indien durch Gesundheit ausgezeichnet hatte, hoffte man von ihm eine längere Wirksamkeit. Unerwartet jedoch erkrankt er an der Brightschen Nierenkrankheit, muß Indien verlassen, erreicht auch noch seine Heimath Cannstadt, geht aber dort bereits am 9. October 1885 heim. Als Bäckergehülfe hatte Sommer in London, wo er längere Zeit in Arbeit war, durch Missionar Onasch von Goßners Mission gehört und dann im Missions-Seminar zu Berlin Aufnahme gefunden. Hervorragend begabt, des Englischen vollständig mächtig und bei dem Allen doch von Herzen demüthig, war er Herbst 1877 mit großen Hoffnungen nach Indien gesendet worden. Ehe er nach Govindpur kam, hatte er zuerst an der Schule in Ranchi gearbeitet und dann den Missionar von Purulia vertreten. Sein Scheiden war voll Glaubens und Ergebung, und einer seiner letzten Wünsche ging dahin, daß an seinem Grabe nichts von ihm gerühmt, sondern nur der 23. Psalm, an dem er sich oft erbaut, vorgelesen werde.

Im Jahre 1886 wurde Missionar Beyer gleich seinem Vorgänger zur Leitung des Seminars nach Ranchi berufen. Der noch vor seiner Abreise eingetretene Missionar Bartsch konnte aber nur kurze Zeit in Govindpur arbeiten, da er bereits im Mai 1886 mit seiner Frau, der anfangs in Ranchi thätigen Lehrerin Wilms, nach Deutschland auf Urlaub mußte.

Seit 1. Mai 1886 ist nun die in zwei Theile geschiedene Gemeinde von den beiden Missionaren W. Voß und Gemsky verwaltet worden. Ersterer hat den größeren östlichen, dieser den westlichen Theil. Leider ist aber das Kreuz Govindpurs, die Krankheit seiner Missionare, die einen so häufigen und gewiß nachtheiligen Wechsel nothwendig machte, noch nicht von der Station genommen. Seit Ende November 1886 hat Voß die Arbeit allein thun müssen, da Gemsky sich seiner Gesundheit wegen in Purulia

und dann auf Ceylon aufhalten mußte. Anfang Mai 1887 zurückgekehrt, ist er doch schwerer Arbeit und besonders den Reisen noch nicht gewachsen, hat auch noch zu sehr mit der Mundari-Sprache zu ringen, um mit rechtem Erfolg wirken zu können.

Die Gemeinde hat nicht in dem Maaße an Zahl zugenommen, wie sich nach ihrem Zustande im Jahre 1873 erwarten ließ. Die Zahl der confirmirten Glieder ist zwar von 2000 auf 3442, die der Theilnehmer am h. Abendmahl von 2866 auf 5128 gestiegen, und die Gesammtzahl der Getauften von 7000 auf 9854, indessen stehen diese Zahlen nicht in richtigem Verhältniß. Allerdings ist ein Theil der Gemeinde an die neu gegründete Station Takarma abgegeben worden, auch sind viele Christen ausgewandert, daß aber die größesten Verluste auf Rückfälle ins Heidenthum und auf Abfälle zu den Jesuiten kommen, kann leider nicht bestritten werden. Bereits 1878 gingen einige hundert Mundaris, die bei der Landvermessung ihre Hoffnungen, durch welche sie zum Christenthum getrieben waren, nicht erfüllt sahen, wieder ins Heidenthum zurück. Nach dem Census von 1883/84 wurden 250 Getaufte und 100 Taufcandidaten wieder Heiden, 36 gingen zur römischen, 50 zur englischen Kirche und 150 wanderten aus. Im Jahre 1885 betrug die Zahl derjenigen Gemeindeglieder, welche wieder Heiden geworden, 114, die der römisch gewordenen 57 und die der ausgewanderten 186. Im letzten Jahre sind sogar 345 römisch geworden. Schwerbewegten Herzens fragt der Missionar: „Was hat wohl der Herr für Absichten mit diesem Volke?“ Der Grund all dieser Rückgänge liegt in der socialen Frage, die gerade hier ihre Hauptagitatoren hat und zwar in den christlichen Gemeindeältesten. Gerade in neuester Zeit ist die Bewegung wieder sehr lebhaft, und finden nur deshalb nicht zahlreichere Abfälle statt, weil die Leute Christen bleiben, aber nur keine deutsche, englische und römische, sondern eine Mundari-Gemeinde sein wollen. Sie halten ihre eigenen Gottesdienste, und ein Ältester hat sogar schon auf eigene Hand getraut. Es fragt sich übrigens, ob nicht auch der häufige Wechsel der Missionare von Govindpur eine gründliche Arbeit an der Gemeinde und ein energisches Bekämpfen jener Bewegung empfindlich gehindert hat.

Govindpur A hat jetzt zwei eingeborne Geistliche, nämlich Yunas Toppo in Marchá und Prabhusahay Manki in Jurdág, dazu den Candidaten Martin Tassu in Khatangá, 16 Catechisten, acht Dorflehrer und zwei Bibelfrauen.

Govindpur B hat als einzigen eingebornen Pastor den Mansih Tassu in Kotbo, als Candidaten, der aber schwerlich dürfte ordinirt werden, dessen Bruder Massihprakásh Tassu in Kachanpur, zehn Catechisten, vier Dorflehrer und eine Bibelfrau.

Mit Einschluß der Station, welche eine besondere Gemeinde bildet, hat also die Govindpurdiöcese sechs Gemeinden.

Auf der Station leben die beiden Missionare brüderlich bei einander, und jeder hat für die Bedienung der Stationsgemeinde seine Amtswoche. Die Mädchenschule der Station zählt 26 Schülerinnen, die neu errichtete Knabenschule 26 Schüler. Auf der Liste der Dorfschulen standen 230 Schulkinder, von denen 207 Christen und 23 Heiden sind. Der Schulbesuch war kein guter. Unter den 37 Dorfkapellen zeichnen sich die der eingebornen Pastoren durch ihre Größe aus. Die Zahl der Ältesten ist auch 37, die Summe der Gemeindesteuer 635 Rupie. Die Jesuiten haben im Bereich der Station sechs Kapellen und sieben Schulen, aus der Gemeinde der Ausbreitungsgesellschaft kehren zahlreiche Glieder zur Goßnerschen Mission zurück.

Wir wenden uns nun nach der östlich von Govindpur gelegenen Station

Burju (Patrasburj)[1]

deren Gemeinde nach dem Urtheil des Missions-Inspector Plath im Jahre 1878 die „größeste, eigenartigste und so zu sagen geförderstste“ war und jetzt noch sein dürfte. Sie besteht gleich der vorigen wesentlich aus Mundaris. Auf derselben wirkte zu Anfang unseres Zeitabschnittes Missionar Kröcher und neben ihm Missionar Kampfhenkel. Bald aber trat an deren Stelle Missionar Didlaukies aus Govindpur. Er hatte den Schmerz, bereits am 16. September 1874 daselbst sein „geliebtes Weib“, Wilhelmine geb. Paulat, zu verlieren, fand aber reichen Trost in dem frommen Sinn, mit dem sie zu ihrem Heilande gegangen war, und in der großen Theilnahme der Gemeinde. Mehrere Catechisten hatten mit ihm für die Kranke gebetet und waren nicht müde geworden, bis die treue Gefährtin unter den Segensworten des Gatten ihren Geist aufgab. An 300 weinende Mundari-Christen hatten sie mit zu Grabe geleitet. Der Todtenweihe folgte am 11. October die Kirchweihe. Die Einweihung des einfachen, aber durch manche Gaben der Missionare geschmückten Baues, welcher

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 254 ff.

1949 Rup. gekostet hatte, war ein hoher Festtag. Sieben Missionare waren zu demselben erschienen, und 2500 Christen suchten den Eingang in's Gotteshaus, den nur die Hälfte fand, so daß den übrigen theils in der alten Dera, in welcher bisher Gottesdienst gehalten worden war, theils auf dem kaji sereng, dem altberühmten Felsen Burjus, gepredigt werden mußte. Auch der Singechor aus Ranchi war zur Erhöhung der Feier erschienen. An der Nachmittags gehaltenen Communion nahmen 553 Theil.

Missionar Didlaukies' Gesundheit, die schon durch seine aufreibende Thätigkeit in Govindpur gebrochen war, hatte inzwischen durch die anstrengende Arbeit an der großen Gemeinde und den Tod seiner Frau, welcher leichenschänderische Hände nicht einmal im Grabe Ruhe lassen wollten, solche Erschütterung erfahren, daß ein Urlaub für ihn unabweislich wurde. Dennoch ging der arbeitseifrige Mann erst noch nach Lohardagga. Da ihn jedoch auch dort das Fieber nicht verließ, reiste er im Jahre 1876 nach Europa. Die Neubesetzung Burjus wurde nun dahin geordnet, daß Missionar A. Nottrott sein liebes Chaybasa, auf dem er trotz der glühenden Hitze fast 9 Jahre gearbeitet hatte, verlassen und Burju übernehmen, aber den nach Burju hin gelegenen Theil seiner alten Gemeinde, den sogenannten Bandgau, den er am wenigsten missen mochte, und der auch trotz der politischen Abgrenzung ethnographisch mehr zu Burju, als zu dem unter den Larkas liegenden Chaybasa, gehörte, mit herübernehmen sollte. Wie seinem Vorgänger sollte aber auch dem Missionar Nottrott die erste Zeit seiner Wirksamkeit in Burju durch einen schmerzlichen Verlust bezeichnet sein. Am 26. April 1867 nahm ihm der Herr seine liebe Frau Marie geborene Hartmann von der Seite, nachdem dieselbe ihm $7^1/_2$ Jahre lang nicht blos im Hause, sondern auch im Amte eine treue Gefährtin gewesen war, indem sie sich, besonders nach dem frühen Tode ihres einzigen Söhnchens, mit aller Kraft der Erziehung des weiblichen Geschlechts gewidmet, dazu auch ihren Gatten oft auf seinen Reisen begleitet hatte. Mitte Juli desselben Jahres kam dann Missionar Bartsch von Ranchi nach Burju, um einige Monate lang bei dem Unterricht der Lehrer zu helfen. Da aber kein Gehülfe dem Missionar, besonders dem indischen, die Gattin ersetzen kann, so brachte Missionsinspector Plath Ende 1877 dem einsamen Burju-Missionar in Elisabeth Hartmann, der Schwester seiner heimgegangenen Gattin, eine neue Lebensgefährtin mit und traute sie ihm in Bombay gleich nach der Landung an. Seitdem arbeitet nun dieses Ehepaar in Burju und hat seine Arbeit

nur einmal durch einen anderthalbjährigen Aufenthalt in der Heimath (1881/82) unterbrochen. Derselbe war für den Gatten nach mehr als dreizehnjähriger Thätigkeit in Indien trotz seiner guten Gesundheit eine Nothwendigkeit geworden und diente der Sache der Mission durch die vielen Reisen und mehr als hundert Missionsvorträge, die Nottrott in den verschiedensten Gegenden des Vaterlandes hielt, zu nicht geringer Förderung. Die Reisekosten hatten persönliche Freunde in so reichem Maaße aufgebracht, daß auch für die Rückreise noch etwas übrig geblieben war. Am 13. Januar trat Dr. Nottrott — er hatte seine Urlaubszeit auch dazu benutzt, eine Grammatik der Mundari-Sprache zu schreiben und sich dafür in Leipzig den Doctor-Titel erworben — wider in sein inzwischen von dem leider immer noch unter eigner Krankheit, wie unter Krankheit seiner Frau und Kinder leidenden Missionar Didlaukies versorgtes Arbeitsfeld ein und fand besonders durch das Eindringen der Jesuiten überreiche Thätigkeit. Letzteres nöthigte die Missionsleitung auch den Theil seiner Gemeinde, der um Sayadburu[1] herum wohnt, anstatt wie bisher durch einen eingebornen Hülfsprediger, durch einen europäischen Missionar versorgen zu lassen, und wurde Missionar Bartsch dazu erwählt, der auch fast ein Jahr daselbst blieb. — Beim Missionar Nottrott hat es in den letzten Jahren auch nicht an Noth und Krankheit gefehlt, Frau und Kinder sind wiederholt leidend gewesen, er selbst konnte in Folge eines Sturzes vom Pferde lange Zeit die eine Hand nicht gebrauchen, dennoch hat er unter Gottes Gnade bis jetzt rüstig weiterarbeiten können. Anfang dieses Jahres ist ihm zu seinen bisherigen Arbeiten auch noch die Stellvertretung des beurlaubten Missionars Onasch in der Gemeinde Ranchi und das Präsidium des Vorstandes — Secretair des Vorstandes war er schon früher — übertragen worden, wozu er zeitweise nach Ranchi übersiedeln mußte, währenddessen ihm Missionar Bruske nach Burju zu Hülfe geschickt wurde.

Das Wachsthum der Gemeinde ist ein recht sichtbares. Im Jahre 1873 betrug die Zahl der Getauften 4500, die der Abendmahlsgenossen 1200 und die der Taufbewerber 339, in Summa also 4839. Durch Hinzukommen des Bandgau, Geburten und Bekehrungen hatte sich diese Zahl im Jahre 1876 auf ca. 10000 vermehrt, die auf einem Terrain von 180 □M. wohnten, und zu deren Versorgung drei ordinirte Eingeborene, zwei Candidaten,

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 259 f.

24 Catechisten und 27 Lehrer zur Verfügung standen. Nach dem Census von 1885/86 hatte Burju 12896 Getaufte und 335 Catechumenen, also im Ganzen 13231 Gemeindeglieder, die sich auf 2386 Familien und 410 Dörfer vertheilten und 1152 Rup. Gemeindesteuer aufbrachten. Diese große Gemeinde hat Missionar Nottrott wesentlich allein mit Hülfe eingeborner Kräfte geistlich versorgt. Nur vorübergehend hat ihm kurze Zeit ein europäischer Missionar zur Seite gestanden. Er ist nämlich ein begeisterter Verfechter der Ansicht, daß die Hauptarbeit an den Gemeinden durch eingeborne Geistliche zu geschehen habe, und daß zu deren Leitung, sowie zur Besorgung der sonstigen Arbeiten die Kraft eines einzigen europäischen Missionars auf der Station völlig ausreiche. Allerdings verfügt auch die Burju-Diöcese über ein verhältnißmäßig reiches und wohlausgebildetes Material eingeborner Helfer, sie hat 6 eingeborne Pastoren, 1 Candidaten, 43 Catechisten (für je 10 Dörfer einen), 13 Lehrer und 45 Älteste, auch sind die Einzelparochien wohlorganisirt.

Diese sechs Einzelparochien sind folgende:

1. Tapkara mit Filial Diangkel zählt 29 Dörfer mit 2872 Christen. Pastor: Hanuckh Dato Lakra, 1875 für diese Stelle ordinirt. Ihm zur Seite 3 Catechisten, 6 Lehrer, 5 Älteste und 2 Bibelfrauen. Gehalt des Pastors zu gleichen Theilen aus der Gemeinde und aus der Missionskasse.

2. Sarnatola hat 19 Dörfer mit 696 Christen, 2 Älteste, 1 Lehrer und 1 Bibelfrau. Pastor ist Ajub Hemborom. Gehalt zu $^1/_2$ aus der Missionskasse, $^1/_4$ aus der Gemeindekasse und $^1/_4$ aus dem Pfarracker, zu welchem vor mehreren Jahren „Majihas-Land“ [1] angekauft ist.

3. Koiongsar zählt 16 Dörfer, 971 Christen, 4 Catechisten und 4 Lehrer. Pastor: Andrias Tuyu. Gehalt wie in Nr. 1.

4. Tuyur (früher Piring) mit 63 Dörfern und 1896 Christen, 5 Catechisten, 4 Lehrern und 7 Ältesten. Pastor Nathanael Tuyu bezieht sein Gehalt ausschließlich vom Pfarracker. Von Piring auf dem rechten Ufer des Koil ist der Pfarrsitz nach Tuyur auf dem linken Ufer verlegt worden, weil dort der Pfarracker liegt, und der bei weitem größere Theil der Gemeinde wohnt, beide also

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 90 f.

auch bei Anschwellen des Flusses jetzt zugänglich sind. Für eine neue Kirche in Tuyur hat Missionar Nottrott bei seinen Freunden in Deutschland gegen 3000 Rup. gesammelt. Palmarum 1887 ist sie eingeweiht worden.

5. Sayadburu, gleich der vorgenannten Gemeinde in Singbhum gelegen, besteht aus 80 Dörfern, 1453 Christen und hat 14 Catechisten, 1 Lehrer, 4 Älteste. Bis 1884 war sie mit dem 1875 ordinirten eingebornen Pastor Andrias Tuyu besetzt, dem für fast ein Jahr Missionar Bartsch folgte, bis der 1875 für Marcha in der Gemeinde Govindpur ordinirte Anandmasih Matschun hierher versetzt wurde. Zu ihr sind vier zu Chutia Nagpur gehörige Ältestenschaften in Tamar geschlagen, während von der Gemeinde eine Ältestenschaft (Kulda) zu Koiongsar abgezweigt ist. Gehalt wie bei Nr. 1.

6. Burju, die Station selbst mit allen übrigen Gemeinden. Pastor und specieller Hülfsprediger des Missionars ist Suliman Soke, ein Bengale.

Während 1873 für Catechisten und Lehrer der Gemeinde Burju 1219 Rup. ausgegeben wurden, beträgt diese Ausgabe jetzt 4944 Rup. Um dieselbe nach Möglichkeit zu verringern, werden jetzt, soweit es Verhältnisse und Persönlichkeiten gestatten, die Catechisten mit der Erlaubniß angestellt, in ihren Dörfern bleiben und Landbau treiben zu dürfen. Die Gesammtgemeinde hat 61 Kapellen und 6 Kirchen.

Die südwestlichste Station ist

Takarma (Matthäuspur)[1]

Ihre Gründung war eine Nothwendigkeit, wenn die weitab von Govindpur wohnenden Christen dortiger Gegend nicht geistlich verkommen sollten. Mit Gründung einer Station gehts aber nicht so rasch, als man denkt. So war für die neue Station zwar der 14. December 1873, der hundertjährige Geburtstag Goßners, als Gründungstag in Aussicht genommen, auch ihr Name (Matthäuspur) bereits nach der Matthäus-Gemeinde in Berlin, die besondere Mittel gespendet hatte, und in deren Kirche sämmtliche Kolh-Missionare abgeordnet waren, festgesetzt, ebenfalls durch Missionar Didlaukies im December desselben Jahres schon ein Platz ausgesucht, von dem bisherigen Besitzer gekauft und in Ranchi gerichtlich registrirt worden; da aber der dem Missionar Huß übertragene

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 254.

Häuserbau so viel Schwierigkeiten machte, konnte die Station erst Neujahr 1875 bezogen werden. Während des ganzen Baues hatte Huß, und zwar nicht blos in der kalten, sondern auch in der heißen Zeit, mit Weib und Kind im Zelte wohnen müssen, wodurch sowohl sein Kind einen schweren Fieberanfall bekam, als auch seine eigene Gesundheit schwer geschädigt wurde.

Die Bevölkerung des Takarma zugetheilten Bezirkes ist eine sehr gemischte. Östlich wohnen Mundaris, nordwestlich Uraos, westlich Kharrias und zwischen diesen eingewanderte, das Gawari sprechende Hindus. Die meisten Christen waren Mundaris, welche in der Zeit der großen Bewegung 1857 in Hoffnung auf sociale Hülfe Christen geworden waren, im Lauf der Zeit jedoch aus getäuschter Hoffnung und in Folge mangelnder geistlicher Pflege den alten Eifer verloren, dafür aber keinen geringen Dünkel auf das Alter ihres Christenthums sich angeeignet hatten. Andere stammten aus den Jahren 1868—70, in welchen bekanntlich wieder ein großer Zudrang zum Christenthume stattgefunden hatte, waren aber ebenfalls sehr wenig gefördert. Alle diese zu sammeln und neu zu beleben, war die nicht leichte Aufgabe des Missionar Huß, die dem eifrigen und doch nüchternen Manne, der bereits während des Stationsbaues damit anfing, aber nichts überstürzte und seine Hauptthätigkeit darauf richtete, eine gute Grundlage für die Gemeinde zu erhalten, mit Gottes Hülfe auch wohl gelang. Ja es entstand durch die Gründung der Station eine neue Bewegung unter den Heiden, welche der Gemeinde nicht wenig neue Christen, — auch aus den Kharrias — zuführte. So konnte Missionar Huß bereits im Januar 1876 berichten, daß die Zahl seiner Christer mehr als 1000 betrage, die in 60 Dörfern zerstreut wohnten, während Ende 1874 blos 700 Gemeindeglieder gezählt worden waren. Auch durfte er rühmen, daß diese Christen trotz der Stammesverschiedenheit in herzlicher Eintracht zusammenlebten, die christlichen Lieder in Mundari, welche Nathanael Tuyu nach nationalen Melodien gedichtet (Bhajans), gern sängen, fast ganz aus eignen Mitteln eine Kapelle gebaut, und im letzten Jahre 100 M. Kirchensteuer, sowie am Erntefeste 11 Ctr. 22 Pfd. Reis als Dankopfer zusammengebracht hätten.

Die zwei Catechisten, die nach nur einjähriger Ausbildung ausgesendet werden mußten, entfalteten allerdings eine nur ungenügende Wirksamkeit, indessen ließen sich die durch dieselben unterrichteten Taufcandidaten willig finden, einige Zeit auf die Station zu kommen, um dort weiter zu lernen, und hatte der Missionar

die allerdings mit viel Mühe und Arbeit erkaufte Freude, im Januar 1875 21, im Februar gegen 80 taufen zu können.

Da, als das Werk so schön im Zuge war, legte der Herr dem fleißigen Missionar eine schwere Trübsal auf. Seine Frau, Eugenie geb. Schurmann aus Neusalz, war mit ihren zwei Kindern nach Ranchi gereist, eine erkrankte Freundin zu pflegen. Dort bekamen zuerst ihre Kinder die Masern und dann sie selbst. Die Kinder genasen, aber bei der Mutter trat zu den Masern die Cholera hinzu, so daß sie nach wenig Stunden starb, — im fröhlichen Glauben an den Herrn. Der aus der Ferne herbeigerufene Gatte konnte nur an den Hügel geführt werden, der sich über ihrer sterblichen Hülle wölbte. Im Juni desselben Jahres verlor er auch noch sein Töchterchen. Aber der treue Mann ließ sich durch solche Schläge an dem Dienste, den er seinem himmlischen Könige geschworen, nicht irre machen, ja wurde in demselben noch viel eifriger. Immer erfolgreicher wurden auf der Station Knaben und junge Leute unterrichtet, die Catechisten weiter ausgebildet, die Übersetzung der Bibel in die verschiedenen Sprachen in Angriff genommen, hie und da Kapellen geweiht, neue Taufbewerber schaarenweise gewonnen, die Stationskapelle mit Geräthen und Altarbekleidung ausgestattet, und auf dem Hofe in einem Gerüste eine Glocke aufgehängt, deren Ton die Gemeinde in Staunen setzte, beim Missionar aber die Sehnsucht nach einer ordentlichen Kirche und einer Schule lebendig machte.

Soweit war das Werk in Takarma gediehen, als im Februar 1878 der visitirende Missionsinspector Plath die Station besuchte. Er fand alles in musterhafter Ordnung. Auf einer viertägigen Rundreise überzeugte er sich, wie so ungemein zutraulich und anhänglich die Christen gegen ihren Missionar waren, schmerzlich aber war es ihm, daß zu der Gemeinde, die noch nicht 1000 Getaufte zählte, an 1000 Taufcandidaten gehörten, welche alle des Unterrichts bedurften, aus Mangel an Lehrkräften aber keinen erhalten konnten. Den Schluß der Visitation machte ein auf der Station unter schattigen Bäumen gehaltener und von 1200 Menschen besuchter Gottesdienst, in welchem 80 Personen getauft und fast ebensoviel confirmirt werden konnten. Das heilige Abendmahl wurde an etwa 100 Communicanten ausgetheilt. Dem Pantschayt (Männerversammlung) des folgenden Tages schloß sich ein bara kana (großes Essen) an, das nach dortiger Sitte der Gemeinde vom Missionar Huß als Abschiedsmahl gegeben wurde — er sollte nämlich seiner geschwächten Gesundheit wegen als Conrector an's

Seminar nach Ranchi gehen[1] — und das sich zu einem wahren Liebesmahle gestaltete.

Nach Huß' Versetzung wurde Missionar Kampfhenkel mit der Verwaltung Takarmas betraut. Geboren zu Niemegh 1835 und 1864 als Missionar ausgesandt, hatte er zuerst am Ganges gestanden, dann auf verschiedenen Stationen unter den Kolhs, zuletzt in Govindpur gearbeitet. Im Frühjahr 1878 trat er an, später wurde ihm Missionar O. Wirth zur Seite gestellt. In Takarma hatte Kampfhenkel den Schmerz zu erfahren, der wenigen der Kolh-Missionare erspart bleibt, nämlich den Verlust seiner Gattin. Am 27. August 1880 starb diese „ernste Christin, Dulderin und treue Arbeiterin auf dem Missionsfelde", Bertha Wilhelmine geb. Kleinschmidt, in Folge eines Sonnenstichs zu Ranchi und fand dort ihre letzte Ruhestätte an der Seite zweier ihr vorangegangenen Kinder. Durch diese schwere Heimsuchung so angegriffen, daß ihm der längst verdiente Urlaub nicht länger vorenthalten werden konnte, reiste Kampfhenkel mit seinen zwei ihm gebliebenen Kindern zusammen mit dem Burju-Missionar im April 1881 nach Deutschland ab. Während seiner Abwesenheit wurde Takarma unter Aufsicht des Missionars von Govindpur durch Missionar O. Wirth und, als Ende 1881 dessen Versetzung nach dem Ganges erfolgte, durch Missionar Gemsky verwaltet. Da dieser wegen Kränklichkeit nicht allein bleiben konnte, trat ihm im April 1881 der junge Missionar W. Kiefel zur Seite, der bald darauf die Station, so gut es ging, allein verwalten mußte. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland, von wo er sich die Schwester seiner heimgegangenen Frau als zweite Gattin mitbrachte, trat Missionar Kampfhenkel wieder in seine alte Stellung, in welcher er bis jetzt rüstig weiter gearbeitet hat.

Die Gemeinde hat sich unter ihm innerlich und äußerlich höchst günstig entwickelt. Nach dem Census 1882/83 zählte sie in 58 Dörfern und 365 Christenhäusern 1516 Gemeindeglieder, darunter 1215 Getaufte, einschließlich 321 Abendmahlsgenossen, und 301 Catechumenen. Als eingeborenen Hülfsarbeiter gab es einen Candidaten, 12 Catechisten, drei Lehrer und vier Älteste. Die Zahl der Kapellen war 12, die Summe der Gemeindesteuer 265 Rup.

---

1) Über seine kurze dortige Thätigkeit vgl. Abschnitt 4 und über die Gemeinde Takarma S. 23.

Die Aufstellung von 1885/86 weist 2584 Gemeindeglieder nach, darunter 2180 Getaufte, einschließlich 708 Abendmahlsgenossen, welche 494 Familien angehörten, in 81 Dörfern wohnten und 256 Rup. Gemeindesteuer aufbrachten. Hülfspersonal: 17 Catechisten, 3 Lehrer, 12 Älteste. Die Gemeinde hatte 14 Kapellen, die sich seitdem noch um zwei vermehrt haben. Die Ältesten werden als zum Theil „recht liebe Leute" bezeichnet, die auch im Stande seien, die Catechisten in den Kapellen zu vertreten. Einige seien aber auch noch recht schwach in der Erkenntniß. Einen eingebornen Candidaten hat die Gemeinde leider nicht mehr. Als 1871 die ersten Candidaten aus dem Seminar in Ranchi in der Gemeinde angestellt wurden, um nach Bewährung später ordinirt zu werden, bekam der Ort Tati einen solchen in der Person des Matthias, der aber nach $1^1/_2$ Jahren wegen Krankheit versetzt werden mußte. 1881 kam an dessen Stelle Suliman, bis dahin in Burju Dorf-Schulinspector, wurde aber 1883 wieder dorthin zurückversetzt. Zu einer Bildung von Einzel-Parochien, wie in Burju und Govindpur, ist es also hier noch nicht gekommen.

Außer der Gemeindepflege und eigentlichen Missionsarbeit hat den Missionar Kampfhenkel in den letzten Jahren besonders der Bau einer Kirche beschäftigt. Die bisherige Stationskapelle war eine der elendesten, die sich denken lassen. Jetzt steht nun auf der Station ein schmuckes Kirchlein mit einem 40 Fuß hohen Thurme. Es ist am 9. Januar 1887 eingeweiht,[1] aber eine Glocke hängt noch nicht im Thurme. Als der Missionar sagte, daß die kleine zwischen zwei Säulen auf dem Missionshofe hängende Glocke in den Thurm solle, waren die Leute nicht wenig verwundert. Kampfhenkel bittet deshalb sehr um eine größere Glocke, und steht zu hoffen, daß der sächsische Provinzialverein für die Mission unter den Kolhs, welcher seine jährlich 6—8000 Mark betragende Einnahme gerade für die Station Takarma verwendet und auch zum Kirchbau eine Extra-Gabe beigesteuert hat, diesen Wunsch erfüllen werde.

Chaybasa (Elisabethpur)[2]

ist die südlichste Station. Ihre Gemeinde bestand zu Anfang des Zeitraums, den wir hier behandeln, noch zum größesten Theil aus Mundaris und nur zum kleineren aus Larkas und zählte über

---

1) Siehe den Abschnitt Nr. 8.
2) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 219 und 258 ff.

1000 Glieder, darunter 314 Abendmahlsgenossen. Ihre Missionare waren A. Nottrott und W. Voß. Außer diesen arbeitete an ihr der erste eingeborne Pastor der Kolhs, Nathanael Tuyu,[1] 8 Catechisten, 4 Lehrer, 7 Älteste. Auf der Station stand die im Juli 1872 eingeweihte schöne, aber noch mit keiner Thurm-Spitze versehene Elisabeth-Kirche, die auf ihre aus französischen Kanonen bereits gegossene „Kaiserglocke“ wartete. In Sayadburu, nördlich in den Bergen des Bandgau, war eine Neben-Station gebaut, welche aus Kapelle und Wohnhaus bestand. Die Arbeit war im schönsten Gange, doch galt es hier schon wie mit der Mission der Ausbreitungsgesellschaft, so mit einer jesuitischen Gegenmission zu kämpfen.

Hier nun setzt die weitere Geschichte der Station ein. Es fehlt ihr nicht an dunklen, aber auch nicht an hellen Blättern. Auf ersteren steht zunächst die Hungersnoth verzeichnet, unter welcher 1874 wie überhaupt Bengalen, so auch die Chaybasa-Gemeinde zu leiden hatte. Dann wurden in demselben Jahre die Geschwister Voß von dem schon nach drei Tagen erfolgten Tode ihrer neugebornen Zwillinge schwer betroffen, in Folge dessen der dortige Gottesacker nun schon sieben Gräber deutscher Missionarskinder aufweist. Im August des Jahres 1875 folgte ihren Kindern die Mutter nach, Meta Voß geb. Offermann. Sie ging heim nach nur viertägigem Fieber. Mancherlei Kämpfe und Nöthe mit den Gegenmissionen kamen hinzu. — Auf den hellen Blättern steht obenan die Ankunft der Kaiserglocke. Am 8. Juni 1874 wurde sie schön bekränzt vor den Altar der Elisabeth-Kirche gestellt, nach Gesang der zahlreich versammelten Gemeinde durch Ansprache und Gebet geweiht und dann durch vierzig Männer in den Thurm emporgezogen. Bei ihren ersten Klängen betete die Gemeinde in der Kirche. — Nachdem nun eine Glocke errungen, hoffte Missionar Nottrott dem Thurme auch noch die fehlende Spitze zu verschaffen. Dafür zu collectiren und sich zugleich einmal durch den Umgang mit gebildeten Menschen zu erfrischen, auch andere Missionen kennen zu lernen, machte er Anfang 1875 eine Reise nach Calcatta, klopfte bei allen Deutschen an, erhielt die verschiedensten Antworten, brachte aber doch eine Collecte von über 700 Rup. mit. Eine 25‘ hohe, mit Zink gedeckte Spitze konnte nun dem Thurme aufgesetzt werden. — Die größeste Freude bereitete aber das gedeihliche Wachsthum der Gemeinde. „Bis jetzt“, so schreibt einmal

---

1) Siehe Abschnitt 5.

Missionar Nottrott Ende 1874, „habe ich nun 1870 Erwachsene und Kinder getauft.“ Die Gemeinde zählte zu dieser Zeit 2155 Seelen, unter ihnen 516 Abendmahlsgenossen. Im letzten Jahre waren 427 Heiden und 84 Kinder christlicher Eltern getauft, 107 confirmirt worden, 556 hatten sich zur Taufe gemeldet und 193 Catechumenen waren noch aus dem Jahre vorher vorhanden. Die Zahl der Abendmahlsgäste hatte 1165 betragen. Eingetheilt war die Gemeinde in 11 Ältestenschaften und hatte 10 Kapellen, 8 Catechisten, 1 Candidaten und 1 eingebornen Pastor, den Nathanael Tuyu.

Die Filialgemeinde Tuyur (Piring), welche Letzterer verwaltete, umfaßte 20 Dörfer, 86 Christenhäuser und 408 Seelen, und um Nathanaels Gehalt aufzubringen, hatte die Gemeinde Tuyur bereits jenes Stück Land geschenkt, welches durch die Mission zur Reiscultur hergerichtet wurde. Das alles waren für den Missionar so erfreuliche Erfahrungen, daß wir es verstehen, wie es ihm sehr nahe ging, als er Anfang 1875 vom Curatorium die Aufforderung bekam, sein Chaybasa, die Station seiner ersten Liebe, zu verlassen und nach Burju überzusiedeln.

Die durch Nottrotts Fortgang, wie schon oben[1] berichtet ist, um ihren westlichen, aus Mundaris bestehenden Theil verkleinerte und also wesentlich nur noch Larkas in sich befassende Christengemeinde wurde nun dem Missionar Hahn übertragen, der aber schon das Jahr darauf so bedenklich erkrankte, daß er diese Stellung aufgeben und sich in Calcatta einer längeren Kur unterziehen mußte. Für ihn trat wieder Missionar Voß ein, der zeitweise in Ranchi geholfen hatte und 1879 von Chaybasa aus gleichfalls eine erfolgreiche Collectenreise nach Calcatta machte.

Seit März 1883 steht auf der Station Missionar Didlaukies. Der frühere preußische Gardist und unermüdliche Arbeiter ist aber leider durch das indische Klima und besonders durch die Gluthhitze von Chaybasa sehr geschwächt. Er selbst schreibt dem Verfasser: „Es will nun gar nicht mehr gehen, denn meine Gesundheit ist gebrochen.“ Nach neusten Nachrichten befindet er sich krank in Ranchi, und Chaybasa ist verwaist.

Die Gemeinde zählt gegenwärtig 487 Glieder, unter welchen 462 Getaufte und 25 Catechumenen sind. Sie vertheilen sich auf 28 Dörfer und 8 Ältestenschaften und wohnen fast alle weit von Chaybasa entfernt. Die Hülfe, welche Chaybasa an zwei Candida-

1) Vgl. S. 37, 39 und 40.

ten, 2 Lehrern und 10 Catechisten hat, ist also für diese Station doppelt nöthig.

Der eine der Candidaten, Daud Soke, ist seit drei Jahren an der 8 Stunden östlich von Chaybasa gelegenen Gemeinde Pindargaria angestellt und dürfte jetzt ordinirt sein. Zu Pindargaria gehören außer der Ältestenschaft Pindargaria selbst noch die von Kenderoi und Poradih.

Von den Catechisten steht Anandmasih in dem weit entfernten Banai, woselbst er sich bereits, ehe er das Amt bekam, auf eigne Hand eine kleine Gemeinde gesammelt hatte,[1] ein anderer in Sayadba, sechs Stunden weit im Westen.

Chaybasa hat eine Stations-Kostschule, die von 34 Knaben und 16 Mädchen und außerdem noch 30 Tages-Schülern und -Schülerinnen besucht wird. Die Frau des Missionars hat ihre Arbeit besonders unter den Mädchen.

Bei der Zähigkeit, mit welcher die Larkas, dieser kräftigste Stamm der Kolhs, am Heidenthum festhalten, hat Chaybasa den härtesten Boden zu bearbeiten. Bedenkt man aber, daß seit der Visitation durch Missions-Inspector Plath Anfang 1878 die Gemeinde doch um 187 Glieder, 9 Dörfer und 6 Ältestenschaften gewachsen ist, so darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß die schöne geräumige Chaybasa-Kirche mit ihrer Kaiserglocke doch noch große Schaaren eingeborner Christen in ihren Hallen versammeln wird.

Östlich von Ranchi zeigt unsre Karte die Station

Purulia.[2]

Genau genommen ist sie gar keine Kolh-Station, sondern arbeitet wesentlich unter Hindus (Bengalis), weshalb denn auch zur Zeit großer Geldnoth der Versuch gemacht werden durfte, sie an eine andere Gesellschaft abzutreten und das durch Verkauf der Gebäude erlöste Geld für die Christianisirung der Kolhs zu verwenden — ein Versuch, der indessen nicht zum Ziele geführt hat. Da die Station jedoch unter dem Vorstande der Kolh-Mission steht, auch einige Kolhchristen zu ihrer Gemeinde zählt, so wollen wir sie nach hergebrachter Weise zur Kolh-Mission rechnen.

Im Jahre 1878 fanden sich in ihrem Bereiche 281 confirmirte Gemeindeglieder mit 8 Catechisten, 7 Lehrern und 7 Ältesten. Eine wesentlich von der englischen Regierung unterhaltene

---

1) Siehe Abschnitt 6.
2) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 119 und 265 ff,

Stationsschule wurde von 142 Knaben und 54 Mädchen, zumeist Waisenkindern, besucht. Die $7^1/_2$ deutsche Meilen westlich gelegene Filialgemeinde Fargo stand unter dem eingebornen Pastor Paulus Nemo. Leiter der Gesammtgemeinde war Missionar Onasch, dem Missionar Uffmann zur Seite stand.

Die Station hat unter allen den wenigsten Personenwechsel erfahren. Uffmann ist jetzt noch dort, nur Missionar Onasch ist nach Flex' Abgang als dessen Nachfolger und Präses des Vorstandes nach Ranchi gegangen (1877). Vorher war Onasch bis September 1875 einmal die gewöhnliche Zeit auf Urlaub, währenddessen Flex von Ranchi aus die Oberleitung der Gemeinde hatte. Auch Uffmann hatte 1881/82 zwanzig Monate Urlaub. Sein Vertreter war Missionar Sommer. Das war die ganze Personal-Veränderung.

Auch durch besondere Ereignisse ist die Arbeit in Purulia nicht gehindert worden. Nur die gespannte Erwartung, ob die schottische Missionsgesellschaft das ihr angebotene Purulia übernehmen werde oder nicht, übte in den Jahren 1879—84 einen etwas lähmenden Einfluß aus. Daß sich die Verkaufs-Verhandlungen endlich zerschlugen, hat der gegenwärtige Missionar von Purulia mit großer Freude begrüßt. Er verhehlt sich allerdings nicht, daß die Schotten für die dortige Mission mehr gethan haben würden, als die Deutschen, möchte doch aber ein so ausgedehntes Missionsfeld (etwa 1 Million Heiden) gern der deutsch-evangelischen Kirche erhalten sehen. Auch ist in der letzten Zeit für Purulia etwas besser gesorgt worden als früher. Es hat z. B. jetzt 3 eingeborne Geistliche. Auch ist das Werk weiter ausgedehnt worden.[1]

Wenn dennoch die Seelenzahl der Gemeinde seit einigen Jahren sich um 45 vermindert hat, so liegt das wesentlich an der Auswanderung, die übrigens zum Theil mit Zustimmung, ja auf Veranlassung der Missionsleitung stattgefunden hat, nämlich nach Hazaribagh hin, wo die Ausgewanderten sich der neugegründeten deutschen Gemeinde anschließen sollten. Unter den Gemeindegliedern befinden sich 712 Getaufte (incl. 285 Confirmirte) und 59 Catechumenen. Die 34 Dörfer, in welchen sie leben, sind in folgende 7 Einzelgemeinden getheilt:

1. Purulia mit Uffmann, dem eingebornen Pastor Kristokolyan, der aber wohl nach Burda versetzt werden wird, und zwei Schulen mit 3 Lehrern. 2. Fargo mit Pastor Paulus Nemo und

---

1) Siehe den Abschnitt Nr. 14.

einer Schule. 3. Nunya mit dem eingebornen Pastor Jacob Mishongrohan und einer Schule. 4. Koidih mit einem Catechisten. 5. Burda mit einem Catechisten und einer Schule. 6. Orea mit einem Catechisten. 7. Rognathpur mit zwei Catechisten.

Mit Ausnahme der letzteren sind diese Gemeinden zugleich Ältestenschaften. Die Gesammtgemeinde hat 6 Kapellen und 4 Schulen. Mit den Einnahmen von 721 Rup. aus der Gemeinde steht Purulia verhältnißmäßig hoch da, was der günstigeren socialen Lage ihrer Christen zu danken ist. Auf dem Gottesacker von Purulia ist trotz der heißen Lage des Ortes noch kein Europäer beerdigt.

Singhani (früher Hazaribagh)[1]

ist die nördlichste Station und liegt bei der Stadt Hazaribagh im Distrikte gleichen Namens, in gewissem Sinne die wieder auferstandene bereits 1853 gegründete Station Hazaribagh und doch wesentlich eine neue. Keine der Goßnerschen Stationen in Chutia Nagpur hat nämlich so üble Schicksale erfahren wie Hazaribagh. Wie wir bereits berichtet,[2] zog Missionar Batsch in Folge der Spaltung des Jahres 1868 die dortigen Christen mit sich zur englischen Hochkirche hinüber, so daß der Goßnerschen Mission nur die Gebäude nebst Grund und Boden verblieben. Aus dem Plane, diese den Engländern auf deren Wunsch zu verkaufen, wurde nichts. Ebensowenig konnte ein Missionar wieder hingeschickt werden. Auch die Engländer setzten, nachdem Batsch sehr bald nach Ranchi gegangen war, keinen Missionar wieder an den Ort, sondern gaben der jungen unmündigen Christengemeinde nur einen Catechisten und einen Lehrer. Ersterer wurde durch Subscription der in Hazaribagh wohnenden Engländer, Letzterer durch die dortige Thee-Compagnie erhalten. Nur ab und zu besuchte sie ein Missionar. Da noch dazu der Catechist mehr Bauer als Evangelist und mehr Heide als Christ war, auch der Älteste, ein höchst gewaltthätiger Mensch, ganz wie ein Heide lebte, opferte, den Zauberer rief u. s. w., so ging die früher frisch aufblühende Gemeinde wieder völlig zu Grunde. Viele Getaufte und Taufbewerber wurden wieder Heiden, andere wanderten aus. Als der englische Bischof zuletzt in Hazaribagh war, soll er im Gottesdienste nur fünf Zuhörer gehabt haben. — Der Goßnerschen Mission wurde es endlich im Jahre

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 219, 267.
2) Vgl. daselbst, S. 267 f.

1877 möglich, den alten Platz wieder zu besetzen. Missionar Flex, welcher wegen Krankheit monatelang arbeitsunfähig gewesen war, genas so weit, daß er nach Hazaribagh gehen konnte. Es geschah auf seine eigene dringende Bitte. Nach einem halben Jahre jedoch erklärte er, nur im Anschluß an die Engländer im Segen daselbst arbeiten zu können, verließ seine Mission und Kirche und wurde in der englischen Kirche zu Hazaribagh durch den Bischof zum zweiten male ordinirt. Er wurde nach Ranchi versetzt, und der Versuch der Goßnerschen Gesellschaft, die Santal-Mission wiederaufzunehmen, war fehlgeschlagen.

Da erhielt im März 1885 Missionar W. Kiefel, ein Schlesier, den Auftrag nach Hazaribagh zu gehen. Am 12. April wurde er dazu in der Christuskirche zu Ranchi ordinirt, am 23. April traf er mit Weib und Kind an seinem Bestimmungsorte ein. Was er auf der Station fand, sah recht traurig aus. Die Häuser der Christen und andere Außengebäude waren eingefallen, der ganze Platz verwildert, und die ihn umgebende Aloëhecke barg Schlangen, Ratten und anderes Ungeziefer in Menge. Das Wohnhaus und die Schulhäuser, die wiederholt reparirt worden waren, befanden sich noch einigermaßen in leidlichem Zustande. So galt es zunächst die Station wieder wohnlich zu machen, was der nahen Regenzeit wegen in großer Eile geschehen mußte, doch aber nicht so gefördert werden konnte, daß für die armen Eingebornen und die Diener des Missionars genügendes Obdach geschafft wurde. Ein Haus fiel beim Regen ganz wieder ein, andere theilweise. Nach der Regenzeit wurde aber weitergebaut, so daß bald sieben nette kleine Häuschen aus Lehm für die Eingebornen dastanden, und man zur Eröffnung der Schule auch das Knabenschulhaus bis zur nächsten Regenzeit fertig zu stellen hoffte.

Regelmäßige Gottesdienste wurden von Anfang an gehalten, freilich aber das heilige Abendmahl ohne vasa sacra. Die kleine Gemeinde bestand zu Anfang nur aus dem Missionar, seiner Frau und seinen zwei Dienern. Bald aber wurde sie größer. Missionar Kiefel hatte sich eben durch die Äußerung eines englischen Beamten, daß das Ramgarh-Gebiet der englischen Mission gehöre, nicht irre machen lassen, sondern sein Netz getrost ausgeworfen. Alte Christen der Station, die vor $2^1/_2$ Jahren aus der englischen Kirche wieder ausgetreten waren, kamen, die schottische Freikirche entließ eine Familie wieder, die sich nach der Trennung ihr angeschlossen hatte, auch zwei in's Heidenthum gefallene Christenfamilien kehrten zurück. Weitere Vermehrung sandte die Purulia-Gemeinde.

Zunächst zwei dort ausgebildete Catechisten, dann mehrere Christenfamilien. Auch Heiden meldeten sich bald zur Aufnahme, so verschiedene Santhals, von denen jedoch einige wieder fortgingen, ein junger Hindu vom Ganges her, eine Bengalin u. s. w. Der älteste Sohn einer der zurückgekehrten Christenfamilien, der seine Ausbildung bei den Schotten erhalten hatte, konnte sogar bereits als Catechist angestellt werden. So hatte denn Missionar Kiefel die Freude, schon nach einem Jahre eine kleine Gemeinde von 48 Seelen um sich zu sehen, von denen 24 getauft und 9 confirmirt waren. Wir wünschen von Herzen, daß die Arbeit unter Gottes Segen weiter gedeihen möge. Wir wünschen aber auch das, daß es gelingen möge, diesen acht Missionsstationen, von denen man doch im Blicke auf das weite Gebiet der Kolh-Mission sagen muß: „was ist das unter so viele!“ bald neue hinzuzufügen.

4. Die Schulen.[1]

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Goßnersche Mission bei ihrem Bestreben, die Christengemeinden unter den Kolhs zu sittlich-religiöser Selbständigkeit zu erziehen, so weit die Mittel es ihr gestatten, allen Nachdruck auf den Unterricht und die Erziehung der Jugend legt. Ein wohlgegliedertes Schul-System besteht, und zahlreiche Lehrer, vom einfachen Dorflehrer bis zum academisch gebildeten Rector der Schulen in Ranchi hinauf, unterrichten an demselben. Die niedrigste Stufe bezeichnet die Dorfschule. Höher steht die Kostschule (Pensionat) der Station. Dann kommt die Knabenschule in Ranchi, die sich gleichsam in zwei Gipfel spaltet, in eine Abtheilung zur Ausbildung von Lehrern und Catechisten (Normalschule) und eine andere für künftige Pastoren (Predigerseminar).

1. Beginnen wir bei der untersten Stufe, den Dorfschulen. Es sind vorherrschend Knabenschulen, und besteht der Unterricht in den Elementen: Lesen, Schreiben, biblische Geschichte, Catechismus, Kirchenlied, Singen und Rechnen.

Die Einrichtung der Dorfschulen macht vielfach große Schwierigkeiten. Die Leute, welche den Segen eines Unterrichts, der nicht zu einem künftigen Amte befähigt, nicht einsehen, behalten ihre Kinder lieber zur Hülfleistung bei häuslichen und Feld-Arbeiten, besonders zum Viehhüten, und auch die Kinder ziehen ein ungebundenes Leben dem Stillsitzen in der Schule vor, fürchten sich in abgelegenen Gegenden auch noch sehr vor den Missionaren. Da kein staatlicher Schulzwang herrscht, muß diesen Neigungen sehr Rechnung getragen, an einzelnen Orten z. B. der Unterricht in den so ungünstigen Mittagsstunden ertheilt werden.

Auch zu der wenigstens theilweisen Darreichung der Kosten zur Einrichtung und Erhaltung der Dorfschulen lassen sich die Leute

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. S. 295 ff.

schwer bewegen. Sie fürchten eine neue Art des ihnen so verhaßten Frohndienstes. Da müssen denn manchmal ganz absonderliche Wege eingeschlagen werden. So bedurfte die Schule in Diangkel (B.) dringend einer Reparatur. Da aber die Gemeinde dieselbe hinhängen ließ, auch der Vorschlag der Ältesten, das Nöthige zu „requiriren“, nicht annehmbar sein konnte, so wurden die 40 Jungen der Schule ausgeschickt, unter Geleit des Ältesten Haus für Haus um Gras oder Geld zu bitten — und siehe, sie bekamen wohl hier mehr, dort weniger, aber Keiner weigerte sich, und so gings in jedem Dorfe. An rühmlichen Beispielen, daß die Gemeinden Lehrer- und Schul-Haus ganz auf eigne Kosten bauen, fehlt es übrigens auch nicht. Im Dorfe Kantak (L.) z. B. haben sich die sieben Christenfamilien sogar eine Schule mit Ziegeldach gebaut. Sie faßt 100 Personen und soll zugleich als Kapelle dienen. Auch die bekannte Gemeinde Piring hat ihr Schulhaus ganz aus eignen Mitteln erbaut. In Beziehung auf die Besoldung der Lehrer, die grundsätzlich von den Gemeinden zur Hälfte aufgebracht werden soll, bleibt auch noch viel zu wünschen übrig. Im Jahre 1880 bekamen von 9 Dorflehrern der Gemeinde Burju nur 7 ihr halbes Gehalt von der Gemeinde.

Es kommt dazu, daß auch die Hindu-Grundherren der Schule durchaus nicht wohlwollen. Sie fürchten, daß die Kolhs zu klug werden und zu leicht ihre Ränke durchschauen.

Gar manche Schule hat aus all diesen oder einem dieser Gründe im Laufe der Zeit wieder aufgehoben werden müssen.

Noch ungünstiger als mit den Knabenschulen steht es mit den Mädchenschulen. Denn wie sehr auch die zukünftigen Mütter des Volkes des Schulunterrichts benöthigt sind, so sieht doch der Kolh das noch weniger ein. Auch müssen sie bei dem Mangel an Geldmitteln ganz von selbst hinter jene zurücktreten. Wir werden darauf später bei den Mädchen-Kostschulen noch zurückkommen und bemerken hier nur, daß unter den Mädchen-Dorfschulen sich im Jahre 1880 eine findet, an welcher eine eingeborne Lehrerin angestellt ist. Es ist das die Lehrerin Gottfriede in Tapkara, eine Schülerin der Burju-Mädchenschule. Ihre Schule war besser im Stande, als die der zwei Lehrer derselben Gemeinde. Die Fragen der Lehrerin waren sehr geschickt gestellt, und die Kinder erhoben sich und antworteten so frisch und flink, daß der inspicirende Missionar sich freudig verwunderte. In Ermangelung von Nähmaterial ließ die Lehrerin als eine zweite Penelope die Arbeiten immer wieder auftrennen. Gottfriede ist die erste Lehrerin aus den Kohls und steht

unter der väterlichen und mütterlichen Aufsicht des Pastor Hanuckh und seiner Frau in Tapkara. Ohne solchen Halt würde die Anstellung einer Lehrerin unter den Kolhs auch schwerlich angehen. Ihr Gehalt bekommt sie zur Hälfte von der Gemeinde.

Mit Lehrmitteln sind die Dorfschulen sehr dürftig ausgestattet, ja sie fehlen ihnen fast ganz. Es geht in ihnen Alles sehr ursprünglich, sehr orientalisch zu. In den Schulstuben, als welche nicht selten die Wohnräume der Lehrer oder auch die Kapellen dienen, sitzen die Kinder nach Landessitte auf Matten, die über dem Fußboden gebreitet sind, der Lehrer ebenso unter ihnen. Die Schieferbrüche bei Chaybasa haben ihnen Tafeln à 2 paysa und auch Schieferstifte geliefert. Die Tafeln legen sie auf ihre Kniee und schreiben eifrig ihre Buchstaben. Geförderte haben auch Tinte und Federn. Die nöthigen Schulbücher, welche sich die Kinder selbst kaufen, druckt die Missionspresse in Ranchi. Früher kam es wohl vor, daß sich die Kinder an Stelle der Schreibtafeln des Fußbodens bedienten, in dessen Staub sie mit Stöckchen ihre Schriftzeichen malten, oder auch der großen Grabsteine, die sie mit Steinen ritzten. Jetzt dürfte das wohl nur noch außerhalb der Schule vorkommen.

Auch die Methode der Lehrer ist oft eine sehr ursprüngliche. Vor 14 Jahren beschränkten sich die allermeisten Lehrer darauf, das, was sie selbst kaum gelernt hatten, den Kindern auf die allertrockenste Weise mechanisch einzupauken. Gegenwärtig sind ja die Lehrer geförderter. Sie stehen in Beziehung auf Kenntnisse und Fassungsgabe im Ganzen über den Catechisten, sind jünger, als diese, und haben alle, wenigstens die der Gemeinde Burju, die Normalschule durchgemacht. Ihre Fähigkeit zum Unterrichten ist aber immer noch sehr gering. Eine Probelection in den Anfängen des Lesens, Schreibens und Rechnens mit anzuhören, ist eine Geduldsprobe. Den Rechenunterricht, freilich die schwächste Seite der Kolhs, ertheilen manche jetzt noch so, daß sie die Kinder von Eins bis Hundert vorwärts und rückwärts zählen lassen und ihnen dann das Einmaleins einprägen. Ja es ist noch vor wenigen Jahren vorgekommen, daß ein sonst treuer Lehrer nicht im Kopfe addiren konnte.

Mit der Disciplin in diesen Schulen ist es auch nicht weit her. An Ruhe und Ordnung fehlt es sehr. Ein Missionar, der eine Schule zu besuchen kommt, kann manchmal schon in der Nähe des Dorfes an dem Lärm, den die Kinder machen, erkennen, daß

Schule gehalten wird. In diesem Lärmen pflegen sich die Kinder auch nicht stören zu lassen, wenn er zu ihnen hereintritt. Sie stehen dann wohl auf und sagen ihr Jisu sahay! aber dann geht's mit dem lauten Lernen und Lesen weiter. Nicht einmal wenn examinirt wird, pflegt Ruhe zu herrschen, und wiederholt ist die Weisung nöthig: „Nur wer gefragt wird, soll antworten, die andern bleiben ruhig."

Es ist übrigens anzuerkennen, daß sich einem Kolh-Lehrer ganz andere Schwierigkeiten in den Weg legen, als einem in Deutschland. Eine Klasse mit vier verschiedenen Stufen zu unterrichten, dürfte auch diesem schwer werden, wie viel mehr jenem. Und wenn nun die Schüler etwa aus Hindus und Uraos gemischt sind, die verschiedene Sprachen reden, und von denen jene fast für jede Zahl von Eins bis Hundert ein besonderes Wort haben, diese aber buchstäblich nur bis 4 zählen können, wenn ferner auch in reinen Mundari-Gemeinden der Weiterbildung wegen die Hindi-Sprache nicht ganz bei Seite gelegt werden darf, und wenn der Schulbesuch so unregelmäßig ist, wie er es ist, da dürften auch wohl einem deutschen Lehrer die Haare zu Berge stehen.

Die Weiterbildung der Lehrer lassen sich deshalb die Missionare nach Kräften angelegen sein. Alljährlich werden die Dorflehrer auf längere oder kürzere Zeit, meist auf sechs Wochen, nach der Station beschieden, dort täglich sechs Stunden unterrichtet und im Ertheilen von Unterricht geübt. Zu diesen Cursen pflegen auch ihre Frauen mitzukommen, um von den Missionarsfrauen in Religion, weiblichen Handarbeiten u. dgl. Unterweisung zu empfangen. Mehrere Missionare geben sich die Mühe, den Lehrern die Pensa, welche sie allmonatlich durchzunehmen haben, genau vorzuschreiben.

Eine Statistik über die Entwickelung der Dorfschulen mit ihren Lehrern und Kindern ist schwer zu geben. Nur das kann constatirt werden, daß sich die Zahl der Lehrer in den letzten Jahren nicht wesentlich vermehrt hat. Sie bestand mit Inbegriff der Lehrkräfte auch an den Stationsschulen 1882 aus 69, 1884 aus 73, 1885/86 aus 74 Personen. Einen Fortschritt dürfte also das Dorfschulwesen seit Anfang dieses Jahrzehnts nicht erfahren haben, eher einen Rückgang. Von der Diöcese Burju, der größesten, wird uns das wenigstens ausdrücklich berichtet. Anders stellt sich die Sache, wenn wir auf das Jahr 1873 zurückblicken. Denn damals gab es noch so gut wie gar keine Dorfschulen. Gegen-

wärtig dürfte Ranchi 12, Burju 23, Govindpur 12,[1] Lohardagga 3, Purulia 4 Dorfschulen haben. Für Takarma, Chaybasa und Singhani scheinen sie noch zu fehlen, oder wieder eingegangen zu sein.

Einigen Ersatz für die fehlenden christlichen Volksschulen gewähren die religionslosen Regierungs-Dorfschulen, mit deren Einrichtung im Jahre 1873 vorgegangen wurde.[2] Allerdings sind diejenigen Regierungsschulen, welche mit heidnischen Lehrern besetzt sind, auf die Ausbreitung des Christenthums von höchst üblem Einfluß. Da diese Lehrer fast ausschließlich Hindus sind, so suchen sie ihre Schüler aus den Kolhs oft geradezu zu hinduisiren. Wenn sie z. B. sonntäglich, wie Vorschrift ist, von jedem ihrer Schüler einen Leer Reis erhalten, so opfern sie davon mit den Kindern der Sarswatti, der Göttin der Wissenschaft, und auch zum Opfer für kalám dohát (Feder und Tintefaß) geben die heidnischen Kolhkinder, denen doch solcher Gebrauch völlig fremd ist, willig ihre paysas (Dreier). An directer Beeinflussung, um die Christianisirung zu verhindern, lassen es diese Regierungslehrer auch nicht fehlen. Doch ist die Regierung zu der Ansicht gekommen, daß Kolhs nicht durch Hindus, sondern nur durch Kolhs unterrichtet werden sollten, und hat dadurch den christlichen Lehrern, — denn nur solche giebt es unter den Kolhs — den Vorrang eingeräumt. Sie hat dazu auch die Missionare zu Schulinspectoren ernannt, und diese stellen selbstverständlich, soweit sie irgend können, nur Christen als Lehrer an. So konnte Missionar Didlaukies als Schulinspector des Districts Govindpur 18 Regierungsschulen einrichten und mit christlichen Lehrern besetzen, und hätte, wäre ihm nur das nöthige Material an Lehrern zur Hand gewesen, 25 bis 30 einrichten dürfen. Diese 18 Schulen wurden von 1000 Kindern besucht, darunter 336 Christenkindern, sonst außer einigen Hindus meist heidnischen Mundaris. Auch Missionar Dr. Nottrott wurde zum „Secretair des Districts-Schul-Comités von Singbhum“ ernannt und bekam als solcher die Oberleitung über alle Schulen des Districts. Das Comité bestand außer ihm aus den europäischen Beamten in Chaybasa und einigen Rajas, er hatte aber völlig freie Hand in der Besetzung der Lehrerstellen. So setzte er auf Regierungskosten christliche Lehrer nach Bandih, Katinkel,

---

1) Anfangs dieses Jahres mit 230 Schulkindern, von denen 207 Christen, 23 Heiden waren. Auch sind 23 Mädchen unter ihnen. Schulbesuch nicht gut, nur etwa 130 täglich. Außerdem hielten noch einige Catechisten Schule.

2) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 296.

Kilum, Champaba, Piring, Takub, Jalasor und später noch nach anderen Orten. Ganz so wie in den Bezirken von Govindpur und Chaybasa wurden nun auch in allen übrigen Diöcesen Regierungsschulen eingerichtet, im Bereiche von Chutia Nagpur proper allein 180. Die Regierung zahlte für jeden Lehrer ein Monatsgehalt von 5 Rup. und baute die Schulhäuser. Durften auch diese Lehrer keinen christlichen Religionsunterricht in der Schule ertheilen, so hinderte sie doch Niemand, neben den vorschriftsmäßigen Unterrichtsstunden die christlichen Schüler in Religion zu unterrichten und auch sonst für das Reich Gottes thätig zu sein. Dazu kam, daß sich das Verbot, im Unterricht keine christlichen Bücher zu gebrauchen, als unausführbar erwies, weil es für diejenigen heidnischen Schüler, welche das ABC-Buch absolvirt hatten, gar keine anderen Lesebücher in Kolh gab, als christliche. Sie mußten in der biblischen Geschichte, dem Gesangbuche und der Bibel lesen. Es war daher auch gar nicht selten, daß sie gleich den christlichen das Vaterunser, die Gebote und einige Sprüche der Bibel auswendig kannten, obgleich sie darin nicht unterrichtet waren. Auch nahmen sie wohl freiwillig am christlichen Religionsunterrichte theil. Berücksichtigen wir noch dazu den ganz unwillkürlichen Einfluß, den christliche Lehrer und der Umgang mit christlichen Mitschülern auf die heidnischen Schulkinder ausübt, den größeren Absatz christlicher Bücher an dieselben, ja auch die wenn auch nur geringe geistige Bildung, welche sie in diesen Schulen erhalten, und durch welche sie für das Verständniß der christlichen Wahrheit fähiger werden, so ist die Einrichtung dieser Regierungsschulen als kein geringer Gewinn für die Mission zu bezeichnen. Selbst der Einfluß der Missionare auf die ihnen unterstellten heidnischen Lehrer und der Nutzen, welchen die christlichen Regierungslehrer für den Gemeindedienst haben, dürfte nicht zu unterschätzen sein. Missionar Didlaukies sagt von seinen 18 christlichen Regierungslehrern: „Sie sind mir in der Gemeinde eine große Hülfe. Ein Jeder stellt mir einen Catechisten vor. Sie halten in ihren Orten Abendandachten und Sonntagsgottesdienste, denn die meisten stehen an Orten, wo Kapellen sind. Ferner bereiten sie die in ihren Gemeinden befindlichen Tauf- und Abendmahlscandidaten vor und stehen dem Ältesten in allen Fällen mit ihrer Hülfe zur Seite.“

Ein besonderes Licht fällt auf den Rückgang der Dorfschulen aus folgenden Mittheilungen, die wir dem Missionar von Burju verdanken.

Bis zum April 1874 gab es in der Diöceſe Burju noch keine Dorfſchulen, ſondern nur eine von 27 Knaben beſuchte Koſtſchule auf der Station. Um nun die Hunderte von Chriſtenkindern nicht ohne Unterricht aufwachſen zu laſſen, wurde letztere aufgelöſt, und ihr Etat von 700 Rup. zur Anſtellung von 16 Dorflehrern mit à 48 Rup. jährlichem Gehalte verwendet. Der Erfolg war ein günſtiger. Bereits 1876 beſtanden 19 Schulen mit 513 Kindern. Die Mundaris waren ſo begierig Schulen zu haben, daß von dieſen 19 Schulen ſechs zur Hälfte von den betreffenden Gemeinden, reſp. den Vätern der Kinder unterhalten wurden. Im Jahre 1881 beſtanden in der Diöceſe ſogar 30 Dorfſchulen, darunter zwei Mädchenſchulen. Von da an nahm aber das Intereſſe der Gemeinde an den Schulen ab; 1885 beſtanden nur noch 28 Schulen, mit 563 Schülern in den Liſten, aber nur 406 Beſuchern, und 1886 ſind ſie bis auf 23 mit noch ungünſtigerer Beſucherzahl zuſammengeſchmolzen. Die Erklärung dieſes Rückganges liegt darin, daß die Dorfſchulen zwar die Zwecke der Miſſion vollſtändig erfüllen, indem ſie Kenntniß der bibliſchen Geſchichte und der Kirchenlieder verbreiten, auch leſen lehren und ſo das Verſtändniß des Wortes Gottes ermöglichen, daß aber damit nicht die Wünſche der Väter erfüllt werden. Denen kommt's nämlich in erſter Linie darauf an, daß ihre Knaben einmal als Lehrer oder als Beamte des Gouvernements ihr Fortkommen haben, weil die Zahl der Bevölkerung ſehr zunimmt, mit ihr aber nicht das zu bebauende Feld. Daher war in der Schule zu Ranchi der Andrang der Kinder, welche die Dorfſchulen abſolvirt hatten, bald ſo groß, daß in einem einzigen Jahre allein aus der Diöceſe Burju nicht weniger als 220 aufgenommen ſein wollten, während nur 20 Aufnahme finden konnten. Als die Leute nun einſahen, daß die Dorfſchulen nur eine verſchwindend kleine Zahl zu dem erſehnten Ziele führen konnte, nahm das Intereſſe an denſelben mit jedem Jahre ab.

An die Frage, wie dieſes Intereſſe wieder gehoben werden könne, iſt die Miſſionsleitung noch nicht herangetreten. Nach der Anſicht des gegenwärtigen Miſſionars von Burju kann es nur dadurch geſchehen, daß durch Stations-Knabenſchulen ein Mittelglied zwiſchen der Dorfſchule und der Schule in Ranchi, wo die unterſten, mit mehr als der Hälfte der Geſammtſchüler gefüllten Klaſſen dann aufgehoben werden müßten, herzuſtellen ſei. Auf dieſe Weiſe, meint er, könnten in die Stations-Knabenſchulen weit mehr Kinder aus den Dorfſchulen aufgenommen werden, die Dorfſchulen hätten dann ihr Ziel erreicht, und die Schule, reſp. das Seminar in

Ranchi könnte auch viel mehr von den Schülern aufnehmen, die das Pensum der Stationsschule absolvirt hätten. — Dieser Gedanke ist gewiß richtig. Auf diesem Wege brauchte auch die Dorfschule nicht mehr auf die Hindisprache Rücksicht zu nehmen, in welcher in der Ranchischule unterrichtet wird, sondern könnte ihren Unterricht in Urao, Mundari u. s. w. geben, den Unterricht in Hindi aber könnten dann die Stationsschulen übernehmen. Der Ausführung dieses Gedankens liegt aber bis jetzt noch der Geldpunkt hindernd im Wege. Man könnte allerdings den Eltern sagen: Wer Dorfschulen haben will, zahle die Hälfte, denn ohne das Pensum der Dorfschule absolvirt zu haben, wird Niemand in die Stationsschule aufgenommen. Aber das genügt nicht, weil der Etat der Mission eine Höhe erreicht hat, die nach Ausspruch des Curatoriums nicht mehr überschritten werden kann. So dürfte also nichts übrig bleiben, als die Mädchenschulen (auch die auf den Stationen) zu opfern, um Knabenschulen zu bekommen. Allerdings ein schmerzlicher Schritt, denn auch die christliche Erziehung der künftigen Frauen und Mütter ist von großer Bedeutung, und einer Frau, welche die Schule besucht hat, sieht man es gar wohl an, wie es auch jetzt schon eine gute Anzahl Frauen giebt, die in Folge des Schulunterrichts ein Verständniß des Wortes Gottes haben, ihren Männern eine Stütze sind, sich, ihr Haus und ihre Kinder reinlich halten, letztere vernünftig erziehen, und so vor manchen Männern hervorragen. Indessen ist nach unserm Gewährsmann der Segen der Mädchenschulen im Verhältniß zu dem der Knabenschulen gering. Die meisten Mädchen lassen nach der Rückkehr in ihre Heimath Lesen Lesen sein und rühren kein Buch wieder an, sondern verlernen das Lesen wieder total. Die Mädchenschulen, meint er, glichen dem Salz auf dem Brote. Könne man nicht beides haben, Salz und Brot, so müsse man auf das Salz verzichten, um wenigstens Brot zu haben; Knabenschulen seien aber das unentbehrliche tägliche Brot für die Mission, sonderlich auch deshalb, weil die Jesuiten jetzt mit denselben vorgingen.

2. Damit sind wir auf die zweite Art der Kolhschulen gekommen, die Stationsschulen.

Die Station Burju hat bis jetzt noch keine Stations-Knabenschule wieder erhalten. An Stelle der 1874 aufgelösten ist 1880 daselbst eine Mädchenschule errichtet worden, während bis dahin die Frau des Missionars nur eine Nähschule unterhielt, in welche die Mädchen des Missionsplatzes und aus den benachbarten Dörfern kamen. Die neu errichtete Schule hat jetzt 30 Kostschülerinnen und

gegen 20 Tagesschülerinnen. In zwei Klassen unterrichten zwei Lehrer, und auch die Aufseherin der Mädchen giebt in einer Hülfsklasse einigen Unterricht. Bei der Frau des Missionars müssen die Mädchen täglich zwei Stunden nähen, denn ihre Kleider nähen, flicken und waschen sie selbst. Die Schule kostete, abgesehen von den Lehrergehältern, jährlich ca. 800 Rup.

Lohardagga hatte 1873 keine Schule. Im Jahre 1877 gedachte Missionar Hahn nach seinem Antritt eine Mädchenschule einzurichten, auf seinen Antrag kam aber aus Berlin die Antwort: „Nein, wir haben kein Geld.“ Im Mai 1880 dagegen gelang es ihm durch Hülfe eines Damenvereins in Ütersen in Holstein. Jener Verein bringt dazu jährlich 600 Mark auf, und die Regierung leistet einen monatlichen Beitrag von 17 Rup. 2 Anna. Auch Heidenmädchen konnten aufgenommen und durch die Schule dem Christenthum zugeführt werden. Der Präsenzstand einschließlich derjenigen Mädchen, die von ihrem Elternhause aus die Schule besuchen, ist 30. Den Unterricht im Catechismus ertheilt der Missionar, den im Nähen seine Frau, den übrigen, wozu auch das Singen der Sonntagsliturgie und der Bhajans gehört, ein eingeborner Lehrer. Schulgeld beträgt 2 Rup., wurde aber zeitweise der Theuerung wegen auf 1 Rup. herabgesetzt. — Seit Juni 1884 ist es dem unermüdlichen Missionar auch gelungen, eine Knabenschule zu eröffnen. Wiederum durch die Hülfe holsteiner und ostpreußischer Freunde (in Preetz, Kiel, Itzehoe, Tapiau), die so viel Geld aufbringen, daß 25 und mehr Knaben beköstigt werden, und auch noch Tagesschüler Unterricht erhalten können. Die Schule zählt jetzt 50 Schüler. Hahn hat in dieser Schule eine Neuerung eingeführt, die für Einrichtung und Unterhaltung von Kostschulen von großer Bedeutung ist und Nachahmung verdient. Die Schüler erhalten nämlich dort keine Kleidung und keine Bücher aus der Missionskasse, sondern müssen selbst dafür sorgen. Außerdem zahlen die Kinder ein größeres Schulgeld (4 Mark), als in Ranchi, und diejenigen, deren Eltern in der Mission angestellt sind, zahlen sogar die Hälfte des Kostgeldes. Letzteres thun auch einige Andere, weil sie nur unter dieser Bedingung aufgenommen werden konnten; für Einen wird sogar das ganze Kostgeld gezahlt. Auch eine Anzahl heidnischer Knaben hat schon mit Bewilligung der Eltern diese Schule besucht und ist zur Freude des Missionars bekehrt und zum Empfang der heiligen Taufe würdig erachtet worden. Es scheint demnach, daß in dem Stamme der Uraos sich eine noch größere Werthschätzung der Schule und deshalb eine größere Opfer-

willigkeit für dieselbe findet, als bei den Mundaris. Müssen doch manche Eltern ein Zehntel bis ein Achtel ihres Einkommens als Schulgeld geben. Bedeutsam ist auch, daß der Missionar von Lohardagga denselben Gedanken, den der Missionar von Burju für practisch hält, bereits in etwas zur Durchführung gebracht hat, nämlich den, die begabteren Kinder nicht sofort in die unterste Klasse der Ranchischule eintreten zu lassen, sondern soweit auszubilden, daß sie gleich in eine höhere eintreten können. Diese Einrichtung ist übrigens nicht aus Erwägungen entstanden, sondern aus den Wünschen der Eltern herausgewachsen, da diese bei der großen Entfernung von Ranchi ihre Kinder, besonders wenn sie noch klein sind, nicht gern dorthin senden, sondern lieber noch eine Zeit lang in dem näheren Lohardagga behalten mögen. Diejenigen Knaben nun, welche sich nicht zu Lehrern, Catechisten oder Pastoren wollen ausbilden lassen, werden nach absolvirtem Cursus wieder in ihre Heimath entlassen; diejenigen aber, welche in die Ranchischule übergehen, erhalten dazu noch eine besondere Vorbereitung dadurch, daß in der ersten Klasse auch Unterricht in der englischen Sprache ertheilt wird.

Neben allem Erfreulichen, das die Schulthätigkeit dem Missionar von Lohardagga bringt, fehlt es aber auch nicht an Ärger. Dahin gehört das Fortlaufen der Kinder, wie wir denn aus dem Jahre 1883 lesen, daß ein heidnisches Schulmädchen angab, von zwei Geistern geplagt zu sein, und schon zweimal fortgelaufen war, und daß zwei Knaben fortliefen, weil Knaben und Mädchen von einander getrennt wären.

Eine schon alte Schule hat die Station Purulia. Die für Knaben ist in drei Klassen eingetheilt und hat 40 Schüler, die für Mädchen 27. Den Unterricht besorgten außer dem Missionar zwei eingeborne Lehrer an der Knaben- und einer an der Mädchenschule, unter ihnen der Babu Christopher, ein tüchtiger und gewissenhafter Mann. Die Schule erhält Regierungsunterstützung. Die Zahl der Klassen hat sich ebenso wie die der Schüler und Lehrer vermindert. Im Jahre 1875 hatte die Knabenschule noch vier Klassen mit 50 Schülern und vier Lehrern. 1878 sogar fünf Klassen mit je zweijährigem Cursus der beiden obern Klassen.[1] Auch die Schule in Purulia fördert ihre Zöglinge so weit, daß sie in eine der mittleren Klassen von Ranchi eintreten können. Als Missionsinspector Plath im Jahre 1878 die Schule revidirte, fand er unter den

1) Den Unterrichtsplan siehe bei Plath „Reisebriefe“ S. 104.

Unterrichtsgegenständen der Oberklasse sogar Philosophie, welches Wort aber allerdings nur eine Erklärung der einfachsten Dinge bedeutete, die in der Naturgeschichte, Mechanik u. dgl. vorkommen. Der Stand der Kenntnisse bei den Schülern war ein zufriedenstellender.

Auf der Station Chaybasa finden wir ebenfalls eine schon vor unserer Zeitperiode errichtete Kostschule. Sie war 1874 von 35 Knaben und 16 Mädchen besucht. Von diesen waren 43 Kostschüler, und wurden nur solche aufgenommen, die lesen und schreiben konnten. Auch nachdem der größeste Theil der Gemeinde, der im Bandgau, von der Station abgetrennt und zu Burju geschlagen worden, blieb die Schule bestehen. Sie zählt gegenwärtig 50 Kostschüler, nämlich 34 Knaben und 16 Mädchen, außerdem wird sie noch von etwa 30 Tages-Schülern und -Schülerinnen besucht. Ein Candidat und zwei Lehrer ertheilen zusammen mit dem Missionar den Unterricht. Missionar Didlaukies schreibt über die Schule: „Die Mehrzahl der Kinder ist gern hier und lernt mit Lust, fügt sich auch bald der neuen Ordnung des Hauses, wozu aber einzelne weder mit Liebe noch mit Strenge zu bringen sind. Sie fügen sich nicht und laufen davon. Wenn die Eltern sie auch mehrmals wiederbringen, so bleiben sie doch nicht. Im Ganzen aber haben wir viel Freude an den Kindern und an der Arbeit ihrer Erziehung in Schule und Haus. Meine liebe Frau hat ihre Arbeit besonders bei den Mädchen. Da giebt es viel zu thun unter mannigfaltigen Erfahrungen. Jedoch haben wir keineswegs Ursach zum Verzagen."

Auf der Station Takarma wurde bereits bald nach deren Gründung eine Schule für sehr nöthig erachtet. Missionar Wirth hatte auch 1881 eine kleine Schule mit 11 Kindern, Knaben und Mädchen, eingerichtet, die der Mission keine Kosten verursachte, weil der Stations-Catechist den Unterricht, wenn auch nur in zwei Stunden täglich ertheilte, und hatte seine Freude daran, wie die Kinder anfingen die zehn Gebote und das Vaterunser zu lernen und, unter seiner Veranda sitzend, die gelernten Liederverse nicht nur vierstimmig, sondern elfstimmig, ja, den Catechisten hinzugerechnet, zwölfstimmig zu singen, jedes nach seinen eigenen Noten, — die Schule mußte aber 1884 wieder aufgelöst werden, um den Catechisten in die Gemeinde senden zu können, was nöthiger erschien, so daß denn gegenwärtig Takarma ohne Stationsschule ist.

Govindpur hatte lange Zeit nur eine Stations-Mädchenschule, welche zeitweise von 60, zuletzt von 30 Schülerinnen, unter denen 28 Kostschülerinnen, besucht wurde. Da aber Missionar

Voß eine Missionsstation ohne Schule nach Pastor Ansorges Ausspruch für einen Vogel ohne Flügel hielt, ihm also Govindpur wie ein Vogel mit nur einem Flügel erschien, so betrieb derselbe die Errichtung auch einer Knabenschule mit aller Kraft, erreichte aber bei dem herrschenden Geldmangel nur so viel, daß die Ersparnisse bei der Mädchenschule dazu verwendet werden durften. Es wurde ferner bestimmt, daß die Knaben 3 Rup. jährliches Schulgeld geben und sich Kleidung, Eßgefäße, Tafeln und Bücher selbst beschaffen sollten. Als die Schule 1887 eröffnet wurde, kamen die Knaben in Masse, aber nur 36 konnten aufgenommen werden. In Folge der socialen Aufregung in dem Bezirke ist diese Zahl leider bereits auf 26 herunter gegangen.

In Singhani, dieser neu besetzten Station, hoffte Missionar Kiefel bis zur Regenzeit 1886 ein Knabenschulhaus fertig zu bauen und die Schule, auf welche Christen und Heiden sehnsüchtig warteten, zu eröffnen. Es wird jetzt geschehen sein. Das Geld für die Unterhaltung dieser Schule im ersten Jahre war durch den Missionar bei den dort wohnenden und angestellten Engländern gesammelt worden.

Die Hauptstation Ranchi besitzt außer dem später zu nennenden Seminar eine Mädchenschule, die von sämmtlichen Mädchen der Station und der nächsten Umgebung besucht wird, auch mit Pensionsanstalt für entfernter wohnende verbunden ist. Sie besteht aus drei Klassen und hatte 1883 73 Schülerinnen. Missionar Onasch freute sich über diese Schule und den in ihr herrschenden frischen, fröhlichen Geist. Seit Ende 1879 wirkte daselbst auch eine europäische Lehrerin, Luise Wilm, die vom Morgenländischen Frauenverein der Mission überwiesen war, an einer gehobenen Mädchenschule. Diese Schule mußte aber 1881 wieder geschlossen und deren Schülerinnen der bisherigen Stationsschule für Kolhmädchen überwiesen werden.

Ferner besteht in Ranchi unter Leitung des Stationsvorstehers eine Vorbereitungsschule für die dem Seminardirector unterstellte größere Knabenschule (seit 1886), die von 35 Tagesschülern besucht wird. Auch die dortige Sonntagsschule, die im Jahre 1881 in sechs Abtheilungen 117 Schüler und Schülerinnen hatte, dürfte wenigstens theilweise hierher zu rechnen sein.

Das Leben der Kinder in diesen Stationsschulen haben wir schon an einem andern Orte geschildert.[1] Einige Nachträge seien

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874. S. 301 ff.

gestattet. Die Kinder bewegen sich bei aller Zucht und Ordnung doch durchaus frisch und frei. Wie an täglichen Erholungen durch Spielen und Herumtummeln, so fehlt es nicht an außerordentlichen Festen. Die Liebe der heimischen Missionsfreunde läßt es sich immer noch nicht nehmen, ihnen besonders zum Weihnachtsfeste durch kleine Geschenke große Freude zu machen. Die christlichen Melas[1] electrisiren auch die Schulkinder, und nicht blos durch die Wanderung nach denselben mit Fahnen und unter Gesang durch Flur und Wald, oder durch die Theilnahme an den Festen selbst, sondern auch durch die Spiele (Wettlaufen, Hüpfen nach kleinen Geschenken u. s. w.), die bei dieser Gelegenheit als Nachfeier mit ihnen angestellt werden. Dazu kommen patriotische Feste, wie der Geburtstag und kürzlich das funfzigjährige Regierungsjubiläum der Kaiserin Victoria. So pflegte der erstere in Lohardagga dadurch gefeiert zu werden, daß auch die Kinder der Dorfschulen nach der Station kamen und dort gleich den Stationsschülern zuerst eine Prüfung hatten, dann aber sich mit mancherlei Spielen vergnügten. Ein englischer Beamter schenkte allerhand Kleinigkeiten, die als Gewinne beim Spielen vertheilt wurden. Die besten Schüler erhielten auch Prämien und allesammt Abends zu dem Essen, das sich die Dorfschüler mitgebracht hatten, eine hübsche Portion Fleisch.

Trotz dieser Feste geht aber durch die Stationsschulen nach wie vor ein ernster, religiös-sittlicher Zug, der, ohne daß methodistisch auf die Kinderherzen eingewirkt wird, schon eben dadurch entsteht, daß die Schulen Missionsschulen sind, in denen auf die Religion der Hauptnachdruck gelegt wird. Das regelmäßige Beten der Kinder ist daher durchaus nicht immer ein mechanisch angelerntes, sondern vielfach eine Frucht wahrer kindlicher Frömmigkeit. Und ebensowenig ist das Lernen überall blos ein Lernen mit dem Kopfe. Man muß nur das Leben der heidnischen Kolhkinder sich gegenwärtig halten[2] und auch an die Gefahren denken, denen Christenkinder immer noch in der oft ganz oder überwiegend heidnischen Umgebung ausgesetzt sind,[3] um die Einwirkung zu ermessen, welche ganz von selbst der christliche Unterricht, das Leben und die Erziehung auf der Station und das Zusammensein mit den Missionaren und geförderten eingebornen Christen auf die Kinder ausübt.

---

1) Vgl. Abschnitt Nr. 8.
2) Vgl. Nottrott, Goßn. Mission 1874 S. 116 f., 127 ff.
3) Vgl. Biene 1884 S. 39 ff.

Von einem frommen Schulknaben hat Missionar Hahn dem Schreiber Folgendes berichtet.

Einem verheiratheten Seminaristen in Ranchi wurde 1870 ein Sohn geboren, den er Johannes Goßner nannte. Es war ein körperlich schwächliches, aber geistig sehr begabtes und frühreifes Kind. Die Eltern, seit Jahren in Lohardagga, waren fromme Leute und hielten das Kind auch zu Hause zum Gebet und Bibellesen an. Mit Eröffnung der Knabenschule in Lohardagga ging der Knabe fleißig zur Schule und übertraf bald alle seine Mitschüler in Singen und Religion. Ganz aus eignem Antriebe half er schwächeren Schülern in der freien Zeit nach, und es war wunderlich anzusehen, wie der kleine schwächliche Knabe Jungen unterrichtete, die zum Theil noch einmal so groß und stark waren, als er selbst. Dieser komische Eindruck wurde noch erhöht, wenn er Unaufmerksame durch einen kräftigen Ruck am Ohrläppchen veranlaßte, ihre Augen auf's Buch zu richten. Als seine Mutter sehr krank war und wenig Hoffnung für ihr Aufkommen blieb, war er es, der seinen Vater zum Gebet drängte. Dieser sagte mit Thränen: „Johann, wir haben schon so viel gebetet, wir müssen uns in den Willen Gottes fügen." „Ja", erwiederte der Knabe, „aber dem cananäischen Weibe wollte der Herr auch erst nicht helfen, da sie aber anhielt mit Flehen, half er doch." Und der Vater faßte neuen Muth, besonders als er den Jungen selber herzlich beten hörte, daß der liebe Gott ihm seine Mutter lassen möge. Sie genas auch wirklich, aber Johannes selbst wurde darauf sehr krank. Daß er nicht in die Schule gehen konnte, war ihm gar leid. Wenn die Schulknaben ihn besuchten, zeigte er ihnen sein Bilderbuch, das er kurz vorher zu Weihnachten bekommen hatte und erzählte ihnen dazu die biblischen Geschichten. Am Sonnabend vor seinem Tode bat er den ihn besuchenden Lehrer, ihm den Wochenspruch und das Evangelium des nächsten Sonntags zu sagen, wie er das sonst in der Schule gehört hatte, schlug, nachdem der Lehrer gegangen, beides in seiner Bibel auf und las es für sich allein. Als er seine Mutter seinethalben weinen sah, tröstete er sie: „Mutter, der Herr Jesus ist mein Helfer, für mich habe keine Furcht." Seinem Vater sagte er: „Vater, nun läßt mich der Herr Jesus bald in den allerschönsten Schlaf sinken." Während er schon mit dem Tode rang, faltete er noch die Hände und lispelte: „O Herr, rette mich." Der Wochenspruch, den er vor seinem Tode gelesen, lautete: „Ich bin der gute Hirte, ich lasse mein Leben für die Schafe, ich gebe ihnen das ewige Leben." Der gute Hirte wird

sein Schäflein heimgetragen und ihm das ewige Leben gegeben haben.

Aus derselben Schule erzählt Missionar Hahn: „Als ich einmal in einer Missionsstunde erzählte, wie das Missionsgeld daheim zusammenkommt, und besonders auch erwähnte, wie dort so manches Kind auf diesen oder jenen Genuß oder Besitz verzichtet, nur um der Mission ein Scherflein geben zu können, machte das auf die Kinder einen solchen Eindruck, daß sie seitdem von dem Reis, der ihnen täglich geliefert wird, etwas zurücklegen, das sie dann Sonntags in den Opferstock thuen. Die Knaben haben außerdem noch Bananenbäume gepflanzt und liefern den Ertrag an die Armenkasse ab."

Die Spitze der Schulen bildet

3. das Seminar in Ranchi. Dasselbe gliedert sich wieder in drei Unterabtheilungen, in die achtklassige Knabenschule, in die Normalklasse zur Ausbildung der Catechisten und Dorflehrer, und in die eigentliche Seminarklasse für angehende Prediger.

a. Die Knabenschule steht eigentlich in ihren drei unteren Klassen auf der Stufe der Stationsschulen, und wären diese Klassen daher wohl besser von der Anstalt zu trennen, wie das schon oben angedeutet ist. Ihre Unterrichtsgegenstände umfassen Religion (8 St.), Hindi-Lesen (6 St.), Hindi-Dictat (2 St.), Lateinisch-Schreiben (1 resp. 2 St.), Gesang (2 und 3 St.), Rechnen (6 St.). Dazu die unterste Klasse 3 Stunden Hindi-Schreiben, die beiden folgenden je 2 Stunden Geographie.

In der vierten Klasse tritt das Englische mit 6 Stunden, die Hindi-Grammatik mit 1, und das Kaithi mit ebenfalls 1 Stunde hinzu.

Von der dritten Klasse ab fällt das Lateinisch-Schreiben fort, dafür werden aber 2 Stunden für Geometrie und 1 für Aufsatz benutzt.

In der zweiten vermehren sich die Lectionen um 2 Stunden Geschichte und 2 Stunden Griechisch. Das Kaithi fällt fortan weg.

Die erste Klasse hat keine Dictatstunde mehr, aber 2 Stunden Physik.

Die Selecta hat dieselben Unterrichtsfächer, wie die erste Klasse. Selbstverständlich ändern sich die Stundenzahlen für die einzelnen Gegenstände je nach den Klassen und je nachdem neue Gegenstände hinzukommen, so daß die unteren Klassen höchstens 29, die andern 32, die Selecta allein 34 Stunden wöchentlich hat.

Die Frequenz war im letzten Jahre folgende:

7.	Klasse	38	Schüler	und darunter	32	Kostschüler
6.	„	35	„	„ „	24	„
5.	„	46	„	„ „	34	„
4.	„	34	„	„ „	26	„
3.	„	20	„	„ „	20	„
2.	„	12	„	„ „	12	„
1.	„	9	„	„ „	9	„
Selecta		7	„	„ „	7	„
Summa		201	Schüler	und darunter	164	Kostschüler.

Bis Ostern 1885 bestand die Knabenschule aus 7 Klassen. Als aber damals das Seminar auf ein Jahr aufgelöst und die Seminaristen zu practischer Thätigkeit in die Gemeinden gesendet wurden, bildete man aus den Schülern der ersten Klasse, die sonst in das Seminar aufgenommen wären, eine neue, „Selecta“ genannte Klasse. Diese Einrichtung ist beibehalten worden. Da die staatlichen Schulinspectoren beständig darauf drangen, daß die Schule, welche einen monatlichen grant von 100 Rup. von der Regierung erhält, auch einige Schüler zu den für solche Schulen bestimmten öffentlichen Prüfungen senden solle, so wurde seit Ostern 1886 für diese Selecta der Cursus der sogenannten Middle-English-Schulen angenommen. Die Anforderungen, besonders in Englisch und Mathematik konnten jedoch erst allmählich erfüllt werden, und war es darum nicht möglich, schon zu der nächsten Prüfung Schüler zu senden. In Zukunft werden aber auch Kolhs-Jünglinge die Vortheile dieses Examens, das in der Erlangung eines Regierungsstipendiums zum Besuch einer höheren, auf das Abiturienten-(Entrance) Examen vorbereitenden Schule besteht, genießen können.

Die siebente Klasse fing früher mit dem ersten Elementar-Unterricht an. Dieselbe ist seit Ostern 1886 aufgehoben und werden nun nur solche Schüler aufgenommen, die schon lesen und schreiben können.

An der Selecta wird der Unterricht im Englischen von dem tüchtigen Babu Christopher ertheilt, in der Mathematik von Patras, einem früheren Zögling derselben Schule, der ein Jahr die Universität besucht hat. In Hindi, Geschichte, Geographie unterrichtet Daud, der das Pandit-Examen mit Auszeichnung bestanden hat.

Außer diesen drei Lehrern unterrichten an der Schule noch acht andere christliche Lehrer und der heidnische Pandit Ganga Prasad.

Im Jahre 1882 hießen die Ordinarien der 8 Klassen der Reihe nach Nathanael, Kuschalmay, Samuel Minj, Paulus, Samuel aus Burju, Mansidh, Christogich, Gideon und Purnprasad, sämmtlich mit Ausnahme des Paulus Candidaten der Theologie, die das Seminar durchgemacht haben.

Die 164 Kostschüler und außer diesen noch 31 Normalschüler (siehe später!) bewohnen ein besonderes Haus und stehen unter der Aufsicht eines europäischen Hausvaters. Diese Stellung versieht nach dem Abgang des Hausvaters Reinert, der in der inneren Mission der Heimath einen Posten angenommen hat (Mai 1885), Missionar Eidnäs. Jeder Schüler zahlt 2 Rup. Schulgeld. Nur die Selectaner und Normalschüler waren bisher frei.

b. Die Normalschule zur Ausbildung der Catechisten und Dorflehrer.

Früher wurden fast nur ältere verheirathete Leute aufgenommen und zwar solche, die den ersten Unterricht blos in der Dorfschule empfangen hatten. Seit einigen Jahren sollen aber womöglich nur solche junge Leute Aufnahme finden, welche in der Knabenschule zu Ranchi bis zur 3. und 2. Klasse gekommen sind, sich durch Fleiß und Ernst auszeichnen, aber für Sprachen keine besondere Begabung zeigen. Dieselben bleiben dann auch als Normalschüler im Knabenhause wohnen und erhalten daselbst die Kost. Nur für Takarma ist eine Ausnahme gestattet, da von dieser entferntesten Station nur sehr wenig Schüler in die Ranchischule kommen, und es schwer hält, Catechisten aus anderen Gemeinden dorthin zu senden. So geschieht es denn, daß unter den jüngeren Schülern der Normalschule sich auch die älteren verheiratheten Leute aus Takarma finden.

Gegenwärtig sind 38 Schüler in dieser Klasse, darunter nur noch 7, die nicht in den Knabenklassen vorgebildet sind.

Die Normalschüler werden in Religion, Hindi, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Gesang unterrichtet und erhalten practische Anleitung im Unterrichten und in den Ansprachen, die sie später als Catechisten in den Sonntags- und Wochen-Gottesdiensten vor den Gemeinden halten werden. Von systematischen Predigten kann bei ihnen nicht die Rede sein, sondern nur von einfacher Schriftauslegung.

Da kein Schulgeld in dieser Klasse gezahlt wird, so war der Andrang zu derselben, so lange die Dorfschüler noch aufgenommen werden konnten, sehr groß. Im Jahre 1882 fand nur $^1/_{10}$ der Angemeldeten Aufnahme.

Dennoch ist immer noch Mangel an wohl vorgebildeten Lehrern und Catechisten. Ab und zu müssen Catechisten angestellt werden, die keine Schule besucht, sondern nur so nebenbei lesen und schreiben gelernt haben. Die englische Mission steht in dieser Beziehung viel besser da, zumal sie bei der Trennung die alten Lehr- und Catechistenkräfte überkommen hatte. Auch die gegenwärtige Vorbildung in den 4 unteren Klassen der Knabenschule kann doch nur als ein Nothbehelf angesehen werden, da diese Klassen gar nicht darauf hin eingerichtet sind, und z. B. das für diese Leute überflüssige Englisch bereits in der 4. Klasse beginnt. Ein besonderes Seminar für Lehrer und Catechisten wäre daher dringend wünschenswerth. Als ein solches aber bereits vor 12 Jahren beantragt wurde, mußte es vom Curatorium abgeschlagen werden mit dem bestimmten Grunde: „Wir haben kein Geld."

Als Lehrer an dieser Schule finden wir im Jahre 1874 Missionar Hahn, den eingebornen Lehrer Johann und den früheren Candidat Nathanael.

c. Den eigentlichen Gipfel der Schulanstalt zu Ranchi bildet das Predigerseminar. In dasselbe treten die Schüler der ersten Knabenklasse resp. Selecta über, soweit sie sich zum Predigtamt vorbilden wollen. In früheren Jahren war der Eintritt auch gereiften älteren Leuten gestattet, denen die jetzt geforderte Vorbildung mangelte. Der Cursus ist vierjährig. Die Noth fordert es aber, daß sämmtliche Zöglinge zusammen unterrichtet werden, und nur die älteren ihre homiletischen und catechetischen Übungen allein haben. Die Noth besteht im Lehrermangel. Die Unterrichtsgegenstände sind: Erklärung des Neuen Testaments (4 St.), des Alten Testaments (4 St.), Dogmatik (2 St.), practische Theologie (1 St.), Griechisch (3 St.) — sämmtlich vom Rector ertheilt — Kirchengeschichte (3 St.), Weltgeschichte (2 St.), Gesang (3 St.), gegenwärtig bei Missionar Bruske, Hindi-Lesen bei Miss. Eidnäs und 6 St. Englisch, 2 St. Mathematik und 1 St. Geographie bei Babu Christopher. Außerdem hat der Rector noch mit den ältesten Zöglingen 1 Stunde Augsburgische Confession und 1 Stunde practische Theologie. Homiletische und catechetische Übungen kommen dazu. In den theologischen Fächern werden Hefte dictirt und durchgenommen.

Der Unterricht in der englischen und griechischen Sprache ist manchen Missionsfreunden auffällig. „Werden dadurch die einfachen Kolhs nicht hochmüthig?" Aber diese Gefahr wäre auch ohne jenen Unterricht da. Man muß sagen, daß beide Sprachen

für zukünftige Pastoren nöthig sind, das Englische nicht nur wegen des Verkehrs mit den höheren Beamten, sondern auch wegen der Fortbildung, denn theologische Bücher können sie, wenn sie nicht etwa noch Deutsch lernen sollen, blos in englischer Sprache haben, das Griechische aber, das schon 3 Jahre lang in der Knabenschule gelehrt wird, zu dessen Aneignung sie also 7 Jahre haben, außer zur Übung des Denkvermögens auch dazu, daß bei den mannigfachen Berührungen mit römischen Katholiken, Anglikanern, Methodisten, Baptisten die eingebornen Kolh-Geistlichen im Stande sind, ihre Lehre aus den Quellen beweisen zu können.

Besucht war im vorigen Jahre die Seminarklasse von 19 Schülern, von denen 18 verheirathet. Der Nationalität nach waren es 8 Uraos, 10 Mundaris und 1 Hindu. Die Meisten unter ihnen gelten als ernste, fleißige, hoffnungerweckende Leute. Von 4 derselben wurde erwartet, daß sie letztes Ostern das Candidatenexamen machen würden.

Seit dem Jahre 1880 ist für die Frauen der Seminaristen ein obligatorischer Unterricht von 11 Stunden wöchentlich eingeführt worden. Er umfaßt biblische Geschichte, Lesen, Schreiben und Gesang. Dazu kamen im folgenden Jahre noch 2 nicht obligatorische Stunden in Handarbeiten, die Frau Missionar Kröcher gab und die auch von einigen Lehrerfrauen besucht wurden.

Als Rector des Seminars, wie aller anderen unter Nr. 3 aufgezählten Schulen, sowie als Inspector des gesammten Schulwesens wirkte zu Anfang unsrer Periode Missionar Sternberg. Neben ihm stand als Conrector Missionar Hahn. Sonstige Lehrer des Seminars waren Missionar Nowack und für das Englische der Babu Akhay Bhatta Charge, ein tüchtig gebildeter Bengale, der allerdings nach Art der Eingebornen sich anfangs durch das gesellschaftliche Entgegenkommen der Europäer zu etwas dreisten Ansprüchen verleiten, bald aber auch in die richtigen Schranken zurückweisen ließ. — Missionar Hahn übernahm 1876 die Station Chaybasa, und an seine Stelle trat Missionar Nowack, bis auch dieser 1877 Ranchi verließ und die Leitung der Station Chuprah am Ganges übernahm.

Rector Sternberg, der sich 1875 mit Elisabeth Günther aus Berlin verheirathet hatte, erkrankte Sommer 1877 gefährlich und mußte zurück nach Europa, woselbst er zunächst während der Missionsreise des Inspector Plath als Hülfsarbeiter im Missionshause thätig war, dann aber eine Pastorstelle annahm. — An seine Stelle im Ranchi-Seminar kam Missionar W. Kröcher, bisher in Govind-

pur, ordinirter Theologe und seit 1871 mit Martha Graßmann verheirathet. In demselben Jahre trat auch der neu ausgesandte Missionar Sommer als Lehrer des Englischen ein.

Nur kurze Zeit wirkte der Conrector des Seminars, Missionar Wilhelm Huß, der nach mehrjähriger Thätigkeit auf der Station Takarma an dasselbe versetzt war.[2] Am 25. Juni 1878 wurde er durch den Tod mitten aus seiner Arbeit abgerufen. Sein Scheiden wirkte um so erschütternder, weil seit zehn Jahren kein Missionar in Chutia Nagpur gestorben war, und man sich fast daran gewöhnt hatte, das dortige Klima als ein für Männer nicht todbringendes zu erachten. Eben hatte Huß den ersten Schritt gethan, sich nach dem Tode seiner Frau einen neuen Hausstand zu gründen, als sich seine körperliche Schwachheit unter dem Einfluß der heißen Jahreszeit zu einer gefährlichen Lungenentzündung verschlimmerte. Nur vierzehn Tage hat er zu leiden gehabt. Als ihm zwei Tage vor seinem Tode auf seine eigne Anfrage hin das alle Hoffnung aufgebende Urtheil des Arztes mitgetheilt wurde, sagte er mit ruhiger Stimme: „Wie der Herr will, ich bin ein armer Sünder, der allein auf Christi Verdienst seine Hoffnung setzt. Vor den Menschenaugen mag ich wohl als ein Gerechter erscheinen, ich kenne mich aber und weiß, wie viel Sünde und Unheiligkeit in mir steckt. Mein Gott, mein Jesu!“ Als die Stunde seines Scheidens nahte, sangen die versammelten Missionare das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden.“ Von Schmerz stumm, vernahmen die Zöglinge des Seminars die Trauerkunde. Nach einer deutschen Ansprache, die Missionar Kröcher im Trauerhause hielt, und einer in der Kirche in Hindi über Hebr. 13, 7 gehaltenen Rede des Missionars Onasch geleitete ein Zug von wohl 400 Christen die Leiche unter Gesang und Glockengeläute nach dem Gottesacker, wo ihr die Stätte neben dem Grabe der vorangegangenen Gattin bereitet war. Missionar Onasch sagt von ihm: „Ach, das war eine liebe Seele, und wenn ich um einen Missionar besonderes Leid trage, so ist's um den lieben, treuen, frommen Huß. Der Herr schenke uns mehr solche Leute.“ Sein eigner Wahlspruch war: „Wunderlich, nur seliglich führe, liebster Jesu, mich,“ und so ist er auch geführt worden.

Im Jahre 1881 arbeiten am Seminar außer dem Rector die europäischen Missionare: Bartsch, Bruske, Reinert, Kiefel, Bransfeld.

---

1) Über sein Leben siehe Biene 1878 S. 67 ff. 2) Vgl. S. 42.

In demselben Jahre trat auch der Theologe Martin Hartmann als Lehrer am Seminar ein. Man hoffte in ihm einen tüchtigen Leiter des Seminars sich heranbilden zu sehen. Als er jedoch 1884, um sich seine Braut zu holen, nach Deutschland gekommen war, verboten ihm die Ärzte die Rückkehr nach Indien. Er ist jetzt Pastor in Hermersdorf bei Berlin und ein Beweis dafür, daß in der Geschichte der Mission mehr noch als sonst das Wort gilt: „Der Mensch denkt, Gott lenkt."

1882 wird Bartsch nach Lohardagga versetzt, und Missionar Gemsky, der schon früher am Seminar gearbeitet hatte, tritt wieder ein, Bruske, Bransfeld und Reinert sind noch da. Ebenso Ganga Prasad, leider immer noch Heide, ja ordentlich stolz darauf, daß sich schon so Viele um ihn vergebens bemüht haben. 1883 wird Bransfeld nach Ghazipur versetzt.

Dasselbe, was von Hartmann gesagt ist, gilt fast noch mehr von dem Versuch den durch Hartmanns Abgang erledigten Posten eines Conrectors am Seminar durch den 1880 nach Nordamerika abgeordneten Missionszögling Buckisch zu besetzen. Er erklärte sich bereit, seine Pfarrstelle in Amerika zu verlassen, reiste im October 1884 von dort ab, kam über Deutschland im December nach Indien, — konnte aber das indische Klima nicht vertragen und mußte wieder nach Amerika zurückgehen.

Am 28. März 1885 verläßt Rector Kröcher Indien, um in der Heimath einen Urlaub zur Kräftigung seiner Gesundheit zu genießen. Da er nicht wieder nach Indien zurückkehrt, sondern eine Pfarrstelle in der Heimath annimmt, bleibt Missionar Beyer, der seine Stelle vertreten hatte, Rector des Seminars.

Der Geist, der unter den jungen Leuten des Seminars herrscht, wird im Allgemeinen als ein guter bezeichnet. Sie lassen es nicht fehlen an Lerneifer und gesittetem Betragen. Allerdings aber zeigen sich die Charakterfehler der Uraos und Mundaris auch hier: sittliche Unzuverlässigkeit, Mangel an Selbständigkeit und innerer Festigkeit, und zwar mehr bei diesen, als bei jenen. Unter der Leitung des Lehrers geht daher Alles ganz prächtig, aber die Zügel dürfen nicht locker gelassen werden. Die Aufgabe des Seminars ist daher nicht blos Unterricht, sie ist noch mehr: Erziehung. Die Zöglinge müssen zu Männern erzogen werden, die da wissen, was sie glauben, und wollen, was sie sollen. Die Gnade Gottes in Christo, die allein das Herz fest macht, ist daher auch das Fundament des ganzen Lebens im Seminar. Jeden Abend nehmen die Seminaristen an den gemeinschaftlichen Schulandachten Theil, und jeden

Mittwoch Abend wird mit ihnen eine besondere Andacht gehalten. Durch den fleißigen Gebrauch des göttlichen Wortes und den persönlichen Verkehr der Missionare mit ihnen hofft man aus ihnen mit der Zeit tüchtige und treue Pastoren heranzubilden. —

Anhangsweise sei noch mitgetheilt, daß in der Stadt Ranchi sich auch höhere staatliche Bildungsanstalten befinden, die bereits von Kolh-Jünglingen besucht werden. So eine Regierungs-Normalschule zur Ausbildung von Lehrern. Im Jahre 1883 wurde dieselbe von 11 Gliedern der Ranchi-Gemeinde besucht. Auch eine Zillahschool, in der auf das Universitätsexamen vorbereitet wird, und eine Feldmesserschule ist daselbst. Aus der Normalschule ist schon eine Anzahl von Jünglingen aus der Ranchi-Gemeinde als Dorflehrer hervorgegangen, und der Missionar ist bestrebt mit ihnen Fühlung zu halten. Auch die übrigen Regierungsschulen haben schon manchen christlichen Kolh ausgebildet, doch macht es oft Schwierigkeiten, denselben Anstellungen zu verschaffen, damit sie nicht den Jesuiten oder gar dem Heidenthum wieder in die Hände fallen.

5. Die eingebornen Geistlichen.

Auf deren Tüchtigkeit kommt bei der Missionsarbeit unter den Kolhs Alles an, auf ihrer Treue ruht die Zukunft der evangelischen Kirche in Chutia Nagpur. Wie bereits angeführt, zählt die Mission 16 eingeborne Geistliche und 28 Candidaten, welche letzteren nach bestandener Probezeit die Ordination empfangen können. Ihre Vorbildung haben die Geistlichen mit wenig älteren Ausnahmen im Prediger-Seminar zu Ranchi empfangen, nachdem sie die auf dasselbe vorbereitenden Klassen durchgemacht hatten. Ihre Begabung und das Maaß ihres Wissens, sonderlich das ihres persönlichen Glaubenslebens ist natürlich verschieden, und an die Bildung eines deutschen Geistlichen reicht keiner heran. Doch fällt Missions-Inspector Plath auf Grund seiner Visitation im Jahre 1878 das Urtheil, daß mehrere derselben seine Hoffnungen übertroffen hätten. Er habe es sich nicht vorstellen können, daß Eingeborne mit solcher Frische predigen und catechisiren sollten. Er rechnet zu seinen schönsten Erinnerungen jenen Sonntag, an dem ein eingeborner Geistlicher 84 zur Taufe vorbereitete Catechumenen in seiner Gegenwart examinirt und ihnen das Sacrament ertheilt, dann in einer zweiten Gemeinde eine Catechisation gehalten habe, die so lebendig und für alle fesselnd gewesen sei, daß er und der Missionar mit freudigem Staunen daneben gesessen hätten.[1] Auf ihre Fortbildung sind sie meist eifrig bedacht. Mehrere lesen die Bibel jährlich einmal durch.

Es dürfte die Leser interessiren, einige dieser eingebornen Pastoren näher kennen zu lernen.

Zuerst aber besuchen wir einen alten Bekannten, den ersten eingebornen Kolh-Pastor, Nathanael Tuyu.[2] Wir finden ihn

---

1) Plath, Reisebriefe S. 289.
2) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 4874, S. 336 ff. und Biene 1879, S. 72.

noch in seiner alten Gemeinde in den nordwestlichen Bergen der Provinz Singbhum, aber, wie schon erwähnt ist, nicht mehr in Piring, sondern jenseits des Karo-Flusses in Tuyur. Dort baut er mit Hülfe von Knechten seinen Acker selbst und theilt dadurch die Leiden und Freuden seiner Gemeindeglieder. Anfangs hatte er recht gute Ernten, aber auch an Mißernten hat es ihm nicht gefehlt. So im Jahre 1882, in welchem er lange nicht das Einkommen eines Dorflehrers erreichte. Da er die nöthige Anzahl Knechte nicht halten konnte, mußte er selbst mit Hand anlegen. Als noch dazu die Pocken in seiner Heerde gewüthet, und ihm von 5 Büffeln 4, von 18 Ochsen 15 und noch 25 Stück Kühe und Jungvieh entrissen hatten, konnte er das Land, anstatt vor der Saatzeit dreimal und beim Säen noch einmal, im Ganzen nur einmal und oberflächlich beackern. Denn das Zugvieh der Kolhs ist eine sehr schwache Race und muß sich selbst im Walde das Futter suchen, es muß daher mit den pflügenden Ochsen täglich mehrfach gewechselt werden. Ein indischer Bauer hat also viel Vieh nöthig. Trotz dieser Heimsuchung, die noch durch eine Tigerin, die ihm bei einem Einbruch durchs niedrige Strohdach des Stalles 8 Schafe gewürgt, vermehrt war, behielt Nathanael aber sein fröhliches und gottvertrauendes Gemüth, hat seiner Hausehre, die ihm in Hinblick auf seine 5 Kinder manchmal die Ohren voll klagte, ermuthigend zugeredet und sein geistliches Amt über der Feldarbeit durchaus nicht vernachlässigt.

Er besucht seine Gemeinden sehr fleißig, die einzelnen Dörfer und Häuser monatlich 3—4mal. Mit Zuziehung der Ältesten betet er dann mit den zusammengerufenen Gemeindegliedern, belehrt und vermahnt sie. Zu den Kranken, für die er besondere Fürsorge hegt und denen er aus seinem Hause auch besseres Essen sendet, sagt er wohl: „Bruder, was der Herr auch thun möge, es ist gut für uns, wir wollen beten und Alles in seine Hände befehlen.“ Und dann betet er für sie und bleibt wohl auch die ganze Nacht bei ihnen. Dasselbe thut er, wo er angefochtene Seelen findet, die aus Furcht vor den Bongas wieder opfern wollen. Die Art wie er zu den Leuten redet, ist oft recht sinnig. Einmal saß er mit einem Christen, der ihm von der Hinneigung mehrerer Dorfbewohner zu den Jesuiten berichtete, traurig am Wege. Da trieb einer von den „lauen Brüdern“ Ochsen vorbei und fragte, weshalb sie so betrübt am Wege säßen. „Ich weidete meine Schafe auf guter Weide“, war die Antwort, „da kam ein Dieb und hat sie mir entführt, hier im Dorfe leben sie.“

Er hat überhaupt ein mitleidiges Herz. Zu Piring herrschte 1885 viel Krankheit. Da schrieb Nathanael: „Als ich all das Leid sah, wurde ich so ergriffen, daß ich den Herrn angefleht habe, von uns seine strafende Hand abzuziehen.“ Ist in seinem eigenen Hause Jemand krank, so versammelt er seine ganze Familie und seine Knechte zur gemeinschaftlichen Fürbitte. Durch große Gastfreundschaft zeigt er, daß er nicht am Irdischen hängt. Sein Missionar schreibt von ihm: „Was ich gesehen und gehört habe, giebt mir die Berechtigung zu schreiben, daß sein Wandel den Forderungen des Apostels 1. Tim. 3, 2—4 entspricht.“ Er gehört aber auch zu den verhältnißmäßig Wenigen unter den Kolhs, die durch ihr Sündengefühl zum Glauben getrieben sind. Er selbst hat in einer Conferenz der geförderten Natives 1878 berichtet, daß er zuerst durch einen Catechismus, den sein Onkel von Ranchi mitgebracht, von Gott und dem Heilande gehört und zu der Erkenntniß gekommen sei, daß er als ein Sünder Gottes Zorn verdient habe. Da habe er zum erstenmale gebetet: „Herr, ich bin ein Sünder und habe dir entgegengearbeitet; du hast mich durch deine Gnade auf den Weg gebracht, nun gieb mir auch Kraft auf deinem Wege zu wandeln.“ Im Aufstande 1857 hätten sie viel Noth gelitten, da habe die Angst sie zum Gebet getrieben. Nachts wären sie auf die Bäume geklettert und hätten zu Gott geschrieen, und er habe sie erhört. Nach dem Aufstande sei er mit seiner Frau getauft worden.

Nathanael ist wiederholt schon in Lebensgefahr gewesen, hat sich aber stets den Glaubensmuth bewahrt, der da weiß, woher er Hülfe zu holen hat. So setzte er einmal im Jahre 1876 in einem ausgehöhlten Baumstamme über den stark angeschwollenen und sehr reißenden Karo, als dem Fährmann die Ruderstange brach, und das Boot führerlos den Strom hinabschoß. Eine Rettung durch Schwimmen schien auch dem laut jammernden Fährmanne unwahrscheinlich. Aber Nathanael beruhigte den Mann und wies ihn auf den Herrn, der helfen könne. Er betete dann, daß der Herr das Boot ans Land möge treiben lassen, und siehe da, es geschah; ruhig konnten sie an's Land steigen. Er selbst schreibt darüber dankenden Herzens: „Viermal hat mich nun der Herr aus Todesgefahr gerettet, als ich zu ihm schrie, zweimal aus Wassersnoth, einmal vom Schwert meiner Feinde und einmal vom Bären.“ Eine weitere Lebensgefahr (1881) beschreibt er selbst also: „Während ich so dastand, durchschauerte es mich mit einem Male von der Sohle bis zum Scheitel ganz kalt; ich sah auf meine Füße

(er geht meist barfuß) und erblickte — welch ein Schrecken! — eine Brillenschlange, die meinen Fuß beleckte. Ich stand ganz still, aber meine Hände hob ich zum Himmel und schrie: „Herr Jesu, hilf mir aus dieser Noth, wie du schon so oft mir beigestanden hast!“ Da kam auf einmal eine große Ruhe über mich, aller Schrecken war verschwunden, und ich sagte zu der Schlange, die noch immer leckte: „Du Schlange, du alter Feind, was kannst du mir thun! Du hast keine Macht, meinen Leib zu tödten.“ Sie leckte noch drei- oder viermal und wandte sich dann dem hohen Grase wieder zu. Sobald sie sich wandte, sprang ich einen Schritt zurück und versetzte ihr einen Schlag mit meinem Stocke. „„Schlag nicht, schlag nicht““, rief der Bruder, mit dem ich gesprochen hatte, „„wer weiß, ob sie dich nicht doch gebissen hat.““ „Nein“, sagte ich, „in des Herren Hand steht mein Leben und Tod, lass' sie nicht entkommen, schlag sie mit dem Treiberstecken. Da sprang auch der Bruder zu und schlug ihr den Kopf entzwei.“ Zu Hause angekommen, erzählte er den Seinen seine wunderbare Rettung, versammelte auch sein Hausgesinde, und alle dankten Gott für seine Gnade. Zu bemerken ist hierbei, daß nach Ansicht der Kolhs alle Hülfe vergebens ist, wenn man eine Schlange, die gebissen hat, tödtet. Nathanaels Glaubensmuth zeigte sich also gerade im Todtschlagen der Schlange nicht am wenigsten.

Bei Nathanaels treuer Gesinnung und aufopfernder Thätigkeit ist's erklärlich, daß seine Gemeinde nicht blos mit großer Liebe an ihm hängt, sondern sich auch immer weiter ausdehnt. 1874 zählte sie erst 20 Dörfer mit 408 Seelen, vor 3 Jahren gehörten zu ihr 37 weit auseinander gelegene Dörfer, zu deren geistlicher Versorgung ihm nur 4 Catechisten zur Seite standen. Jetzt zählt die Gemeinde 63 Dörfer mit 1896 Christen, 5 Catechisten, 4 Lehrern und 7 Ältesten.

Dazu ist sie, Dank wohl auch ihrer abgeschlossenen Lage in den Bergen, vor andern am wenigsten durch die Gegenmission der Jesuiten beunruhigt und erfreut sich einer stillen und stetigen Entwicklung. 1880 hatte seine Gemeinde die zahlreichsten Übertritte in der ganzen Mission. 6—8 Stunden weit entfernte Dörfer gehören zu ihr.

Die letzten Jahre sind für Nathanael durch zwei besonders freudige Ereignisse bezeichnet. Das eine betraf seine Familie und war die Verheirathung seiner Tochter Hanna mit dem am Seminar in Ranchi angestellten Candidaten Anandmasih Saë. Schon als Seminarist war dieser durch Missionar Dr. Nottrott in Gegen-

wart der Verwandten und der anwesenden Vertreter des Seminars, der Missionare Bruske und Hartmann, mit seiner Hanna feierlich verlobt worden, nachdem bereits der Kolh-Sitte entsprechend die großen Verlobungsessen in der Familie der Braut und des Bräutigams stattgefunden hatten. Als nun Anandmasih $1^1/_2$ Jahre später sein Examen bestanden, da gab's eine fröhliche und große Hochzeitsfeier. Die Trauung fand in Ermangelung einer Kapelle in der großen für die Festgäste aus Baumzweigen hergestellten Laube statt. Die Braut sah in ihren weiten weißen Gewändern sehr feierlich aus, aber leider hatte man ihr den Kranz rings mit Marabufedern besteckt, was nach Kolhs-Geschmack sehr schön aussehen sollte. Unter den Klängen des Posaunenchors wurde zuerst „Jesu geh voran" gesungen, dann legte der trauende Missionar dem jungen Paare dar, was es für sie als zukünftige Pastorsleute zu bedeuten habe, daß Gott gesagt: „ich will ihm eine Gehilfin geben", was unter den Kolhs nicht blos den Frauen, sondern auch den Männern, insonderheit den eingebornen Helfern zu sagen recht noth thut, worauf dann die Trauung selbst folgte. Trotz der Mahnung, die Hochzeit recht einfach einzurichten, hatte Nathanael aber gemeint, nicht blos seine Verwandten, sondern aus jedem Dorfe seiner Gemeinde wenigstens Einige einladen zu müssen, so daß wohl dreihundert anwesend waren. Indessen hatten alle ihr Theil zum Festessen mitgebracht. Keine Frau war ohne Reis u. dgl. gekommen, und allein 28 Hammel hatten die Gemeindeglieder als Ehrengabe gebracht, von denen am Haupttage blos 13 gebraucht wurden. Den Nachmittag und Abend verweilte der Missionar noch unter den Festgästen, die bald nach Posaunen, bald nach Dulki's (Trommeln) christliche Lieder sangen. Um zehn Uhr brachen das Brautpaar, die Braut in einer Doli getragen, und die Verwandten des Bräutigams zur Heimreise auf.

Das zweite freudige Ereigniß war der Bau und die Einweihung einer Kirche. Eine solche fehlte der armen Gemeinde Tuyur, und hatte der Pastor bis dahin sein eigenes Haus zum Gottesdienst hergeben müssen. Jetzt ist auf dem Platze, an den schon 1877 Missionsinspector Plath zur Bezeichnung der Stätte des künftigen Altars einen Stein mit hatte wälzen helfen, eine stattliche, aus massiven Wänden bestehende und mit Ziegeln gedeckte Kirche erbaut. Zu ihrer Einweihung am Sonntage Palmarum war sie reich mit Palmenzweigen geschmückt, und ihre schwarzen dicken Holzsäulen mit Guirlanden umwunden. Posaunenklänge begrüßten den festlichen Tag. Nachdem Missionar Nottrott die Weiherede ge-

halten, ließ es sich Nathanael nicht nehmen, trotzdem er am Morgen einen Fieberanfall gehabt und noch an starken Kopfschmerzen litt, die Predigt zu übernehmen. Die Folge war, daß er dem Grabe nahe kam. Aber der Herr half. „Alle, die mich sahen", schrieb er nachher, „gaben mich auf, aber ich wußte, daß meine Stunde noch nicht gekommen sei, denn in den schlimmsten Tagen sah ich stets zwei Engel an meinem Bette stehen, in deren Antlitz ich die Hoffnung las, daß ich genesen würde." Möge der treue Nathanael in dieser Kirche noch recht lange durch seine frische, volksthümliche Redeweise und durch die von ihm so geliebten musikalischen Feiern nach Kolhs-Weise die Herzen seiner Landsleute auf dem Grunde des Heils erbauen, auf welchem er selbst steht! —

Wohl der begabteste eingeborne Geistliche ist Hanukh Dato Lakra vom Stamme der Uraos, vermuthlich derselbe, dem das oben angeführte Urtheil des Miss.-Insp. Plath gilt.

Im Jahre 1860 war sein Vater Christ geworden. Darüber erzürnt, hatte der junge Hanukh das Elternhaus verlassen, sich aber durch seine Mutter wieder zurückführen lassen, jedoch mit dem ausgesprochenen Vorsatze: „Meine Arbeit werde ich thun, aber Christ werde ich niemals." Dabei blieb er auch hartnäckig, obgleich ihm sein Vater die Vortheile vorstellte, wenn er die Schule in Ranchi besuchen würde. Weder die Aussicht schreiben, lesen und schöne Lieder singen zu lernen, noch die auf schöne Kleider machten einen Eindruck auf ihn. Er hatte noch nie einen Saheb (Missionar) gesehen und, was die Leute von denselben erzählten war zu grausig, er fürchtete sich vor ihnen. Etwas anders wurde er, als sein Vater hin und wieder aus Ranchi, wohin er sonntäglich ging, getaufte Christen zum Besuch mitbrachte. Wenn auch noch verstockten Herzens hörte er doch ihren Erzählungen von Moses, von Jesu Geburt und Gefangennahme, von den Jüngern und dem Verräther unter ihnen aufmerksam zu. Im December ließ er sich sogar bewegen, mit den Christen des Dorfes nach Ranchi zum Weihnachtsfeste zu gehen. Da überzeugte er sich, daß alles, was ihm über die dortige Schuljugend erzählt war, auf Wahrheit beruhe, und als er unter derselben einige seiner Verwandten, ja einen Gespielen von sich sah, fing er an sich zu schämen. Auf seinen heidnischen Schmuck mit den Worten hingewiesen: „der hat immer noch den Teufel an sich hängen", nahm er denselben heimlich ab und versteckte ihn. Einen besonders tiefen Eindruck machte ihm aber der Gottesdienst. Da sah er, daß die Sahebs gar nicht so fürchterlich waren, bewunderte die schönen Lichter und erschrak

gewaltig über den unerwartet von oben her erschallenden Chorgesang. Wer so wunderschöne Musik mache, das wollte er zu gern wissen. Aber ein Christ seines Dorfes, den er fragte, bedeutete ihn, das ginge ihn nichts an, er wolle ja doch kein Christ werden. — Die in Ranchi erfahrenen Eindrücke waren so nachhaltig, daß der 12—13jährige Knabe sie nicht wieder verlor, auch seinen heidnischen Schmuck nicht wieder anlegte, sondern seinen Vater, der in Ranchi zur Taufe lernte, bat, ihn kommen zu lassen, daß er in die Schule gehen könne. Mit Freude ging der Vater darauf ein, und Hanukh Dato eilte mit bereits abgeschnittenem Zopfe nach der Station. Der Trotz, den er bereits als Knabe seinem Vater gegenüber gezeigt, und den er auch gar häufig beleidigenden Altersgenossen gegenüber durch Dreinschlagen offenbarte, verklärte sich in der Schule immer mehr zu einer lobenswerthen Festigkeit. Nie hat er sich verführen lassen, aus der Schule wieder fortzulaufen, sondern alle Strafen als wohlverdiente ruhig hingenommen. Im Jahre 1861 wurde er nebst seinen Geschwistern zugleich mit seiner Mutter getauft. Dabei bekam er den Namen Dato = „dem Gegebenen“, ein Name, der an die Unsitte der damaligen Missionare, mit Namengebung Spielerei zu treiben, erinnert. Mit besonderer Liebe gedenkt er des Missionar Flex, dessen Unterricht von so großem Einfluß auf ihn gewesen, daß es in seinem Herzen hell geworden, und auch die Liebe Wurzel geschlagen habe, beklagt aber tief, daß er sich noch so oft vom Zorn habe hinreißen lassen. Später erzählte er einmal, wie er als Knabe sehr schwer gelernt habe und nicht fortgekommen sei; seitdem er aber seine Zuflucht zum Gebet genommen, sei es besser gegangen. Er scheint also ehrlich gekämpft zu haben. In einer schweren Krankheit des Jahres 1863 bat er Gott, er möge ihn, der doch nur ein unnützer Mensch sei, von der Erde nehmen. 1865 verließ Hanukh die Schule und wurde Lehrer in Hazaribagh, kehrte aber nach Batsch's Übertritt zu den Anglikanern nach Ranchi zurück. Allen Verlockungen, die alte Gemeinde ebenfalls zu verlassen, widerstand er. Er meinte, seine Mutter zu verachten und zu verlassen sei eine ganz verabscheuungswürdige Sünde. Nachdem er auch in Ranchi einige Zeit an der Mädchenschule gearbeitet, wurde er unter Missionar Häberlin ins neu errichtete Predigerseminar aufgenommen. Diesem Unterricht verdankt er nach seinem eignen Bekenntniß nicht nur reiches Wissen, sondern auch die Erkenntniß, „was es mit dem überaus verderbten alten Menschen für eine Bewandtniß habe.“ Dieser habe jetzt etwas zu weichen begonnen, und sein Gebet zum

Herrn sei, daß er ihn möge mit der Wurzel von Grund aus ausreißen. Nach beendigtem dreijährigen Seminarkursus wurde er 1873 nach der Gemeinde Tapkara gesandt.

Tapkara war ein schwieriger Posten. In dem südwestlichen Winkel der Diöcese Burju gelegen, gehörte diese Gemeinde zu denjenigen, die sich in der großen Bewegung nach dem indischen Aufstande meist aus socialen Gründen gebildet hatte und leider wenig gepflegt worden war. Hier die alten, vielfach wieder erkalteten Christen neu zu erwärmen, sie von ihren weltlichen Hoffnungen je mehr und mehr auf himmlische hinzulenken, die oft noch aufgeregten Geister in Ordnung zu halten, auch dem Eingreifen der Ausbreitungsgesellschaft entgegenzutreten, war seine nicht kleine Aufgabe. Er selbst klagt in seinem vor der Ordination eingereichten Lebenslaufe, daß ihm die Gemeinde viel Seelenschmerzen mache. Die Meisten lebten noch in altem Aberglauben und in alter Sitte. Zauberei und Teufelsopfer seien noch vielfach im Schwange, und Gotteswort mit seiner Liebe und seinem Ernst werde verachtet. Dazu kam im ersten Jahre eigene Krankheit und Krankheit seiner Frau und Kinder. Da ist der sonst energische Mann zeitweise ganz muthlos gewesen und hat daran gedacht, sein Amt niederzulegen. Aber seine Frau, „obgleich sie nicht viel gelernt hat“, zeigte mehr Geduld und richtete ihn immer wieder auf. Auch an Trost seitens der Christen, besonders einiger Ältesten fehlte es ihm nicht. Seine vorzüglichste Stärkung fand er aber im Gebet. „Ich vertraute“, sagt er, „auf den Herrn und betete: O Herr, ich bin mit meiner Familie im Leide, aber in Leid und Freud, im Leben und im Tode sei du unser Schutz — da vernahm ich in meinem Herzen die Verkündigung: Wo ist auf dieser Erde Freude? Der Herr hat mich so fest gemacht, daß ich alles leidend und Schmerz ertragend in dieser Gemeinde sein Werk treiben will.“

Nachdem sich Hanukh in $2^1/_2$ jähriger Probezeit als ein Mann bewährt hatte, dem das Predigtamt anvertraut werden konnte, die Gemeinde auch unter ihm wuchs und ihren Pastor liebte und ehrte, erhielt er am 11. Juli 1875 zugleich mit drei anderen die Ordination. Zuvor wurde mit ihm aber ein Colloquium, und von ihm eine Predigt über Eph. 6, 18—20 und eine Catechese über Luc. 14, 22—23 gehalten.

Die Ältesten der Tapkara-Gemeinde und auch sein Vater waren in Govindpur, wo die Feier stattfand, erschienen. An einem der nächsten Sonntage wurde der junge Pastor seiner Gemeinde

als solcher vorgestellt und verwaltete unter den Augen seines Vorgesetzten zum ersten Male die heiligen Sacramente.

In seinem neuen Amte hat er sich nach wie vor besonders treulich um die Schulen gekümmert, die Eltern säumiger Kinder selbst aufgesucht und dadurch den Schulbesuch wesentlich gehoben. Mit Kranken hat er fleißig gebetet, wie denn seine Gemeinde sich besonders in Folge von Krankenheilungen sehr mehrte. Auch dem gerade in seiner Gemeinde noch sehr spukenden Hexenwesen ist er mit Eifer und Nachdruck entgegengetreten. Viel Energie entwickelte er in Heranziehung der Gemeinde zu den kirchlichen Abgaben, wozu dieselbe gar wenig willig war. Es handelte sich um das durch die Gemeinde aufzubringende halbe Gehalt der Lehrer. Mit großer Geduld hörte er alle die Einwürfe der hartnäckigen Kolhs an und suchte ihnen klar zu machen, daß doch auch ihre Knechte nicht von anderen den Lohn bekämen, sondern von ihnen selbst, und daß sie ebenso die Pflicht hätten, den Dienern Gottes, die sie mit dem Worte des Herrn speisten und tränkten, das darzureichen, was sie zu ihrem Unterhalt nöthig hätten. Die Antwort war: „Das ist ganz richtig, aber wir wollen nichts geben, können's auch nicht." Auch der Vorschlag, daß nicht die Eltern der Schüler, sondern die ganze Gemeinde, jedes Haus von 20 Mon Reis einen Mon gebe, was für drei Lehrer zum halben Gehalt hinreiche, wurde, und zwar grade durch die Reichen, abgelehnt. So und ähnlich hat er lange kämpfen müssen, bis er es doch endlich durchsetzte. Darüber, daß er selbst auch die Hälfte seines Gehalts der Gemeindekasse zu entnehmen habe, war er sehr erfreut. Er thue ja nicht, meinte er, die Arbeit des „Großen Sarkar" (Curatorium), sondern sei ein Diener der evangelisch-lutherischen Gemeinden unter den Mundaris. Obgleich aber auch mit diesen „Mandli-Paisa" (Kirchensteuern) die Gemeindeglieder so zähe waren, daß er in den ersten sechs Jahren anstatt 50 R. nie mehr als 30—32 bekam, hat er doch nicht nachgelassen, bis er denn jetzt sein halbes Gehalt ($7^1/_2$ Rup. monatlich) aus der Gemeindekasse bezieht, in welche die Accidenzien und die Gemeindesteuer von $^1/_4$ Rup. pro Haus und Jahr fließen, und aus welcher außer dem Gehalte alle Reparaturen der Kapelle, des Pastorhauses, der Catechisten- und Schulhäuser, Abendmahlswein u. s. w. bestritten werden. In dem letzten Jahre hatte er damit freilich wieder viele Noth.

Seine Gemeinde zählte 1876 bereits über 1000 Seelen, gegenwärtig aber in 29 Dörfern gegen 3000. Die Gemeinde Diangkel ist ihm als Filialgemeinde noch zugegeben worden. Als

Mitarbeiter hat er 5 Älteste, darunter den sehr tüchtigen Paulus in Diangkel,[1] 3 Catechisten, 6 Lehrer und 2 Bibelfrauen. Der rührigste Arbeiter ist aber unstreitig er selbst. Sobald er in Tapkara den Gottesdienst gehalten, wirft er sich auf sein Pferd und reitet nach dem eine deutsche Meile entfernten Diangkel. Seine Begabung und Frische machen ihn zu dem besten Prediger unter den Natives. Bei Einweihungen von Kapellen wie bei den christlichen Melas[2] hat er schon mehrfach zündende Ansprachen gehalten. Das ist um so bewundernswerther, weil Hanukh, der ein Urao ist, nicht nur das Hindi, sondern auch das vom Urao durchaus verschiedene Mundari lernen mußte. Er spricht nach dem Urtheil des Miss.-Insp. Plath alle drei Sprachen mit staunenerregender Gewandtheit. Dabei hält er sich nicht blos an die vorgeschriebenen Pericopen, sondern benutzt auch freie Texte. Will er das heilige Abendmahl halten, so repetirt er eine Woche lang mit den Abendmahlsgästen den Catechismus und hält die Abendandachten über besondere Bußtexte. Der Feier selbst geht eine besondere Beichtrede vorher. Den Einzelnen geht er treulich nach und empfindet es schmerzlich, wenn sie in Sünden fallen. Trübsale, wie Krankheit und Viehsterben, hält er dann für ein Gericht der strafenden Gotteshand.

Während es für die Missionare sehr schwer ist, sich mit den eingebornen Geistlichen in einen herzlichen persönlichen Verkehr zu stellen, weil die Kluft zwischen Sahebs und Eingebornen auch durch die Ordination noch nicht ausgefüllt wird, so geht das bei Hanukh Dato noch am leichtesten. Da er oft bei Europäern zu Tische ist, weiß er gut mit Messer und Gabel umzugehen und hat überhaupt gesellschaftliche Manieren. Ein reisender Missionar, der schon früher einmal bei ihm alle nur wünschenswerthe Gastfreundschaft genossen, sagt nach einem andern Besuche bei ihm: „Es war eine ordentliche Erholung, mich einige Stunden mit ihm zu unterhalten. Sein frisches Wesen hat auch für uns Europäer etwas Anregendes.“ Meines Wissens war er auch der erste Kolh, welcher bei einem europäischen Kinde Pathenstelle versehen hat. Das war bei dem Söhnlein seines Vorgesetzten, des Missionars Dr. Nottrott, zu dessen Vornamen daher auch der Name Lakra, d. h. Tiger gehört. Nach seinem Bilde, das vor uns liegt, macht er in seinem weißen Chapkan einen durchaus würdigen und anstän-

---

1) Siehe Abschnitt 6. Paulus ist inzwischen leider gestorben.
2) Siehe Abschnitt 8.

digen Eindruck. Ebenso ist seine Frau, Laurie, sehr nett und verständig, so daß man mit ihr ein Gespräch führen kann, was durchaus nicht bei allen christlichen Kolhfrauen der Fall ist. Zu Tische eingeladen ißt sie zwar noch nach Landessitte mit den Händen, aber so anständig und sauber, daß es nichts Unangenehmes hat. Auch sie trägt nicht etwa europäische Kleider, sondern die wenn auch reich gestickten — denn sie ist ja jetzt die Frau eines Babu — weiten nationalen Gewänder. Wie sehr die Pastorsleute von Tapkara die Liebe der Gemeinde besitzen, zeigte sich, als Frau Hanukh vor 7 Jahren von einem todten Kinde entbunden wurde, und bei ihren sonstigen vielen Leiden das Schlimmste zu fürchten war. Da sind Tag und Nacht abwechselnd an 20 Brüder (Christen) dagewesen, die für ihr Leben gebetet haben.

Gleich den vorigen gehört auch der eingeborne Pastor Andrias Tuyu, ein Cousin des Pastor Nathanael Tuyu, der Diöcese Burju an. Seine Gemeinde heißt Koiongsar und zählt 16 Dörfer mit 971 Christen, 4 Catechisten und 4 Lehrern.

Andrias ist etwa 1840 zu Darla in Sonpur geboren. Nach des Vaters Tode vertrieb der Thikadar ihn und seinen älteren Bruder und brannte ihr Haus nieder. Beide wanderten nun aus, zunächst nach Calcatta und von da nach Bada, der Mundari-Colonie, woselbst sie mehrere Jahre blieben. Zurückgekehrt wurden sie (1860) Christen, „nicht“, wie er selbst mit betrübter Seele bekannt hat, „aus Erkenntniß unsrer Sünden und Verlangen nach Heil, sondern weil wir in unsern Feldangelegenheiten von den Missionaren Rath und Hülfe zu erlangen hofften. Andrias hat keine Schule besucht, er lernte zu Hause lesen und schreiben und las fleißig in der Bibel. Auch predigte er viel neben seiner Feldarbeit und unterrichtete Taufbewerber. Dadurch wurde der Missionar auf ihn aufmerksam. Catechist ist er 1864 fast wider Willen geworden. Sein Vetter Nathanael war nämlich zum Catechistendienst berufen worden. Da der aber durch häusliche Geschäfte selber an der Reise nach Ranchi verhindert war, schickte er unsern Andrias, der denn auch als Catechist angestellt wurde. Nachdem er 8 Jahre in der Diöcese Chaybasa thätig gewesen, wurde im Seminar zu Ranchi ein Cursus für Leute vorgeschrittenen Alters aber mangelhafter Vorbildung eingerichtet. Das paßte für den 32 Jahre alten Andrias, und da er sich durch seinen Ernst und seine Treue das Vertrauen seines Vorgesetzteu erworben hatte, wurde er Anfangs 1872 dorthin gesendet. Er lernte nach dem Urtheil seines Lehrers Hahn mit unverkennbarem

Eifer, aber bei seinem Alter und geringer Vorbildung wurde ihm doch Vieles sehr schwer. Sollte er mitunter Gehörtes wiedergeben, so antwortete der große hagere Mann mit dem ernsten Gesicht ganz traurig: „Herr, ich habe es wohl verstanden, aber wenn ich's sagen will, so schwirrt es mir im Kopfe, und ich werde confus. Manches will auch gar nicht recht ins Herz hinein, denn von dem Leben im Heidenthum ist es so finster geworden, daß auch das Licht nicht eindringen kann." Dem Wissen nach war er unter den zehn Schülern seiner Klasse der schwächste, obwohl er oben an saß, aber über Dinge der christlichen Erfahrung gab er nicht selten treffliche Antworten. Missionar Hahn meinte 1873, er werde wohl nicht mehr viel lernen und auch das geforderte Examen nicht machen können, dennoch dürfe man hoffen, ihn einmal als tüchtigen, treuen Pastor in der Gemeinde arbeiten zu sehen, und könne nur wünschen, daß Gott der Mission mehr solche Leute zuführen möge.

Anfangs 1875 kehrte Andrias in seine alte Wirksamkeit zurück und bekam seinen Wohnsitz in Sayadburu, für welchen Posten er mit Hanukh Dato zusammen am 11. Juli 1875 ordinirt wurde. In der „Biene" 1875 S. 4 heißt es von ihm: „Eine Probezeit, durch welche er seine Qualification zur Gemeindearbeit hätte zeigen sollen, wurde bei ihm nicht für nöthig befunden. Hatte er doch 10 Jahre zur Befriedigung aller seiner Vorgesetzten in der Gemeinde gearbeitet, und waren doch die 30 Dörfer des Bandgau, die durch seine Arbeit zu Christendörfern geworden, Zeugniß genug für seine practische Tüchtigkeit. Wie er seinen ehrenwerthen Charakter schon zur Zeit der Trennung zu zeigen vielfach Gelegenheit hatte, so hat er seine Treue und Bescheidenheit allezeit und auch während seiner Seminarzeit bewiesen, und diese Charaktereigenschaften ließen über manche Lücke in seinem Wissen hinwegsehen und ihn trotzdem der Ordination für würdig halten." Sein Predigttext war 1. Tim. 2, 4—6, der der Catechisation Matth. 28, 18—20.

Sayadburu, Wohnhaus und Capelle auf einem luftigen Hügel mitten in den waldreichen Bergen des Bandgau gelegen, war bereits 1872 erbaut[1] und diente dem Missionar von Chaybasa zum Aufenthaltsort in der heißen Jahreszeit, sowie zum Stationsort, wenn er die von Chaybasa zwei Tagereisen weit abgelegene Christengemeinde besuchen wollte. Dadurch, daß die Kudahatu-Gemeinde damit verbunden und der ständige Sitz eines eingebornen Geistlichen hierher verlegt wurde, bekam es eine besondere Bedeutung, die das Wachs-

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 259.

thum der Gemeinde nicht wenig förderte, aber auch die Jesuiten anlockte, sich ganz in seiner Nähe anzusiedeln.

Unter diesen Umständen schien Andrias den Aufgaben seiner dortigen Stellung nicht mehr gewachsen. Es kam dazu, daß er in Sayadburu seine Frau verloren hatte und, da er sich doch keine Haushälterin nehmen konnte, dort weder für sich, noch für seine kleinen Kinder die nöthige Pflege fand. So wurde er denn nach der obengenannten Gemeinde Koiongsar, südwestlich von Burju versetzt, die Prachinschaft Kulda aber von seiner alten Gemeinde abgetrennt und ihm mit zugeschlagen. In Koiongsar sollte er erst nur interimistisch bleiben und dann nach Burju kommen. Als das aber bekannt wurde, kamen aus Koiongsar Deputationen und Petitionen, ihn definitiv dazulassen. Unter der Bedingung, daß entweder die Gemeinde dasselbe Gehalt für ihn aufbringen, womöglich ihm etwas Land geben wolle, oder daß Andrias sich mit dem begnüge, was von den Gemeinde-Einnahmen nach Abzug der sonst nöthigen Ausgaben für ihn übrig bleibe, wurde die Befürwortung zugesagt. Die Sache muß sich auch nach der einen oder andern Seite hin erledigt haben, denn gegenwärtig ist Andrias bleibend in Koiongsar angestellt.

Anandmasih Matschun ist gegenwärtig Pastor in Sayadburu, woselbst der soeben genannte Andrias so lange gearbeitet. Im Jahre 1875 war er mit Hanukh Dato und Andrias Tuyu zusammen zum Predigtamte ordinirt worden. Er ist ein Mundari aus Gurgai gebürtig, wurde 1853 bereits von seinem Vater zur Schule gebracht und in demselben Jahre getauft. Nach seiner Verheirathung blieb er einige Jahre in seines Vaters Hause, bis er als Lehrer in Ranchi angestellt wurde. In dieser Stellung war er zur Zeit der Trennung. Auch er verweigerte den Übertritt in die Englische Kirche, scheint es aber auch gescheut zu haben, in seiner Stellung zu verbleiben und so in directem Kampfe für seine Mutterkirche zu stehen, er verließ seine Stelle und ging nach Hause.

Dem Rufe in das Seminar leistete er jedoch sofort Folge und blieb dort drei Jahre, nach welcher Zeit er das Examen machte. Dann wurde er nach Marcha in der Govindpur-Gemeinde gesandt,[1] woselbst er sich zwei Jahre lang so bewährte, daß ihm die Ordination ertheilt werden konnte. Bei dem Colloquium war sein Predigttext 2. Cor. 5, 20, der Text zur Catechese Luc. 12, 49. An den Conferenzen der geförderten Natives hat er sich schon vorher lebhaft

1) Biene 1876, S. 3 f.

betheiligt, und z. B. bei der Frage nach der Selbsterhaltung der Gemeinden sich dafür erklärt, daß die Gemeinden, wenn auch nicht Geld, so doch Reis geben könnten. Für das Singen christlicher Lieder nach nationalen Weisen (Bhajans) war sowohl er, als seine Gemeinde sehr begeistert. Seine Arbeit in der Gemeinde that er im Allgemeinen zur Zufriedenheit, doch scheint ihm zu Zeiten der ernste Eifer und auch das Verständniß für christliche Ordnung etwas gefehlt zu haben. So hat er sich zweimal einen scharfen Tadel seines Missionars (Beyer) zugezogen, das eine Mal, weil er trotz mehrfacher Aufforderung eine Liste nicht eingeschickt, das andere Mal, weil er seine Nichte, die ihrem Manne fortgelaufen war, in seinem Hause behielt und auch nicht gehen lassen wollte, als sich die Beschuldigungen gegen den Mann als grundlos erwiesen hatten. 1878 betheiligte er sich an der Adresse, die von den eingebornen Predigern an den „Lord Padri Saheb“ Gen. Sup. Dr. Büchsel zu dessen goldnem Amtsjubiläum gesendet wurde und in welcher sie neben dem Dank für das, was unter Büchsels Leitung die Mission ihrem Volke gethan, das Gelübde aussprachen, daß sie in Liebe und Glauben verharren und dem heiligen Worte des Herrn gemäß ihr Amt verwalten wollten bis an ihr Ende. Seit 1885 ist er von Marcha nach Sayadburu versetzt, was den Beweis liefert, daß er trotz mancher Schwächen, die er an sich hat, doch als der geeignete Mann für diesen schwierigen Posten gehalten worden ist. Eine seiner Schwächen ist Langsamkeit. Er braucht erstaunlich viel Zeit zu seinen Arbeiten. Ein Bericht, der in einer halben Stunde abgemacht wäre, dauert bei ihm wohl zwei Stunden, und so ists auch mit seinen Reisen in die Gemeinde. Indessen zeigt es doch immerhin von Interesse für die Arbeit, daß er auch ohne bestimmten Befehl Tage lang von seiner Familie fern bleibt. Anandmasih hat bei weitem nicht die Frische eines Hanukh. Als er einmal eine recht schläfrige Beichtrede hielt, mußte er sich von diesem sagen lassen: „Ich habe etwas wieder Sie, nämlich dies, daß Ihre Leute todt sind. Sie schläfern sie ein durch Ihre langen Predigten.“

Aiub Hemrom. Sein Lebenslauf ist nach seinem eigenen Berichte folgender. In seinem 8. Lebensjahre fing er an lesen zu lernen. Da es aber mit seinem Selbstunterricht nicht ging, übergab ihn sein Vater einem Lehrer und zahlte dafür einen Ochsen. Bei diesem Lehrer hielt er aber nicht aus, sondern kam wieder nach Hause, wo er nach dem Tode seiner Mutter durch eine Stiefmutter viel zu leiden hatte. Sein Jugendleben war ein vollständig ungebundenes, wie es bei den Kolhs zu sein pflegt. In dasselbe

fiel noch dazu der Aufstand 1857, der auch ihn mit den Seinigen zur Flucht in die Berge, wo sie sich in einer Höhle versteckt hielten, nöthigte. Nachdem der Aufstand unterdrückt war, nahm sein Vater die christliche Religion an, aber nicht, wie er ausdrücklich sagt, um mit so vielen andern den Thikadaren das geraubte Land mit Gewalt wieder abzunehmen, denn das seinige war in seinem ungestörten Besitz, sondern aus irgend einem andern, ihm unbekannten Grunde. Derselbe kann nicht tief gelegen haben, denn als Aiub bald darauf krank wurde, verleugnete sein Vater das Christenthum wieder und brachte für die Genesung seines Sohnes den Bongas Opfer. Bei der Erfolglosigkeit des Opfers und auf Zureden eines Christen fing er jedoch an „auf Gott seine Hoffnung zu setzen", und auf sein anhaltendes Gebet wurde es auch mit dem Sohne etwas besser, so daß er ihn nach Ranchi bringen konnte, wo er durch die ärztliche Behandlung des älteren Batsch dann auch genas. Vor dem Saheb hatte Aiub sich sehr gefürchtet, war aber durch das freundliche Zureden und Streicheln desselben beruhigt worden. Drei Jahre war er bereits in der Schule, da lief er nach Hause, kehrte aber nach $1^1/_2$ Jahren auf Flex's Aufforderung wieder zurück und blieb nochmals 3—4 Jahre in der Schule, bis er nach einem Zwist mit seinem Lehrer W. Luther, einem Kolh, der später zur Gegenmission überging, nicht nur Ranchi, sondern auch sein Heimathland verließ und nach Sombalpur, weit südlich von Chutia Nagpur, floh.

Hier in Sombalpur erwies sich nun, daß ihm der Unterricht, den er genossen, trotz seiner Freiheitsliebe zu Herzen gegangen war. Denn er widerstand dort nicht nur den Versuchungen wieder Heide zu werden, sondern predigte sogar ohne besonderen Auftrag unter den Hindus das Wort Gottes und vertheilte unter sie Bücher, von denen er auf seiner Flucht soviel mitgenommen hatte, daß ihm vom Tragen die Schultern wund geworden waren. Bekehrt, meint er, habe sich auf seine Predigt Niemand, aber die Bücher hätten sie gern angenommen und ihm in mancher Noth geholfen. Von einer Gebetserhörung, die er in Sombalpur erfahren, berichtet er selbst Folgendes: „Nach einiger Zeit geschah es, daß meine Frau krank wurde, und deshalb mußte ich meinen Posten (?) aufgeben. Zu essen war nichts im Hause, so mußten wir drei Tage Hunger leiden. Meine Frau wurde darüber sehr betrübt und meinte, nun müßten wir sterben; ich aber erzählte ihr, um ihren Glauben zu wecken und sie geduldig zu machen, wie Elias in der Wüste gelebt, und Gott ihm Speise gegeben, und wie ein Saheb in Europa, der sein ganzes Einkommen den Armen zu geben pflegte, einst nach Hause gekommen sei, und seine Kinder

ihn froh begrüßt hätten in der Hoffnung, er bringe etwas mit, er aber seine Kinder getröstet und gesagt habe, jetzt wird der Herr uns zu essen geben, kommt, laßt uns beten, und wie darauf von hier und da ihnen Essen gebracht worden sei. Aber auch durch diese Beispiele wurde meine Frau nicht getröstet, so daß ich sagte: „Komm, wir wollen beide beten.“ Dies geschah denn auch, und nach einer kleinen Weile stand ein Mädchen aus einem anderen Dorfe mit einer Wanne Reis vor der Thür, das nach uns rief und, nachdem ich die Thür geöffnet, sagte: „Nehmet hier den Reis.“ Meine Frau fragte sie, weshalb sie den bringe, und sie erwiderte, daß ihre Eltern sie damit geschickt hätten. Nachdem sie den Reis abgegeben, ging sie fort. Wir aber dankten Gott, und während das geschah, stand schon wieder eine andere Frau vor der Thür und brachte Reis, Dal und Salz, und kaum war die fort, da kam die Frau eines Freundes und brachte eine Schüssel voll Essen. So hat uns beide Gott erhalten und uns vor Schlechtigkeit bewahrt.“

Schon war er im Begriff weiter nach Katack zu wandern, wo er Christen und Missionare zu finden hoffte, als er von seinem Freunde Anandmasih einen Brief bekam des Inhalts, der Padri Nottrott Saheb in Chaybasa rufe ihn, daß er des Herrn Werk treibe, er wolle ihn erst einige Zeit unterrichten und dann wieder nach Sombalpur schicken. Diesem Rufe leistete Aiub Folge, begleitete erst den Boten nach Banai, wo sein Freund Anandmasih als Catechist stand, ließ in dessen Hause seine Frau zurück und wanderte nach Chaybasa. Nachdem er dort angekommen, auch die Versuchung, zur englischen Mission überzugehen, überwunden, wurde er durch Missionar Dr. Nottrott eine Zeit lang unterrichtet und wieder nach Sombalpur zurückgeschickt, die aus Nagpur dorthin ausgewanderten Christen aufzusuchen und im Glauben zu stärken. Zur Berichterstattung zurückgekehrt, empfing er noch weiteren Unterricht, für den er sich sehr dankbar erwies, und wurde als Catechist nach Kundrugutu im nordwestlichen Singbhum geschickt. Die dortigen Christen waren ernste Leute; der Grundstock der Gemeinde war nicht in Krankheitsfällen, wie die meisten, sondern aus Überzeugung zum Christenthum gekommen, denn er hatte vorher schon einer Secte angehört, die das Opfer verschmähte und zu Gott betete, auch war der Charakter der Gemeinde nicht durch allmähliche Vermehrung verwischt worden. Da nun Aiub, wenn auch ein etwas schroffer und sich schwer anschließender, aber doch treuer, ernster und irdisches Verlangen nicht nährender Mann war, so stand es auch unter seine Leitung mit dieser Gemeinde mit am besten. Sie mehrte sich und blieb in guter Zucht.

Nachdem Aiub sodann 2 Jahre lang das Seminar in Ranchi besucht, wurde er abwechselnd in Sayadburu, dann wieder $1^1/_2$ Jahr lang in Kundrugutu, in Darigutu (Diöcese Burju) und auf der Station Burju selbst beschäftigt. Da er schon früher als Diaspora-Prediger thätig gewesen war, wurde er auch inzwischen (1875) einmal nach Calcatta gesendet, um zu sehen, ob dort etwa Kolh-Christen lebten. Überall, auch als Vertreter seines auf Reisen sich befindenden Missionars, hatte sich Aiub gut bewährt, so daß Missionar Dr. Nottrott, der jetzt nach Burju versetzt war, seine Ordination beantragen konnte.

Aiub selbst sagt: „Ich war es nicht werth, daß ich die Ordination empfing, aber das hochwürdige Curatorium hat Gnade an mir geübt und mir aus Gnaden das Amt verliehen. Ich bin auch zurück im Wissen und schwach in der Arbeit, verstehe die Arbeit auch noch nicht recht; aber ich hoffe auf den Herrn, der mich ferner in seiner Arbeit unterrichten und mir Wissen und Verstand geben wird. Deshalb bitte ich täglich den Herrn, er möge mich bis an mein Lebensende in seiner Arbeit belassen und mich nicht in Versuchung fallen lassen."

Seine Prüfungspredigt hat er über Ap. Gesch. 2, 37 u. 38, die Catechese über Hesekiel 36, 26 u. 27 kurz aber klar gehalten. Pfingsten 1877 wurde er ordinirt.

Er blieb zunächst als Hülfsprediger (Diaconus) des Missionars auf der Station Burju. Später bekam er die große Gemeinde Marcha in der Diöcese Govindpur. Dort predigte er frisch und lebendig in der großen, von den rings umher liegenden Christendörfern aus zahlreich besuchten, langen Kapelle und trieb treulich Seelsorge unter den zur Zauberei und andern heidnischen Sünden hinneigenden Christen. Als er einmal einen Christen ermahnt hatte, die 4 Anna Gemeindesteuer zu geben, und dieser ihn auf später vertrösten wollte, sagte er: „Wenn du aber nun vorher stirbst, wer wird sie dann geben? Siehe, wie viel Schafe, Schweine und Ochsen hast du als Heide dem Teufel geopfert! und nun hast du nicht einmal 4 Anna für den Herrn übrig?" Da schämte sich der, sprang auf, borgte sich von einem Nachbar das Geld, und als für seine Krankheit in der Kirche gebetet worden war, legte sein Sohn ganz still eine Rupie auf den Altar. Von Marcha wurde Aiub nach Sernatola, Diöcese Burju, versetzt.

Suleman Soke, der sechste eingeborne Geistliche der Diöcese Burju, ist kein Kolh, sondern ein Bengale. Sein Geburtsort ist Illu-Jargo in Manbhum. Als er geboren wurde, lebten seine

Eltern noch im Heidenthum und zwar als Glieder der Nirgun-Secte, welche am Tage die Kaste beobachtet, aber nicht mehr nach Sonnenuntergang. Bald nachdem seine Eltern Christen geworden, wurde auch er in der Jargo-Kapelle[1] getauft. An Stelle des von den Brahmanen gleich nach seiner Geburt erhaltenen Namens Ragunath erhielt er den christlichen Suleman. In der Schule des Paulus Nemo in Jargo war er nach seinem eigenen Bekenntniß faul, spielte während der Schulzeit lieber am Bach, log und war naschhaft. Einige Zeit drauf besuchte er die Schule der Missionare Skrefsrud und Krüger in Purulia; diese wurde aber bald geschlossen, und Suleman ging in sein Elternhaus zurück, beim Ackerbau helfend und oft mit Absicht die Felder der Nachbarn durch seine Ochsen verwüstend. Etwas besser ging's mit ihm in der Schule des Missionars Onasch.[2] In dieser lernte er beten, rauchte aber gegen das Verbot seines Lehrers und leugnete es dann ab, sodaß er der Ausweisung aus der Schule nur dadurch entging, daß er um Verzeihung bat, und suchte überhaupt seinen Lehrer zu hintergehen, wo er nur konnte.

Eine Bekehrung erfuhr er erst, als er, bereits verheirathet, einmal sehr krank wurde. Da erwachte sein Gewissen und trieb ihn ins Gebet um Gnade für seine Sünden. „Von der Zeit an wurde ich gewiß, daß ich durch den Glauben an Jesum Christum das ewige Leben ererben werde, und danach sehnte ich mich jetzt."

Nachdem er die Schule in Purulia durchgemacht, kam er nach Ranchi auf die Schule und dann ins Seminar. Als Inspector Plath 1878 in Indien war, machte er sein Examen und wurde nach Lohardagga versetzt. Durch seine körperliche Schwäche für den Gemeindedienst untauglich, wurde er an der dortigen Mädchenschule beschäftigt, wozu er auch ganz gute Anlagen zeigte. Sein Eifer ließ nichts zu wünschen übrig. Doch wurde er je länger je mehr auch zur Arbeit in der Gemeinde herangezogen. Nach 2 Jahren (1880) wurde er dem Missionar von Burju als Schulinspector beigegeben. Hatte er in Lohardagga zu seinem mütterlichen Hindi das Urao lernen müssen, so mußte er sich jetzt noch die Mundari-Sprache aneignen. Es gelang ihm in 5 Monaten soweit, daß er bereits die Abendandacht halten konnte. Während der Beurlaubung des Burju-Missionars folgte Suleman, nicht ohne daß erst einiger Widerspruch bei ihm überwunden werden mußte, der Weisung, nach

---

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874. S. 336.
2) ebenda. S. 265.

der Station Takarma zu gehen. Über seine dortige Thätigkeit sagt er selbst Folgendes: „Meine Arbeit war dort sehr schwer, denn die Leute kamen nicht zur Kirche, wollten auch keine Gemeinschaft mit mir haben, weil ich von anderer Kaste sei.[1] Das machte mich sehr betrübt, und ich dachte viel darüber nach, wie ich wohl die Liebe der Gemeinde erwerben und die Kastenvorurtheile zerstreuen könnte. Ich begann fleißig für dieselben zu beten und besuchte sie Haus bei Haus, so viel und oft ich konnte. Der Erfolg blieb nicht aus, und bald kamen alle fleißig zur Kirche. Leider wurden einige Häupter wieder Heiden, was meine Freude sehr dämpfte. Ich ließ jedoch in meinen Hausbesuchen nicht nach und hatte auch bald die Freude, einige zurückzubekommen, außerdem einige Familien aus den Heiden zu gewinnen.“ In Takarma hat er unter Gemsky und Kiefel und dann unter Kampfhenkel gearbeitet. Von 1883 ab finden wir Suleman wieder in Burju. Sein Amt war, die Schulen der Diöcese zu inspiciren, aber auch dem Missionar in der Gemeinde zur Seite zu stehen. Seit seiner Ordination (Ende 1885) ist ihm die Parochie Burju zur Verwaltung übergeben. Leider ist er darin zeitweise durch schwere Krankheit gehindert worden. Die Predigt, welche er zum Colloquium über den breiten und schmalen Weg hielt, und die Catechese, welche die königliche Hochzeit behandelte, zeigt eine größere Beweglichkeit des Geistes, als bei manchem andern Native. Den bei derselben Gelegenheit eingesendeten Lebenslauf schließt er mit folgendem Gebete: O Herr Jesu, gieb mir doch zu Deiner Arbeit reichlich Deinen heiligen Geist, daß ich in Deiner Furcht und Liebe zu Deiner Ehre die Arbeit in Deiner Gemeinde thue und mich ihr ganz hingebe, vor allem aber ganz in Dir bleibe und Dir lebe und Dir sterbe und also im Leben und Sterben in Dir bleibe, denn Du, Christus, bist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn. Deine Gnade ist mehr werth, denn das Leben, meine Lippen sollen Dich allein loben immerdar. Amen.“

Die Vorgenannten sind in der Diöcese Burju angestellt. Gehen wir nach der Diöcese Govindpur, so finden wir da den eingebornen Pastor Mansih Tiruar Tassu in der Gemeinde Kotbo.

Er ist der Sohn des Christen Masiprakas in Janatola, eines für Gottes Wort erwärmten und rührigen Mannes. Im Jahre 1873 war er bereits 3 Jahre im Seminar und nahe 8 Jahre in der Schule zu Ranchi, obgleich er erst 17—18 Jahr alt war. Der jüngste

---

1) Suleman schreibt hier wohl der Kaste zu, woran seine Hindu-Nationalität Schuld war. Denn christliche Kolhs beobachten die Kaste nicht mehr.

in der Klasse, war er doch der begabteste, gab die besten Antworten, las und schrieb das Bengalische gut, sprach es auch etwas, und war der beste unter denen, die Griechisch lernten. Wegen seiner Jugend fehlten ihm allerdings noch tiefergehende christliche Erfahrungen; sein stilles, ernstes und empfängliches Gemüth gab aber die besten Hoffnungen. Während der Ferien 1874 verheirathete er sich und führte seitdem einen eignen Haushalt, wie dies bei unsern „Kolh-Studenten“ nichts Ungewöhnliches ist.

1878 finden wir ihn als Candidaten in Govindpur, wo er nicht nur in der Gemeinde als Prediger und Seelsorger thätig war, sondern auch die Lehrer in Catechismus und Bibelkunde, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen unterrichtete. Er hat Stücke der biblischen Geschichte ins Mundari übersetzt und sie den Lehrern in Ermangelung eines gedruckten biblischen Geschichtsbuches dictirt. Seine Begabung für Musik ist außerordentlich groß. Schon auf dem Seminar spielte er das Harmonium. Hier in Govindpur leitete er den Kirchenchor. Ohne jedes Instrument vermochte er mit den Lehrern und Mädchen vierstimmige Gesänge einzuüben, sodaß Sonntags die Kirchenchöre fast ebenso prächtig gesungen wurden, wie in Ranchi. Mehrere Monate lang hielt er auch Abends Bibelstunde über die Apostelgeschichte. „So oft ich ihn hörte,“ sagt Missionar Beyer, „war ich erstaunt über die in der That feine Auslegung.“ Dagegen hatte sich noch nicht herausgestellt, ob er auch die Energie besitze, eine Gemeinde zu leiten. Er muß aber mit der Zeit sich auch hierin als tüchtig ausgewiesen haben, denn bereits im Jahre drauf wurde er Leiter der Gemeinde Kotbo, und lag es nur an den Geldverhältnissen, daß dieser „beste unserer Candidaten“ nicht daselbst als ordinirter Pastor eingesetzt werden konnte. Die Gemeinde brachte eben das geforderte halbe Gehalt noch nicht zusammen. Ende 1882 oder Anfang 1883 ist er dann doch ordinirt worden. Durch seine Sammlungen in der Gemeinde und bei den Missionaren, sowie durch die Bewilligung von 500 Rup. Seitens des Curatoriums, ist es ihm gelungen, jetzt in Kotbo eine geräumige, aus Luftsteinen erbaute und mit Ziegeln gedeckte Kapelle zu errichten, die sogar eine Apsis und einen Portikus hat.

Von den andern eingebornen Geistlichen der Diöcese Govindpur, deren Namen S. 35 f. aufgeführt sind, nennen wir nur noch Yunas Toppo in Marcha, derselben Gemeinde, in welcher wir vor ihm schon Anandmasih Matschun und Aiub Hemrom gefunden haben.

Ist er derselbe, der 1873 als Schüler die zweite Seminarklasse besuchte, so haben wir uns ihn als einen breitschulterigen, kräftigen

Mann vorzustellen mit niedergeschlagenen Augen und verschlossenem Charakter. Auch ein unzufriedener, habsüchtiger und harter Sinn wurde ihm vorgeworfen. Doch war er in seinem Wandel unbescholten, entschieden begabt und fleißig, nach dem Wissen einer der besten. Fünf Jahre vorher als Lehrer angestellt, zeigte er sich damals träge.

Nach bestandenem Examen wurde er als Candidat in Kachanpur angestellt. Diese Stellung in ein Pastorat zu verwandeln hatte aber große Schwierigkeit und hat sie noch. Der Stand der Gemeindekasse war dort am schlechtesten in der ganzen Diöcese. Nicht einmal zur Reparatur der großen 400 Menschen fassenden, dem Einsturz nahen Kapelle wollten die Leute etwas geben. Sogar das gekaufte Holz unentgeltlich herbeizuschaffen, waren sie nicht bereit. Sollte die Kapelle nicht einfallen und der Gottesdienst aufhören, was bei einem so wichtigen Mittelpunkte wie Kachanpur nicht zugelassen werden durfte, weil sonst Rückfall ins Heidenthum zu fürchten war, so mußte anderweitig geholfen werden. Es wurde denn alles aus der Gemeindekasse von Govindpur bezahlt. Umsonst aber hat keiner eine Hand gerührt.

Im Herbst 1881 hatte Yunas in Kachanpur den Tod seiner Frau, Amalie, zu beklagen, die ihm 5 kleine Kinder zurückließ, von denen das jüngste, bei dessen Geburt die Mutter gestorben war, bald nach erhaltener Taufe auch noch abgerufen wurde. Auf die Familie des Candidaten, wie auf die ganze Gemeinde hatten diese Todesfälle einen tiefen Eindruck gemacht.

Viel Mühe gab sich Yunas um Hebung des Kirchenbesuches, der sonst unter den Kohls gut, in seinem Bezirke aber schlecht war. Um ihn zu bessern, hatte er alle Christen, aus jedem Hause einen, zu einem Panchait (Gemeindeversammlung) zusammengerufen und ihnen Vorstellungen gemacht. In zwei Orten war es in Folge dessen auch besser geworden, aber in Kachanpur selbst blieb es trotz aller Versprechungen beim Alten. Bei einer neuen deshalb berufenen Versammlung erklärte man: Der Candidat und Catechist sei Schuld daran, denn, obwohl sie es doch gut könnten, hülfen sie den Leuten nicht in ihren Streitigkeiten mit den Thikadaren ꝛc. Als der Missionar selbst in Kachanpur war, fand er die Kirche übrigens sehr gut besucht und nahezu 200 Theilnehmer am heiligen Abendmahl. Eine Rundreise in den Dörfern bewies, daß Yunas in seinem Amte nicht unthätig war.

Neuerdings ist Yunas, wie bemerkt, ordinirt und als Pastor nach Marcha gesetzt worden.

In der Diöcese Ranchi, die bis jetzt drei eingeborne Pastoren hat, ist wohl der älteste

Christochit Nondiroynu, ein Bengale.

Er ist der Sohn eines angesehenen, der Barbierkaste zugehörenden Gutsbesitzers und während der durch Paulus Nemo bewirkten Bewegung durch die Heilung von einem Schlangenbiß bekehrt worden. Denn obwohl seine Eltern dem Heidenthum entsagt und das Christenthum angenommen hatten, wollte der 16jährige Sohn, trotz ihres Zuredens, Heide bleiben. Da griff der Herr auf wunderbare Weise ein. Nachts wurde er einmal durch einen kleinen Schmerz am Ohre aufgeweckt. Er rief seine neben ihm auf dem Boden schlafende Mutter, die denn auch bei dem angezündeten Lichte entdeckte, daß sein Ohr blutete. Sofort fürchtete man, daß ihn eine Schlange gebissen habe. Da man aber im ganzen Hause keine fand, beruhigte man sich damit, daß es wohl eine Moschusratte gewesen sei. Aber schon nach einer Stunde war kein Zweifel mehr, denn heftige Schmerzen an dem geschwollenen Kopfe weckten ihn wieder auf. In ihrer Angst riß die noch im Glauben schwache, auch noch nicht getaufte Mutter den Sohn in das Haus des nächsten Zauberers. Dieser begann, während mehrere Heiden ihn umstanden, und seine Mutter und Verwandten weinten und klagten, seine Formeln herzusagen, ihn zu bestreichen und anzublasen. Vergeblich; der Körper schwoll immer mehr an, und die Sinne vergingen. Auch der Zauberer verzweifelte an seiner Kunst. „Da nehmt euren Jungen wieder“, sagte er, „er ist eines Christen Sohn, wie soll ich ihm da helfen können?“ Da sammelten sich die Christen um ihn, knieten nieder, beugten ihr Haupt zur Erde und beteten um sein Leben. Sie beteten den ganzen Tag, und siehe, am Abend erwachte er aus seiner Bewußtlosigkeit. Nun wurde es allmählich besser mit ihm, obgleich er tagelang weder gehen noch ordentlich sehen konnte und an allen Gliedern viele Schmerzen hatte. Als er erfuhr, was mit ihm vorgegangen war, entschloß sich Christochit sofort, Christ zu werden und fing an zu lesen und den Catechismus zu lernen. Noch in demselben Jahre wurde er getauft und auch zum heiligen Abendmahl zugelassen.

Angeregt durch eine Predigt, die Missionar Onasch in Illu-Jargo, seiner Heimat, hielt, bekam Christochit Lust Prediger zu werden und besuchte dazu, etwa seit dem Jahre 1862, die Schule zu Ranchi. Nach sechs Jahren verließ er die Schule, ohne den Cursus völlig durchgemacht zu haben, um in Purulia an der Ge-

meinde zu helfen. Dort erhielt er durch Missionar Onasch noch Beihülfe.

Christochit gehörte nach bestandenem Examen zu den 6 Candidaten, die in der Diöcese Ranchi beschäftigt wurden, erhielt mit diesen alljährlich in der Hauptstation einen Cursus zu seiner Fortbildung und begegnet uns auf der Conferenz des Jahres 1882 zum ersten Male als Pastor der am meisten westlich gelegenen Gemeinde Ranikatanga. Dieselbe dehnt sich 7 Stunden weit aus und wurde neben ihm von einem Candidaten und mehreren Catechisten und Lehrern bedient. Missionar Onasch schreibt über dieselbe: „Der Boden, der hier vor 10 und 20 Jahren so ergiebig war, scheint zum größten Theil zu versteinern. Doch will ich nicht verzagen, zumal ich sehe, daß einige meiner Nationalgehülfen anfangen den Irrenden in christlicher Liebe nachzugehen. Habe ich nur erst für den Heiland begeisterte Gehülfen aus den Kolhs selbst, dann soll es wohl besser werden.“ Die Ursache, daß die Gemeinde so gleichgültig geworden, lag in der Landfrage. Die Agitatoren liefen von Dorf zu Dorf, von Bazar zu Bazar und wühlten gegen die Missionare und gegen die Regierung. Dadurch mußte bei den Leuten der natürliche, aufs Weltliche gerichtete und dem Geistlichen abgewendete Sinn bestärkt werden. Nirgends in der ganzen Diöcese herrschte solche Trunksucht und Sonntagsentheiligung wie hier. Wenn Missionar Onasch sagt, es sei auch nach Kräften gearbeitet worden, um die Gemeinde zu heben, so sagt er das gewiß auch von Christochit. Doch wollte er 1884 sich selbst mit einer Anzahl Native-Gehülfen aus andern Gemeinden aufmachen, um in dieser Gegend, von Dorf zu Dorf ziehend, Buße und Vergebung der Sünden zu predigen. Seit länger als zwei Jahren ist Christochit jetzt Hülfsprediger in Ranchi, wohnt auf der Station und hat die umliegenden Dörfer zu bedienen. Nach seines Missionars Urtheil ist der 40 Jahre alte Mann wirklich bekehrt, sehr tüchtig und von großer Bibelkenntniß, da er die heilige Schrift fleißig studiere.

Ein zweiter heißt Rufus Lakra. Seine Gemeinde ist das südlich gelegene Chiur. Hier wird der Kampf gegen den Jesuitismus am heißesten geführt, aber, Gott sei Dank, zum Siege. In der Gemeinde wird in Mundari gepredigt, welche Sprache auch die dort untermischten Uraos angenommen haben.

Rufus ist ein jüngerer Bruder des eingebornen Pastor Hanukh Dato Lakra von Tapkara. Als er 1873 ins Seminar kam, war er noch so jung, daß er eben erst aufgegeben hatte, sich mit den

älteren Knaben der Schule auf dem Spielplatze herumzutummeln. Durchaus nicht unbegabt, fehlte ihm doch die wünschenswerthe Verstandesschärfe Anderer. Er hatte Interesse für Musik. Auf einer aus Bambus gemachten, aber der halben Töne ermangelnden Flöte blies er oft an einem stillen Orte deutsche Choräle und Volkslieder. Auch lernte er Clavier spielen. Sein damaliger Lehrer wünschte, daß ihm sein weiches kindliches Gemüth immer bleiben möge.

Er war schon als Kind getauft, besuchte bald die Schule. In der Schule, erzählt er selbst, habe er beten gelernt, aber erst äußerlich. Später, als ihm die bösen Gedanken seines Herzens zum Bewußtsein gekommen, habe er um Vergebung der Sünde gebetet. Auch die Noth, wie die Krankheit seines Kindes, habe ihn beten gelehrt.

Rufus ist tüchtig, begabt und arbeitet in großem Segen. Seine große Kirche, welche 700 Rup. kostete, hat er fast allein gebaut. Das Curatorium gab zu ihr 150 Rup., Missionar Onasch gleichfalls 150 Rup., die ihm zu einer Reise bewilligt waren, das Übrige hat Rufus collectirt.

Der dritte Native-Pastor der Diöcese Ranchi ist Suleman Asna, ein Bengale aus Illu. Während der großen Hungersnoth des Jahres 1866 kam er mit Suleman Soke ganz abgerissen und verhungert nach der Missionsstation Purulia, wurde dort in die Schule aufgenommen, in welcher er sich so musterhaft führte, daß er niemals bestraft zu werden brauchte, und bald selbst mit unterrichten konnte. Nachdem er den Seminar-Cursus absolvirt, wurde er als Candidat in Ranchi auf dem Missionsplatze beschäftigt, bis er in die ruhige Gemeinde Kota kam, in welcher er segensreich wirkte. Schwieriger hat er es jetzt in der Gemeinde Ranikatanga, wo es gegen die Umtriebe des Jesuiten von Digdiha hart zu kämpfen gilt. Asna ist jedoch ein willensfester Mann und gehört in Bezug auf Bildung zu den besten Hülfsarbeitern. Durch viel Trübsal, den Tod von Frau und Kind und eigene Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, ist er auch immer mehr nach Innen gerichtet worden.

Aus der Diöcese Lohardagga kann uns über einen eingebornen Pastor nichts berichtet werden, denn diese besitzt noch keinen, ebensowenig Hazaribagh und Takarma. Erwähnen wir deshalb nur noch diejenigen der Diöcese Purulia und zwar zunächst den Senior sämmtlicher Native-Pastoren, den Pastor Paulus Nemo

in Jarcho. Wir kennen ihn schon,[1] finden ihn aber im Laufe der Zeit sehr gealtert. Zwar besorgt er die laufenden Geschäfte in seiner Gemeinde noch getreulich, aber die frühere Frische ist ihm abhanden gekommen. Schon seit Jahren hat sich seine Gemeinde blos durch Geburten, nicht aber durch Bekehrungen von Heiden gemehrt. Auch hat sich unter den dortigen Christen eine Bewegung nach Rom hin gezeigt, die allerdings noch unterdrückt worden ist, aber wenn sie wieder hervorbräche und stärker werden sollte, doch wohl eine jüngere Kraft im Pastorate nöthig machte. Es wird deshalb wohl bald an die Pensionirung des wohlverdienten alten Herrn gedacht werden müssen.

Der zweite Pastor der Diöcese, der jetzt noch in Purulia selbst steht, wahrscheinlich aber nach Burdu gesetzt werden wird, heißt Kristokolyan Guláb. Von ihm steht uns eine Selbstbiographie zur Verfügung, die wir mit Abkürzungen hier folgen lassen.

Ich wurde geboren 1854 im Dorfe Khudibandh in Manbhum. Mein Vater hieß Buchon Sorkar, meine Mutter Koyliya. Zu Ehren des Götzen Ram erhielt ich die Namen Bijoy Ram (Ram der Sieger) und Bidya Dhor (ergreife die Weisheit). Meines Vaters Bestreben ging dahin, mich nebst meinen 8 Brüdern wenigstens den Elementarunterricht genießen zu lassen, denn er war ein einsichtsvoller Mann, bei dem viele Leute Rath holten. Von allen meinen Geschwistern hatte aber nur ich Lust zum Lernen, wodurch ich meines Vaters Liebling wurde. Mein Lehrer war sehr streng und behandelte mich so hart und schlug mich so oft, daß ich beschloß, mich in eine Höhle zu verbergen oder meinem Leben im Wasser ein Ende zu machen. Doch hielt mich die Furcht vor dem Tode davon zurück. Mein Vater kannte meine Angst vor dem Lehrer, und meine Mutter fühlte theilnehmend mit mir, aber sie halfen mir nicht. Mein Vater brachte mich vielmehr oft mit Gewalt in die Schule. So beugte ich mich denn unter die strenge Zucht und lernte auch bald die indischen Religionsbücher lesen, die mein Vater so liebte und die er mir verschaffte. Nachdem ich so einige Zeit gute Fortschritte gemacht, wurde ich auf rühmende Empfehlung meines Vaters hin im Hause meines Onkels als Lehrer angenommen. Das war aber auch nicht leicht, denn ich hatte als solcher nicht etwa eine Schule, sondern mußte in nahe und fernliegende Dörfer, dort in den Häusern zu unterrichten. Da traf sich's eines

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 336.

Tages, daß der Arzt von Purulia in das Dorf kam, und denselben zu sehen, gingen viele Leute hin, und ich mit ihnen. Auf einmal fängt es an zu donnern. „Was ist das?“ fragt der Arzt. Man antwortete ihm, das thue der König Endrio. „Nein“, sagt der Arzt, „das thut Gott im Himmel.“ Das aus dem Munde eines Europäers zu hören, verwunderte mich sehr, denn die Hindus hatten mir immer gesagt, die Europäer wären gottlos und der Götter Feinde und zu ihrer Vernichtung würde der große Gott Wishnu am Ende der Welt erscheinen. Von dem Tage ab lernte ich über die Sahebs anders denken und glaubte auch nicht mehr, daß sie von einem Rakshas (Ungeheuer) oder von einem Affen geboren seien. Bei den Festen der Hindus und Muselmänner, die ich mit machte, war immer der eine Gedanke in mir lebendig: „es giebt nur einen Gott.“ Von Jesus Christus wußte ich noch nichts.

Da kam eines Tages aus Illu-Jargo ein Christ mit Namen Kaleb Tun und ein anderer Namens Mashichoron Dhibor, um Bücher zu verkaufen und das Wort Gottes zu verkündigen. Was sie über die christliche Religion sagten, fand in meinem Herzen wenig Anklang, ohne daß ich jedoch Ursache hatte zu widersprechen. Ein Buch über die Lehren des Herrn Jesu Christi, das ich von ihnen kaufte, las ich lange im Verborgenen. Es brachte mir etwas Licht über Jesum Christum, aber über Gott selbst, von dem zu hören mein größtes Verlangen war, — gab es mir auch keine genügende Auskunft. Daß Christus Gottes Sohn sei, ging ganz über meine Begriffe. Als ich mein Buch Anderen zeigte, entstand ein großer Aufruhr. Man verabscheute es als ein Christenbuch allgemein. Und auch ich fürchtete mich nun, daß ich durch das Buch die Kaste verlieren und von meinen Verwandten verstoßen werden möchte, hielt es lange Zeit verborgen und las nur dann und wann noch darin.

Eine neue Anregung bekam ich durch meinen Freund, der in Illu-Jargo von Babu Paulus viel über die christliche Religion gehört und von da auch Traktate mitgebracht hatte. Wir sprachen viel darüber, indeß wurde die Liebe zu Christus und christlicher Frömmigkeit nicht in mir erweckt; nur etwas Liebe zu Gott verspürte ich.

Um noch weiter zu forschen, ging ich nun selbst nach Purulia und kaufte mir das erste Buch Mosis. Das las ich mit meinem Freunde heimlich; ebenso noch verschiedene Traktate. Dadurch fanden wir denn auch, daß die schmutzige Hindu-Religion nicht werth sei, daß man ihr folge.

Darauf ging ich noch einmal nach Purulia, mir das Leben der Christen anzusehen, nahm dort auch eine Zeit lang Religionsunterricht. Das Resultat war, daß wir, mein Freund und ich, nach meiner Heimkehr beschlossen Christen zu werden, zu dem Zwecke aber unsere Heimath, in welcher wir einen entsetzlichen Aufruhr verursacht hätten, zu verlassen und entweder nach Calcatta oder nach Ranchi zu gehen, um dort zu bleiben. Wir gingen aber zuerst nach Purulia und ließen uns zu Missionar Onasch führen, der uns aus der Bibel einige Stellen vorlas, und dessen Reden darauf hinausgingen, unsere Herzen zur Bußfertigkeit zu bringen. Mit dem Versprechen, nach wenig Tagen wiederzukommen und Christen zu werden, verließen wir ihn, gingen aber gleich in das Haus des Lehrers, brachen die Kaste, indem wir mit ihm aßen und tranken, und kehrten dann erst in unsere Heimath zurück, jedoch nur um nach einigen Tagen wiederzukommmen und uns der Gemeinde anzuschließen, was denn auch geschah. Wir waren damals etwa 13 Jahre alt.

Der entscheidende Schritt war damit gethan, und bald sollten wir merken, was er auf sich hatte. Mein Vater war allerdings gestorben, aber bald hörten unsere Verwandten, was geschehen war, geriethen in großen Zorn und kamen herüber nach Purulia, uns wieder fort zu holen. Es war ihnen gesagt, so lange uns noch nicht die Haare geschnitten seien, wäre es möglich. Aber sie fanden uns schon mit geschnittenen Haaren, und was sie auch tobten und schalten, der Missionar hielt ihnen das Gesetz vor, und sie mußten unverrichteter Sache wieder fort ziehen.

Nach etlichen Wochen erhielten wir die heilige Taufe. Mein Freund ward dabei Mashiprasad Bishwas (Glaube) und ich Kristkolyan Guláb (Rose) genannt, er bald darauf als Catechist und ich als Lehrer angestellt."

Durch Missionar Onasch weiter unterrichtet, machte Guláb später sein Examen und wurde unter die Candidaten aufgenommen.

6. Catechisten und Aelteste.

Das Institut der Catechisten ist unter den Kolhs auch in den letzten vierzehn Jahren beibehalten worden. Denn wie mangelhaft auch die Vorbildung vieler und wie wenig Verlaß auch auf manche ist, sie sind doch selbst da noch unentbehrlich, wo bereits eingeborne Geistliche angestellt sind.[1] So hat man sich denn bemüht, theils im Seminar zu Ranchi immer tüchtigere Leute zu diesem Dienst zu bilden, theils die vorhandenen durch Unterricht auf den einzelnen Stationen zu fördern. Ihre Zahl hat sich von 50 auf 133 vermehrt.

Damit der Leser sich selbst ein Urtheil bilde, wollen wir demselben so, wie wir sie finden, verschiedene Züge aus dem Catechistenleben vorführen und zwar erst betrübende, dann erfreuliche.

1875 verließ der Catechist Sauloph in Sayadburu den Dienst, weil er in unerlaubtem Umgang mit einem Christenmädchen gestanden. Er wurde unter Kirchenzucht gestellt, sträubte sich längere Zeit, besuchte dann aber doch wieder die Kirche und nahm seinen Platz an der Kirchenthüre. — Missionar Hahn in Chaybasa unterrichtet drei Catechisten eine Zeit lang täglich und findet bei zweien einen trostlosen Mangel an Innigkeit, Verständniß und Klarheit des Vortrags (1878). — Ebenfalls beim Unterricht seiner Catechisten macht 1878 Missionar Nottrott in Burju diese Beobachtung: „Die Predigten der Catechisten enthalten manches Anregende und manchen guten Gedanken, aber das Ganze ist so durcheinander gemengt, so jedem logischen Gedankengange spottend, so wenig den Text in der Hauptsache fassend u. s. w.“ — In Salungi (G.) heirathet der Catechist Masihdas die Frau eines nach Assam ausgewanderten Christen und ist sehr bedrückt darüber, daß seine heidnischen Verwandten von ihm das Opfern verlangen, weil seine in den Wochen

---

1) Siehe Nottrott, Goßn. Miss. 1874 S. 330.

gestorbene Schwiegermutter als böser Geist umginge. — In Sorabari (T.) muß der Catechist Christochit wegen Bigamie entlassen werden (1883). — In Takarma zeigten sich einige Catechisten entsetzlich unwissend und auch flatterhaft. Wo im Evangelio Matthäi die Auferstehungsgeschichte steht, wußten sie nicht und hielten Pilatus für einen Katholiken. Ihre Köpfe sind voll von Hexen- und Spuk-Geschichten. Die christliche Lehre ist angelernt, aber nicht ins Herz gedrungen. Dabei aber sind sie äußerlich rechtschaffen, und weder Säufer noch Zauberer. — Wie sehr sich viele Catechisten in Ranchi von einer Mißstimmung gegen die Missionare, die sie als ihre Feinde in der Landangelegenheit ansahen, hinreißen ließen, ist schon oben berichtet. Auch wird immer noch die alte Klage laut, daß sich bei ihnen oft mehr Neigung zum Schmarotzen und zu schnödem Gewinn, als zu treuer Arbeit zeige, eine Neigung, der jetzt durch die Gegenmissionen und ihre Lockungen, nur Vorschub geleistet werde.

Diesen betrübenden Zügen lassen sich aber verschiedene andere, zum Theil höchst erfreuliche, gegenüberstellen.

In Lohardagga finden wir 1873 den Probecatechisten Patras, einen früheren Ältesten, der wiederholt gebeten hatte, ihn als Catechisten anzunehmen. Er kann lesen und schreiben und ist in der Bibel fast noch besser bekannt, als die übrigen. Ohne Schulunterricht hat er nur von einem Catechisten die Anfangsgründe gelernt und sich selber weiter geholfen, besonders selbständig in der Bibel geforscht. Auf der Station lernte er fleißig und machte im Schreiben so gute Fortschritte, daß er bald schon unter den Anderen die wenigsten Fehler machte. — Catechist Prabhudayal aus derselben Diöcese kann am Tage nur wenig Kinder zum Unterricht bekommen, daher unterrichtet er sie Abends bei Licht, gewöhnlich bis Mitternacht. Auch die älteren Christen kommen bei ihm fleißig zum Unterricht. — Die Catechisten Christochit und Martin sind in Diöcese Goßnerpur als die Haupthelfer in allen Feldstreitigkeiten berühmt und daher im Bassia-Bezirke beständig auf der Wanderschaft. — Den Catechist Eliaja in Fingri (R.) nennt Missionar Flex einen sehr brauchbaren Mann und wohl den bibelfestesten unter Allen. — Von einem Catechisten in Chaybasa sagt Missionar Hahn, es sei herzerquickend gewesen, ihn so lieblich, innig und einfältig reden zu hören, wenn auch die Form noch manches zu wünschen übrig ließe. Er nennt ihn eine herrliche Missionsfrucht. Der Catechist Paulus in Sinjudih (B.) war abgesetzt worden, weil er mit einigen Lehrern zum Tanze gegangen war. Aus Trotz gegen sei-

nen Missionar war er nun erst recht liederlich geworden und gab viel Anstoß, ohne daß Vermahnungen etwas halfen. Da wurde ihm ein langersehnter Sohn und Erbe geboren, und den brachte er selbst zur Taufe. Der Missionar sah ihn erst am Taufstein, trat sofort an den Altar, ließ ihn vortreten und machte ihn vor der ganzen Gemeinde darauf aufmerksam, daß er bei seinem Leben das Taufgelübde für sein Kind nicht sprechen könne, er solle vor Gott und der Gemeinde erst das Versprechen ablegen, nicht mehr zu trinken und die Kirche ordentlich zu besuchen. Sehr erregt fing er an zu weinen, was einem Mundari nicht oft begegnet, legte das Gelübde der Besserung ab, brachte seine Tochter zur Schule, ließ das Trinken und besuchte fortan die Kirche sehr fleißig. Sein Kind hatte der Missionar selbst über die Taufe gehalten, während der eingeborne Pastor es taufte. — Catechist Eleazar in Longa (B.) ist durch die Schule Christ geworden und hat dann auch seinen Bruder bekehrt. Sein Vater aber, den er auch gewinnen wollte, widersteht ihm hartnäckig. Endlich kann er ihm auf dem Sterbebette noch die Nothtaufe geben. — Bei der Conferenz mit den Catechisten und Lehrern in Lohardagga (1881) berichtet ein Christ, daß eine alte, inmitten eines heidnischen Hauses allein stehende Christenfrau zwar einen unbescholtenen Wandel führe, aber mit dem Gedanke umgehe, in's Heidenthum zurückzugehen. Darüber wurde viel gesprochen, auch zur Fürbitte für die alte Frau aufgefordert. Nach einigen Tagen erhielt der Missionar von einem Catechisten einen Brief mit der Bitte, denselben an jene alte Frau zu schicken. Er sei ihrethalben so in Unruhe gewesen, bis er geschrieben habe. Auch bat er zu untersuchen, ob nicht die Hauptschuld auf Seiten der Christen liege, die, wie er vermuthe, sie nicht liebevoll behandelten. Der Brief selbst aber lautete: „Der lieben Mutter, der alten Hanna, viele Jisu sahay! Die Sache, derenthalben ich an Dich schreibe, ist das Gerücht, daß Du in's Heidenthum zurückkehren willst. Um der wenigen Tage halber, die Du noch zu leben hast, gehe nicht in die Hölle und stürze Dich nicht ins ewige Verderben! Behalte Deine Seele für den Herrn Jesum, damit Du für immer in den Himmel eingehen kannst. Deßhalb besinne Dich! Glaube an den Herrn! Das Siegel der Taufe und des heiligen Abendmahls, das Du auf Deinem Herzen trägst, laß nicht verwischt werden! Bleibe mit dem Herrn vereinigt! O, alte Mutter Hanna, ich bitte Dich sehr, sehr, verlaß den Herrn Jesum nicht!“ — In Kocha steht der Catechist Daniel, in Nini der Catechist Pritimmasih — beide in Lohardagga-Bezirk. Sie gefielen dem

Missionar Bartsch besonders. Er habe Segensstunden bei ihnen verlebt. Daniel habe erzählt, daß er Christ geworden sei, obgleich ihn sein Weib verlassen habe, und Alle ihm entgegen gewesen, und daß nach der Taufe eine solche Freude in sein Herz gezogen sei, wie er sie nie gekannt, und es ihm von da ab leicht geworden, Alles dahinten zu lassen. Der Andere habe ein Gebet voll Kraft und Salbung gehalten. Leider aber seien beide nicht frei von Menschenfurcht. — Als in der theuren Zeit 1884 die Gemeindekassen erschöpft waren, haben mehrere Catechisten der Diöcese Burju ihre Häuser aus eignen Mitteln repariren lassen. — Mansidh, der Catechist von Kherkai (G.), ist seit 1875 im Amte. Bis 1883 war er Lehrer. Er hat eine große Gemeinde zu versorgen und ist tüchtig hinterher. In der Schule zu Ranchi gebildet, ist er auch in dem Unterricht beim Missionar während der Regenzeit einer der begabtesten. Ihm wird es leicht, nach einem gegebenen Entwurfe eine verständige Predigt zu machen. Was ihm noch fehlt, ist die innere christliche Erfahrung und die Salbung von oben. Aber er heuchelt wenigstens nicht etwas, das er nicht hat. Er ist ein frischer, fröhlicher Mensch und in seinem Kreise sehr beliebt. — Einem Catechisten der Diöcese Lohardagga wird von einem streitsüchtigen Ältesten, den er ermahnt hatte, vorgeworfen, er rede nur so, weil er bezahlt werde. Das ärgert ihn gewaltig und vielleicht besonders deshalb, weil er sich getroffen fühlte. Tags darauf muß er zur Conferenz nach der Station. Da hört er in der Missionsstunde von der Selbstverleugnung des Missionars Ziemann, und als der Vortragende besonders den Catechisten die Frage ins Gewissen schiebt, ob nicht die Unfruchtbarkeit ihres Wirkens daher komme, daß sie ihren Missionaren zu Gefallen und nicht aus Liebe zum Herrn ihr Amt trieben, da packt das den Mann so, daß er, von der Furcht ein unnützer Knecht zu sein, sichtbar ergriffen wird. Seine Angst erreicht am andern Morgen eine solche Höhe, daß lange aus ihm nichts herauszubringen ist als: „Ich gehe verloren; ich bin ein unnützer Knecht.“ Endlich läßt er sich trösten.

Aus diesem Schatten auf der einen und diesem Lichte auf der andern Seite läßt sich leicht die Durchschnittsbildung der Catechisten ermessen. Sie ist immer noch eine geringe.

Um gerecht zu urtheilen, darf aber nicht vergessen werden, daß diesen Catechisten die Vorbildung der eingebornen Geistlichen fehlt, und daß in den Zeiten, wo den Missionaren die Arbeit über den Kopf wuchs, — und sie sind ja eigentlich jetzt noch, —

jede auch noch so schwache Hülfe willkommen geheißen werden mußte. Dann ist die Arbeit des Catechisten auch eine schwere und versuchungsreiche.

Am frühen Morgen, wenn der Tag graut, läuten sie die Glocke zur Morgenandacht, die sie selbst halten. Sie besteht in Gesang, gemeinschaftlichen Aufsagen der 10 Gebote, Schriftvorlesung und freiem Gebet. Nach der Andacht hat der Catechist entweder die Ungetauften zur Taufe vorzubereiten, oder die Getauften zur Confirmation. Welche Noth macht's ihm da schon die Leute immer zusammen zu bekommen, besonders die aus den verschiedenen Dörfern. Und wie wird der Unterricht unterbrochen durch das Schreien der Säuglinge und sonstige Störungen! Die Taufbewerber und Confirmanden, die gut gelernt haben, bringt er dann zu seinem Pastor. Eine andere Hauptarbeit des Catechisten ist die Seelsorge, die allerdings mehr einen verhütenden, als fördernden Charakter hat. Die Catechisten sind die Wächter über gute Sitten und ehrbaren Wandel. Dazu müssen sie täglich ihre Christen in den verschiedenen Dörfern besuchen, sie zu vermahnen, Streitigkeiten zu schlichten u. s. w. Und auch die Arbeit unter den Heiden sollen sie nicht vergessen. Dann ist wieder Abendandacht zu halten, die in Gesang, gemeinsamem Ansagen des Glaubensbekenntnisses, Bibellection nebst kurzer Catechese oder Ansprache und Gebet besteht. Am Sonntage dann sollen sie zweimal Gottesdienst halten, vormittags Predigt, nachmittags Catechese. Bei sehr gehäufter Arbeit bleibt für Fortbildung nicht viel Zeit, und es ist deshalb eine hochnöthige Einrichtung gewesen, daß die Catechisten während der arbeitsvollen Regenzeit zu einem Lerncursus nach den Stationen gerufen werden.[1] Den Unterrichtsgegenständen ist leidlicher Spielraum gelassen. In Govindpur wurden beispielsweise vor zwei Jahren mit den Catechisten biblische Geschichte, die Sonntagsepisteln bis Charfreitag, Luc. 1—6 und die Unterscheidungslehre zwischen evangelischer und katholischer Kirche durchgenommen, auch Anleitung gegeben für Tauf- und Confirmanden-Unterricht, das Alte Testament cursorisch gelesen, und Lesen und Schreiben mit lateinischen Buchstaben geübt. Anderwärts werden auch Predigtübungen vorgenommen und Anleitungen gegeben, nach einem Gedankengang eine Predigt auszuarbeiten.

Die Versuchung besteht für sie entweder darin, daß sie sich in ihrer Stellung den Gemeindegliedern gegenüber überheben, oder

---

1) Siehe Abschnitt 2, S. 22.

andrerseits zu sehr an ihre vielleicht nach dem Heidenthum zurückverlangenden Dorfgenossen anschließen.

Sie selbst sehen sich meistens nur als die Handlanger und Boten der Missionare an, die eine selbständige Meinung gar nicht haben dürfen. Auf die Frage nach ihrer Ansicht über eine Sache haben die Missionare oft die Antwort zu hören: „Wenn Sie es nicht wissen, wie soll ich es wissen?“ oder: „Sie haben zu sagen, Sie wissen's am besten.“ Als Boten der Missionare gelten sie deshalb auch bei den Gemeinden, und ihre Autorität und moralischer Einfluß ist gering.[1]

Besoldet werden die Catechisten von der Mission. Die Gehälter betragen in den ersten fünf Jahren 60 R. p. a., in den folgenden fünf 72 R. und vom elften Jahre ab 82 R. Das ist wenig, wenn man bedenkt, daß ein Gärtner 60 R., ein Koch nie unter 72 R. und ein Kindermädchen 48—60, ja bei den Engländern 120 R. jährlich erhält. Neuerdings ist der Versuch gemacht, ihnen die Bearbeitung eignen Grundbesitzes zu gestatten, und sind die Erfahrungen bis jetzt noch keine übeln. Vielleicht ist das der Weg, ihren Einfluß auf Heiden und Christen zu beleben.

Eine größere Bedeutung für die Entwicklung der Kolhmission als das Institut der Catechisten hat das der Ältesten[2] oder Prachine (Pratschine) gehabt und hat sie immer noch. Den Ältesten ist nicht in letzter Linie die große Ausbreitung des Christenthums zu danken, denn durch sie ist es eine nationale Sache der Kolhs geworden. Das Amt der Prachine wurzelt nämlich in der Verfassung der Kolhs. Wie sie sich ohne Munda (Ortsvorsteher) kein Dorf denken können, so auch ohne Prachin keine Gemeinde. Leider ist aber bei der Wahl der Prachine nicht immer das Glaubensleben und der Wandel der Leute maßgebend gewesen, sondern häufig blos ihre sociale Stellung. In der Regel entstammen sie hervorragenden Geschlechtern, waren Pahane (Götzenpriester) oder sind Mundas, oder stammen aus Häuptlingsgeschlechtern (sind Pahara-rajas). Ihre Ernennung hat ja der Missionar, aber dieser muß die Stimme der Gemeinde zuvor hören und kann gegen einen einstimmig ausgesprochenen Wunsch derselben nichts machen, wenn er seine Ablehnung nicht durch Beweise der Unwürdigkeit begründen kann.

---

1) Fellinghaus in Warnecks Allgem. Miss.-Zeitschrift 1874 S. 212.
2) Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 330.

Im Laufe der Zeit ist es nun immer deutlicher erkannt worden, daß die alten Prachine — rühmliche Ausnahmen sind aber vorhanden — die Menge ihrer Landsleute mehr durch die socialen Bestrebungen, als durch die Predigt des Christenthums herangezogen haben und überhaupt die Führer des Volks in der socialen Frage waren. Die alten Missionare wurden getäuscht, weil sie nicht selbst in die Dörfer kamen. Ebenso waren auch die Mittel, mit welchen die Prachine ihre Gemeinden zusammenhielten, zum Theil recht weltliche. Kirchenzucht z. B. übten sie durch Verhängung von Geldstrafen, in die sie sich mit den Catechisten theilten. Als die Missionare nach dem Bruche 1868 anfingen wirklich ernstlich an den Seelen zu arbeiten, die genannte Wirthschaft durchschauten und abstellten, da wars freilich kein Wunder, daß viele der alten Prachine abfielen, weil sie die schönen Einnahmen nicht mehr hatten, oder wenigstens lässig zu werden anfingen. Diese sind jetzt die Eiterbeulen am Leibe der Gemeinde.

Da ist z. B. der frühere Prachin Nathanael in Jellingkela (B.). Er hat in früheren Zeiten im Tamar-Gebirge sehr eifrig für das Christenthum gewirkt und die meisten der dortigen Gemeinden gesammelt. Jetzt ist er ein reicher Mann geworden, man vermuthet durch die Strafgelder der Christen. Denn sobald Jemand wieder opferte oder ins Heidenthum zurückfallen wollte, da war Nathanael bei der Hand und nahm ihn in Strafe. Als das gehindert wurde, begann er auch lässig zu werden und meinte vorschützend, jetzt habe er keine Gewalt mehr über die Christen. Er hat vor einigen Jahren als Wittwer wieder geheirathet, und als die Frau ihm fortlief, sich ein Heidenweib geholt, mit dem er in wilder Ehe lebt. Er will zwar mit ihr getraut sein, aber das geht nicht, obgleich sie Christin werden will, weil seine entlaufene Frau noch lebt. Merkwürdig ist aber, daß der Mann die Andachten und Gottesdienste immer noch fleißig besucht und stets an der Kirchenthüre sitzt, wo die zu sitzen pflegen, welche unter Kirchenzucht sich befinden. Auch ist sein Wandel gut, denn er trinkt nicht, hat auch nichts zu schaffen mit Zauberei und Opfer, aber hält sich noch immer für sehr gerecht. — Da ist ferner Yakub in Karanjtola, schon ein alter Christ. Über und über mit Wunden bedeckt, hatte er sein halbes Vermögen durch Opfern aufgebraucht, es wurde aber immer schlimmer. Da wurde er Christ. Ein alter Pahan aus einem andern Dorfe sagte, als er das hörte: Wenn die Christen dich gesund beten, dann kannst du mir beide Ohren abschneiden lassen. Und er wurde wieder gesund. Als er

wieder gehen konnte, ging er mit anderen Christen zu dem Pahan und sagte: „Nun bin ich wieder gesund, und wir sind gekommen von wegen der Ohren.“ Da dieser nun doch nicht gern seine Ohren verlieren wollte, löste er sich mit Geld oder Ochsen aus. Yakub hat viel in der Gemeinde gearbeitet, — als es aber mit seinem kranken ältesten Sohne zu Ende ging, hat er doch noch opfern lassen und ist nun auch dem Trunk verfallen. Vor zwei Jahren ließ er den Illi und versprach vor der ganzen Gemeinde, nie wieder zu trinken, so daß er wieder aufgenommen wurde, ist aber doch zurückgefallen und geht nun auch nicht einmal mehr zur Kirche. — Und noch solch ein Ältester, der sogar noch im Amte ist: Barnabas in Uyur. Über ihn sagt Missionar Beyer: „Auch er war seiner Zeit ein großes Licht in der Gemeinde und rühmt sich noch, daß er fast alle Christen seines Bezirks herbeigeführt habe. Aber sein Licht ist jetzt ziemlich dunkel geworden. Den eigentlichen Kern des Christenthums hat er wohl nie erkannt. Daß man in Demuth den eignen Willen aufgeben und der Leitung des Herrn sich hingeben muß, ist ihm noch unverständlich. Daher, wenn es einmal nicht mehr nach dem Willen seines Fleisches geht, scheut er sich auch nicht Opposition zu machen. Vor Jahren wollte er einmal mit seiner Gemeinde zur englischen Mission übergehen, weil ihm eine Anordnung des Missionars nicht behagte. Auch jetzt wieder trat er in Opposition zu mir, weil ich einen Menschen, dessen Frau weggelaufen war, nicht trauen wollte. Er verschaffte demselben sogar eine andere Frau. Ein solcher Ältester ist dann allerdings keine besondere Stütze für den Catechisten, und es ist kein Wunder, daß auch viele von den Christen seines Bezirks ihm nicht folgen, wenn er sie einmal zu etwas Gutem antreiben will.“ — Leider müssen wir auch von dem Ältesten Paulus in Kurmul[1] sagen, daß das Feuer, welches ihn einst beseelte, ziemlich herabgebrannt ist. Seine so überaus große Thätigkeit für die Ausbreitung des Evangeliums hatte doch auch zum Theil wenigstens ihren Nerv in den socialen Hoffnungen, die man an's Christenthum knüpfte. Er war in den Jahren nach dem großen Aufstande, 1858 und 1859, das Haupt der ganzen Bewegung in der Umgegend von Kurmul. Die Theilnehmer nannten sich Christen, wußten aber vom Christenthum wohl nicht mehr als den Namen (Kitán nannten sie es) und daß die Christen sich nicht vor den Hindus fürchteten. Sie erkannten sich gegenseitig an der rothen Pagri (Turban), die jeder trug, und

1) Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 410 ff.

unterstützten einander in Beraubung und Ängstigung der Thikadare, die oft von ihnen geschlagen wurden. Paulus brachte wohl einmal Ordnung hinein, wenn's zu arg wurde, Christenthum und Befreiung von den Unterdrückern fielen aber auch ihm zusammen. Da die Christen aus jener Zeit nach Urtheil des Missionars Beyer oft recht freche, unbeugsame und ganz in's Irdische verstrickte Menschen sind, so ist es noch hoch anzuschlagen, daß sich Paulus so leidlich gehalten hat. Indessen hat er's doch auch fertig gebracht, einem Manne, dessen Frau fortgelaufen war, seine eigene Schwester ohne Trauung zum Weibe zu geben. 1879 hatte er dahin agitirt, daß die Gemeinden sich eine Zeit lang vom Gottesdienste fern hielten, weil sie an den Missionaren nicht die nöthige Unterstützung in der Landfrage zu erhalten wähnten. Vom Missionar Beyer krank angetroffen, mußte er sich deshalb sagen lassen: „Du bist herumgelaufen, um die Leute zu verführen, nun hat dich der Herr auf's Krankenlager geworfen, nun kannst Du nicht mehr herumlaufen und verführen. Du bist aus einem Paulus ein rechter Saulus geworden." Es kam zu näherer Aussprache, bei der Paulus dem Missionar vorwarf, daß er ihn nicht so ehre, wie er es verdiene. Doch wollte er deswegen die Gemeinde nicht verlassen. Schließlich legte sich sein Groll und sie schieden als Freunde. Auch ist anzuerkennen, daß er für die Verlockungen der Jesuiten kein Ohr hat. Als ihn der Jesuit im Bandgau vor zwei Jahren einmal besuchte, ist er übel angekommen und beim Fortgehen sogar nach einer falschen Richtung hingewiesen worden, welches Letztere wir natürlich nicht billigen wollen. Paulus ist in diesem Frühjahr gestorben.

Diese Mittheilungen über Paulus von Kurmul mögen den Übergang bilden zu einigen Ältesten, deren Leben und Wirken ein höchst erfreuliches Bild geben.

Der Älteste Boas in Kherkai (G.) war als Heide Teufelspriester. Nach seinem eigenen Bekenntniß ist er Christ geworden, um sein Feld wieder zu erhalten, das der Dorfherr ihm streitig machte. Bald aber lernte er besonders die Macht des Gebetes kennen. Wunderbare Krankenheilungen werden von ihm berichtet. Von weither brachte man Kranke zu ihm. Man sagt, einige seien schon gesund geworden, wenn sie nur von ferne sein Haus erblickten. Daß wirklich viele Kranke durch Boas' Gebet geheilt worden sind, steht fest. Als Missionar Beyer einmal in seinem Hause war, fand er dort einen Kranken, den er schon seit Wochen ernährte und für den er täglich betete. Sein Gebet am Abende war kindlich, einfach und gläubig. Der Kranke besserte sich allmählich.

Da es demselben aber zu lange dauerte, und er in sein Dorf zurückgetragen dem Teufel opfern ließ, damit er schneller genese, wurde es schlimmer und bald darauf starb er unbußfertig. Boas selbst sagte einmal: „Solche schnelle Gebetsheilungen wie früher, geschehen jetzt nicht mehr", denn damals war der Herr in diesem Lande noch unbekannt, er wollte seine Macht offenbaren, jetzt ist das nicht mehr nöthig, da sein Reich sich ausgebreitet hat." Früher hat er einmal behauptet: „Wenn ein Heide krank ist und will Christ werden, dann erhört der Herr mein Gebet, bei Christen hilft es nicht immer, aber bei Heiden, die sich bekehren wollen, stets." — Boas ist ein wohlhabender Mann und hat, da er keine Kinder besitzt, in seinem Dorfe auf eigene Kosten eine Kapelle gebaut. Obwohl diese besser war, als alle andern im Bezirke, war sie ihm später doch noch nicht schön genug, so daß er noch einmal baute und dazu 100 Rup. aufwendete. Es ist die schönste Kapelle in der Diöcese Govindpur. Sie hat zwei Glocken. Boas hat etwas sehr Heiteres und Witziges in seinem Wesen, aber auch eine starke Beimischung von Pharisäismus. Dennoch nennt ihn sein Missionar ein wahres Original und das Muster eines Ältesten.

Im Bezirk von Lohardagga wird der Älteste von Chalho gerühmt. Er kann lesen und schreiben, ist Mahto, Vorsteher, des Dorfes, und einer der gefördertsten Christen, die sein Missionar kennt. Er verwaltet sein Amt treulich. Keiner in der Gemeinde trinkt. Es sind bis auf Einen, der 3 Stunden entfernt wohnt, kirchliche Leute. Nur ein Paar hatte sich gegen das 6. Gebot vergangen, konnte aber nach geleisteter Kirchenbuße absolvirt werden. Ein junger Mensch, der ohne Unterricht aufgewachsen und mitten unter Heiden lebend wieder ins Heidenthum zurück wollte, konnte dazu bewogen werden, sich als Knecht bei dem Ältesten zu vermiethen, der ihn auch bereitwilligst aufnahm, obgleich er eigentlich seiner nicht bedurfte.

Den Lebenslauf des Ältesten Paulus in Diangkel (B.) würden wir gern durch ihn selbst erzählen lassen, wenn der Raum es gestattete, denn er giebt einen deutlichen Einblick in die Nöthe der Kolhs und die Beweggründe, aus welchen viele derselben Christen werden. Paulus gesteht selbst, aus Furcht vor den Christen, die damals große Macht gehabt hätten, Christ geworden zu sein. Von seinen Angehörigen, selbst seiner Frau, hatte er nach seinem Übertritt viel zu leiden, so daß er einmal wieder anfing, mit den Heiden zu trinken. Noch vor seiner Taufe zog er predigend umher und betete mit Erfolg über Kranken. Als er getauft war, unterrichtete er freiwillig die Kinder in seinem Dorfe, stellte auch

einen Lehrer für sie an und baute eine Kapelle, alles aus eigenen und gesammelten Mitteln. Über die wesentlich durch ihn selbst gesammelte Gemeinde Diangkel wurde er darauf zum Ältesten eingesetzt. Mit dem Jahre des indischen Aufstandes begannen für ihn die Verfolgungen seitens seiner Gemeinde, welche bis in sein späteres Alter eine ununterbrochene Kette bildeten und ihn nicht blos wiederholt an Hab und Gut schädigten, sondern auch mehr als einmal ins Gefängniß brachten. Er aber ist nicht müde geworden, sondern hat sein Recht durchgefochten, ist dabei aber doch ein bescheidener und friedfertiger Mann geblieben.

Neun Zehntel der Bewohner von Diangkel und Umgegend sind jetzt Christen und zwar alle direct oder indirect durch ihn. Bis zu seinem Tode war Paulus die Seele der über 1000 Christen zählenden dortigen Gemeinde. Und es stand Dank seiner Energie gut in ihr. Grobe Sünden kamen wenig vor. Feldarbeit am Sonntag, so wie öfteres Fehlen im Gottesdienst galten schon als erster Schritt in's Heidenthum. Obgleich die Leute von der nahen Jesuitenstation aus mit allen möglichen Mitteln zum Abfall gelockt wurden, war doch kein Einziger übergetreten. Als er mit seinem Missionar zusammen einen in's Heidenthum Zurückgefallenen ermahnte, wurde er durch dessen Trotz so ergriffen, daß er in lautes Weinen ausbrach. Zur Dotirung der Pfarrstelle Diangkel (der Ort ist bis jetzt noch Filiale von Tapkara) hat er etwas Land zu geben versprochen. Als er in seinem hohen Alter einmal krank und dem Tode sehr nahe gewesen war, sagte er zu seinem Missionar, es sei zwar sehr schwer zu glauben, daß Leiden eine Gnade von Gott sei (besonders für einen Kolh, der es auf die bösen Geister zurückzuführen gewöhnt ist), aber er glaube es doch. Diesen Sommer ist er in Glauben heimgegangen. Von den Kindern, die er hinterlassen, war der älteste Sohn Catechist, der jüngere ist Lehrer, zwei Töchter sind verheirathet, alles brave Leute. Der älteste Sohn, der sein Catechistenamt niedergelegt hatte, um die väterliche Wirthschaft zu übernehmen, wird auch im Ältestenamt seines Vaters Nachfolger werden.

Zum Schluß noch von einer Ältestenwahl, die wohl als Vorbild für manche Wahlen in der alten Christenheit dienen könnte. Sie fand in dem Dorfe Karak, Diöcese Lohardagga, im Jahre 1880 statt. Die Gemeinde war sehr gewachsen, besoldete bereits zur Hälfte einen Lehrer, hatte sich selbst eine Kapelle gebaut, die in der Woche als Schulhaus dienen sollte, und wünschte nun auch für sich allein einen Catechisten und einen Ältesten. Um ihre

Wünsche wegen der Person des Ältesten zu erfahren, hatte Missionar Hahn die Gemeindeglieder zusammengerufen. Nachdem mit Gebet angefangen war, wurde darauf hingewiesen, daß ein Ältester unbescholtenen Wandels sein müsse, kein Säufer, kein Sabbathschänder, der mit den Brüdern in Frieden lebe, fähig sei zu ermahnen, zu rathen, zu trösten, mit Andern zu beten, und kein Neuling. Dann wurden die Pflichten eines Ältesten hervorgehoben, daß er nämlich vor Allem durch einen gottesfürchtigen Wandel der Gemeinde ein gutes Vorbild geben und über Zucht und Ordnung derselben wachen müsse, daß er die Kinder zur Schule, die Christen zur Kirche und zu den Sacramenten anzuhalten habe, daß er alle Christen seines Kreises öfters besuchen, besonders die kranken oder solche, die in anderer Bedrängniß sich befänden, mit denselben beten und auf Abwendung des Übels denken müsse u. s. w. Für das Alles könne ihm aber kein anderer Lohn in Aussicht gestellt werden, als der, den der Herr allen seinen Dienern verheiße, die treu gearbeitet hätten. Schließlich wurde die Versammlung noch gebeten, die Wahl ohne Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit zu treffen.

Zuerst werden nun die ältesten Christen aufgefordert, Vorschläge zu machen. Da wird denn von Einem Ishak gewünscht, weil er unter Allen der erste Christ und auch an Jahren der älteste sei, also gleichsam ein natürliches Anrecht habe. Ein Anderer bittet, es ihm nicht übel zu nehmen, wenn er nicht auch den Ishak, sondern den Abraham vorschlage; der habe immer schon die Säumigen ermahnt, mit den Kranken gebetet und werde in allen wichtigen Dingen gefragt. Ein Dritter giebt seine Stimme auch dem Abraham, weil er zur Gründung der Schule und zum Bau der Kapelle das Meiste gethan habe, und sein Wandel ohne Schuld sei. Wieder Einer schlägt Jaymasih vor, der auch beten könne und schon einigen Kindern die Nothtaufe gegeben habe. Der Catechist Thomas spricht auch für Abraham gegen Ishak. Dieser sei kein fleißiger Kirchgänger, weil er so viel mit Klageangelegenheiten zu thun habe, worin er auch ferner das Haupt der Brüder bleiben möge. Nachdem sich auch die Übrigen ausgesprochen, zeigt sich, daß die Hälfte der Stimmen mit Abraham, die andere Hälfte theils auf Ishak, theils auf Jaymasih fiel. — Nun wurden die Vorgeschlagenen selbst gefragt. Ishak hatte erst auch für Abraham votirt, erklärte aber nun, nachdem er erinnert war, ohne Scheu seine Gedanken auszusprechen: „Wenn mich die Brüder zum Ältesten wählen wollen, so werde ich die Wahl gern annehmen, denn ich bin in der That der älteste. Mein Haupt ist ergraut, und als

diese alle noch dem Teufel opferten, ging ich schon lange bei Wind und Wetter in die Kirche nach Lohardagga. Erst durch mich sind sie zum Glauben gekommen. Wollen aber die Brüder Abraham lieber haben als mich, so soll mir das auch recht sein.“ Sein großes Anrecht an die Ältesten-Würde wurde ihm zugestanden, aber auch die Mahnung beigefügt, er möge Niemand zürnen, der seine Stimme etwa dem Abraham gebe, da es sich ja hier nicht um persönliche Interessen, sondern um die Sache des Herrn han-dele. Endlich wurde auch Abraham selbst um seine Meinung ge-fragt. Er sagte: „Wenn die Brüder mich zum Ältesten haben wollen, so muß ich ja wohl das Amt übernehmen; aber das muß ich doch offen aussprechen, daß ich mich zu schwach für alle Pflichten dieses Amtes fühle und auch fürchte, die Brüder würden mir nicht gehorchen. Es ist wahr, ich habe Diesen und Jenen ermahnt, wenn ich sah, daß ihn der Teufel in sein Netz ziehen wollte, aber gar Mancher hat mir das übel genommen und mich obendrein noch gescholten.“ Daraufhin wurde er unterbrochen: „Wer hat das ge-than?“ Abraham: „Wenn ihr mich fragt, so will ich's offen sagen, z. B. Jonas hier, der trinkt zuweilen, zwar nicht so, daß er betrunken wird, aber es ist doch des Satans Kelch. Oft hab' ich ihn vergebens ermahnt. Letzthin hat er mich mit harten Wor-ten abgewiesen und gesagt: das geht dich gar nichts an, wenn ich in die Hölle komme, wie du sagst, was schadet es dir?“ Gefragt, ob dem so sei, antwortet Jonas sehr erregt: „Wenn Alle trinken, warum soll ich denn immer der Sünder sein? Erst mögen An-dere nicht mehr trinken, dann werde ich es auch lassen.“ Und nun kommt es denn heraus, daß zwar nicht Alle trinken, daß aber auch Ishak und Jaymasih einmal mit den Heiden getrunken haben, und es bleibt kein Zweifel übrig, daß kein Anderer zum Ältesten eingesetzt werden kann, als Abraham, von dem auch Jonas be-kennen mußte: „Nein, der trinkt nicht.“ Nachdem den Beschul-digten noch das Versprechen abgenommen war, nie wieder Illi trinken zu wollen, schien es indessen rathsam, die Gemeinde sich erst noch einmal allein über die Wahl berathen zu lassen. Das Resultat dieser Besprechung war jedoch das gewünschte: Abraham wurde einstimmig zum Ältesten vorgeschlagen. Als er gefragt wurde, ob er das Amt übernehmen und im Sinne des Wortes Gottes verwalten wolle, da sprach er Worte der Demuth und des Ernstes, die zu der Hoffnung berechtigten, er werde ein tüchtiger und treuer Vorsteher werden. Mit Gebet wurde die so interessante und auch gesegnete Versammlung geschlossen.

---

7. Bekämpfung des rückständigen Heidenthums.

Es ist ein schweres Unrecht, das auch nicht ungestraft bleiben kann, wenn in Missionsschriften und bei Missionsfesten unter Verschweigung der Schattenseiten immer nur auf die Lichtseiten junger Christengemeinden hingewiesen wird. Wer freilich ein Verständniß hat für die Riesenarbeit der völligen Bekehrung eines Menschen und sein Auge nicht verschlossen hält gegen dasjenige Heidenthum, welches nach mehr als tausendjähriger Arbeit noch selbst in der alten Christenheit, — ach, in erschrecklichem Maaße! — sich findet, der läßt sich durch solche Schönfärbereien nicht fangen, sondern wird keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, daß in Gemeinden, die erst frisch aus dem Heidenthum herausgesammelt sind, an eine Vollkommenheit des Christenlebens nicht entfernt zu denken ist. Das Heidenthum ist eine Macht, die sich nicht im Handumdrehen besiegen läßt, selbst bei ehrlichen Christen noch geraume Zeit nachwirkt und ihrerseits einen ernsten sittlichen Kampf nöthig macht. Schwache Gemüther werden seiner Anziehungskraft besonders da, wo es in ihrer Umgebung noch die volle Herrschaft hat, unter gewissen Verhältnissen schwer widerstehen können. Nun aber giebt es wohl in jeder Mission außer den ehrlichen Christen nicht blos schwache, sondern auch geradezu unlautere.

Die Pflege der christlichen Kolh-Gemeinden charakterisirt sich deshalb als eine fortgesetzte Missionsarbeit, als eine Bekämpfung rückständigen Heidenthums.

Das Wesen des Heidenthums ist Zauberei, und Zauberei ist auch der Cultus der heidnischen Kolhs. Durch das äußerliche Werk der Opfer suchen sie die bösen Geister — Bongas[1] — zu beschwichtigen, daß sie ihnen nichts Böses thun. Wenn nun Christen in schwere Trübsal gerathen, und das Gebet bringt keine Hülfe, und ihr Glaube giebt ihnen nicht die Kraft, sich unter das Kreuz demüthig zu beugen,

---

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 75 f. 113 f.

wie leicht gerathen sie da in Versuchung, bei den heidnischen Opfern wieder Hülfe zu suchen!

Der erste Schritt zum Opfer ist der, daß man durch den Matti oder Deora (Wahrsager) denjenigen Bonga zu ermitteln sucht, der das Unheil angerichtet hat und versöhnt werden muß. Der Deora nimmt dann etwa ein Gefäß mit Wasser und tropft langsam Öl hinein, bei jedem Tropfen den Namen eines Bongas nennend. Bildet das Öl eine kleine Kugel, so ist der dabei genannte Bonga der Übelthäter, zerrinnt es, so wird ein andrer Name genannt. Oder er nimmt ein Öllämpchen und beobachtet die Flamme. Flackert sie bei Nennung eines Namens auf, so ist der Bonga gefunden, dem dann geopfert wird.

Hilft das Opfer nichts, so ist Hexerei im Spiel. Die Hexe ausfindig zu machen, die den bösen Geist angestiftet hat, Böses zu thun, ist Sache des Sokha[1] (Hexenfinder), eines größeren Zauberers, als der Deora. Die Hexe wird so lange gequält, bis sie den Bonga nennt.

Den Sünden des Opferns und Zauberns bei den Christen vorzubeugen, wird natürlich kein Mittel unterlassen. Die angefochtenen Leute werden getröstet, vermahnt, auch auf die Ausschließung vom heiligen Abendmahl als die nothwendige Folge ernstlich hingewiesen. Gewöhnlich hüllen sich diese Sünden aber in den Schleier des Geheimnisses, und man erfährt von ihnen erst nach vollbrachter That. Die Übelthäter von ihrer Schuld zu überzeugen und zur Buße zu führen, hält sehr schwer.

Der Älteste Yakub Bareia in Karanjtola (B) stand im Verdacht, für seinen schon langen kranken Sohn Opfer veranlaßt oder zugelassen zu haben, es konnte ihm aber nichts nachgewiesen werden. Doch wurde er bei Gelegenheit der Austheilung des heiligen Abendmahls gefragt, ob er bezüglich jener Beschuldigung mit gutem Gewissen zum Tisch des Herrn gehen könne, was er bejahte. Nicht lange darauf ließ er aber wirklich den Zauberer rufen und opferte. Anfangs wollte er es leugnen, wurde aber überführt. Davon, daß er sich dadurch von seinem Heiland getrennt, und von der Thorheit und Fruchtlosigkeit seines Beginnens wollte er sich jedoch nicht überzeugen lassen. Seines Ältestenamtes ging er selbstverständlich verlustig.

In Peronger (B) wurde eine Frau sehr krank, bekam Fieber und verfiel in Krämpfe. Der Mann geht zu den Sokhas, die alle

---

1) Siehe Nottrott, Goßn. 1874, Miss. S. 83 ff.

ein und dieselbe Frau als die schuldige Hexe bezeichnen. Diese wird gefaßt und gesteht auch ihre Hexerei zu. Sie habe auf den Namen des oder des Bonga zwei Würmer und zwei Eidechsen zusammengebunden in die Erde gegraben und den Bonga angerufen, die Frau krank zu machen. Man sucht an der betreffenden Stelle nach und findet, wie sie gesagt.

In einem Dorfe wurde eine vermeintliche Hexe mit dem Rufe verfolgt: „Du hast unser Kind, hast unsere Büffel gefressen, geh' aus dem Dorfe, wo nicht, so ꝛc.“ Die Leute wollten nicht begreifen, daß sie dadurch sich versündigt und den Ausschluß vom heiligen Abendmahl verdient hatten.

In Karanjtola ist sogar der — glücklicherweise sonst unerhörte — Fall vorgekommen, daß ein Christ heimlich einen Zauberer geholt und dem Teufel ein Opfer gebracht hat, damit dieser einen andern Christen mit seiner Familie vertilge. Den Kopf des geopferten Hahnes, mit Reis in Blätter gewickelt, hat er dann in das Haus seines Feindes gebracht. Die Sache wurde dadurch entdeckt, daß der Hahnenkopf aus dem Bündelchen herausfiel.

Die Teufels- und Hexenfurcht sitzt unglaublich tief in dem Volke. Ein sonst vernünftiger und kirchlicher Manki, dem der Missionar besonders nahe stand, äußerte einmal: „Wir wollen alle Gebote des Christenthums befolgen, aber die Verfolgung der Hexen können wir nicht aufgeben. — Eine Frau zeigte einst dem Missionare in ihrem Hause einen Raum, wo unter Reisballen, Töpfen und dergleichen der Teufel sich aufhalte, der ihren Mann krank gemacht habe. Er rumore und grunze dort die ganze Nacht. Der Missionar möge doch jedes Geräth mit der Hand berühren, daß der Teufel entweiche. Das geschah natürlich nicht, sondern es wurde der Frau klar gemacht, daß der Teufel am meisten im Herzen wohne, mit Jesus im Herzen aber kein Teufel zu fürchten sei. — Ähnliche Spuk- und Teufelsgeschichten erzählt man sich vielfach. Bald soll der Teufel um das Haus herumgehen und das Dach mit Kies bewerfen, bald in einem Gehölz sein unheimliches Wesen treiben, bald soll er wüthend werden, wenn man den Grabstein eines erschlagenen Mannes antastet, bald an diesem, bald an jenem Unglück die Schuld tragen.

Mit bloßer Aufklärung läßt sich diese Furcht ebensowenig bekämpfen, wie bei uns der Glaube an Sympathie. Das Einzige ist, daß man den Glauben an den Herrn in die Herzen pflanzt, der dem Teufel die Macht genommen hat, und das Vertrauen auf den allmächtigen und barmherzigen Gott stärkt, ohne

dessen Zulassung uns kein Haar gekrümmt werden kann. Aber wie lange dauert das! Mit dem Kopfe erkennen sie Gott, mit dem Munde bekennen sie sich zu ihm, im Herzen steckt die alte Teufelsfurcht aber noch lange.

Aus dem Dorfe Nagri (R.) kamen einst bei strömendem Regen die Männer zum Missionar Onasch und brachten eine alte Frau. Die sonst einfachen und ruhigen Leute verlangten, er solle die Frau als Hexe bestrafen, wozu sie selbst kein Recht hätten, und behaupteten, die Alte habe auf die Kinder des Einen ihren Familienbhut (Bonga) losgelassen, und der habe sie umgebracht und auch sein Vieh. Der Vater behauptet, er selbst habe den Bhut von ihrem Hause aus auf das seine zukommen sehen, und da sei sein Kind gestorben; er habe weiß und etwas blau, wie ein Licht ausgesehen. Der Missionar, überzeugt, der Mann habe ein Irrlicht erblickt, sucht ihnen das deutlich zu machen. Lächelnd sehen ihn die Leute an: das wisse so ein Saheb nicht, sie wüßten es besser. Immer und immer wieder betheuern sie, die Alte sei eine Hexe. Diese dagegen jammert und versichert: ich bin keine Hexe. Als der Abend nahte, mußte die Verhandlung resultatlos abgebrochen werden. Zwei Tage darauf ging der Missionar selbst nach Nagri, und die Verhandlung begann auf's Neue, aber trotz aller Gründe und allen Zuredens blieb man dabei, und auch der Gemeindeälteste stimmte zu: sie ist eine Hexe. Der Missionar fühlte sich rathlos, bis ihn endlich ein inneres Feuer ergriff, und er aufstand, seine Hand auf das Haupt des zitternden Weibes legte und mit starker Stimme sprach: „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes spreche ich Dich frei von der Beschuldigung, welche Diese gegen Dich erheben, — Du bist keine Hexe, bist keine Hexe, Du hast weder die beiden Kinder umgebracht, noch das Vieh getödtet! Amen.“ Dies Wort endlich hatte Erfolg. Alle sprangen auf und standen da mit gefalteten Händen. Die Freigesprochene aber bekam einen wunderbaren Muth. Sie sprang auf ihren Hauptankläger zu, umarmte ihn und rief weinend und schluchzend: „Mein Sohn, Du bist mein Verwandter, ich bin keine Hexe, ich habe Deine Kinder nicht umgebracht.“ Auch der Ankläger weinte, und alle wurden tief bewegt, drückten der Frau und drückten dem Missionar die Hand. Ein kurzes Dankgebet schloß sofort die Verhandlung.

So glücklich enden aber bei weitem nicht alle Hexenprozesse. Oft bewirken sie eine tiefe, unheilvolle Aufregung. So fest sitzt der traurige Wahn auch in den Herzen der Christen, daß selbst das Ansehen des Missionars nicht mehr respectirt, sondern ihm, wenn

er die erhitzten Parteien beruhigen und der Sünde wehren will, mit Mißachtung und Frechheit begegnet wird.[1]

Es sind übrigens glücklicherweise nur bestimmte Gegenden, in welchen solche Hexenprozesse noch mit Vorliebe betrieben werden.

Daß auch christliche Gebräuche und Gegenstände Gefahr laufen als Zaubermittel angesehen zu werden, wird Niemanden verwundern, welcher weiß, in welch erschreckendem Maße das noch in der alten Christenheit der Fall ist. Es kommt bei den Kolhs vor, daß Kranke, damit sie gesund werden, mit dem Catechismus befächelt, christliche Bücher ihnen unter den Kopf gelegt, und Bibelsprüche z. B. Markus 16, 16 wiederholt über ihnen mechanisch hergesagt werden. Wie die Heiden den Namen Ram unzählige Male herleiern, so machen es Christen wohl auch mit dem Namen Gottes und Jesu. Je lauter der Name eines Bongas gerufen wird, desto mehr Furcht bekommt der Bonga, wie manche meinen, und je lauter der Name Gottes, desto eher hilft dieser. Nach heidnischer Art wird zuweilen auch das christliche Gebet zu einem Plappern, das schon durch die Worte, abgesehen von der Gesinnung des Beters helfen soll. Wenn die hohe Werthschätzung der heiligen Taufe und des Abendmahls hier und da auf heidnischer Vorstellung ruhte, so wäre das ganz analog. Die übrigens selten vorkommenden Krankencommunionen scheinen jedoch nicht als Mittel gegen Krankheit gebraucht zu werden.

In Beziehung auf die Bekämpfung des Opfer- und Zauberei-wesens dürfte die Bemerkung eines Missionars zutreffend sein, daß dieselbe eine viel erfolgreichere sein würde, wenn die eingebornen Helfer etwas mehr von Arzeneikunde verstünden. Das Wenige, was unsere Missionare davon wissen, reicht zu ihrer Unterweisung nicht aus. Die von der Regierung angestellten Ärzte sind zu wenig zahlreich, um den Eingebornen über das Impfen hinaus, wie jetzt geschieht, noch etwas von Heilkunde beibringen zu können, würden sich wohl auch schwer dazu willig finden lassen. Die Aussendung und Anstellung eines Missionsarztes würde allein dieses Bedürfniß befriedigen, — wer aber sendet ihn, und wo ist der, welcher sich senden läßt? —

Wohl noch größer als die Versuchung zum Opfern und Zaubern ist bei den Kolh-Christen die zum Branntweintrinken.[2] Das an Stelle des Illi bei ihnen gebräuchliche Reiswasser ist gar Manchem doch zu nüchtern. Er sehnt sich nach dem Illi-Topfe

---

1) Siehe den Bericht über einen Hexenprozeß Biene, 1882, S. 35 ff.
2) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 117.

zurück. Und dieser natürlichen Neigung kommen verschiedene Umstände begünstigend entgegen. So die an sich erfreuliche Thatsache, daß auch unter den heidnischen Mundaris die Kaste keine Rolle mehr spielt. So lange sie zwischen Christen und Heiden noch eine allen Verkehr ausschließende Scheidewand bildete, wurden die Christen auch nicht zu Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten heidnischer Verwandten geladen, bei welchen der Illi wie bekannt in großen Massen vertilgt wird. Jetzt dürfen sie an den Familienfesten der Heiden Theil nehmen — und wie leicht ist es da, daß sie auch mit trinken. Ebenso verkehren die Christen der Goßnerschen Mission auch mit denen der englischen Gemeinden, in welchen die Parole ausgegeben ist: „Ein wenig Illi schadet nichts“, was gar sehr ansteckend wirkt. Auch durch jede Mischehe kommt ein Haus in Gefahr, in die zerstörende Gewalt des Illi zurückzufallen. Und nun erst die Praxis der römischen Mission! Die ist ganz besonders lax und übt auf die Gemeinden den unheilvollsten Einfluß.[1] Dazu muß gesagt werden, daß die Christen früher, als die Feldangelegenheit noch nicht geordnet war, es in diesem Punkte deshalb viel strenger nahmen, weil sie die Gunst und Unterstützung der Missionare zu verscherzen fürchteten. Es wird daher auch von den Prachinen gegen Trinker lange nicht mehr mit dem alten Eifer vorgegangen, ja derselbe hat so gut wie ganz aufgehört. Der Kampf gegen den Branntwein wurde ja allerdings nicht überall in dem Bewußtsein geführt, daß es hier einen Todfeind des Christenthums und der nationalen Selbständigkeit zu besiegen galt, vielmehr mischten sich Motive der Habsucht ein, weil die Prachine das Strafgeld vielfach einsteckten, indessen der Kampf war doch da und brachte heilsame Siegesfrüchte. Auch die zunehmende Auswanderung befördert das Trinken, denn in der Ferne unterstehen die Christen keiner Aufsicht.

Aber, könnte man sagen, ist der Grundsatz der Engländer „Ein wenig Illi schadet nichts“, nicht ganz richtig, und sind die jesuitischen Missionare nicht evangelischer, als die unseren, wenn sie nicht in gesetzlicher Weise Enthaltsamkeit, sondern blos Mäßigkeit verlangen? Es scheint nur so, denn die Mission hat doch entschieden die Aufgabe, ihre neugeworbenen Christen zu erziehen, in jeder Erziehung liegt aber ein gesetzliches Moment. Zur Freiheit in Christo sind diese Kinder im Glauben noch nicht reif. Es fehlt ihnen die sittliche Selbständigkeit. Unsere Missionare haben dazu durch ihren langjährigen Umgang mit dem Volke beobachtet, daß

---

1) Siehe Abschnitt Nr. 12.

bei den Kolhs der Unterschied von Trinken und Saufen kaum gemacht werden kann, weil jeder Kolh, der anfängt wieder Illi zu trinken, wenn auch wenig, in den allermeisten Fällen auch wieder ein Säufer wird. „Der Illi", sagt Einer, „ist ein verzehrendes Feuer, das sich losgelassen nicht nach Willkühr in beliebige Schranken drängen läßt, und von dem das Wort gilt: „„Die ich rief, die Geister, werde ich nun nicht los."""

Nach wie vor wird deshalb mit aller Aufmerksamkeit gegen das Illi-Trinken gearbeitet. Im Jahre 1881 war es auch das Thema für die Conferenz der geförderten eingebornen Helfer. Die eben angeführten Gründe des Trinkens wurden dabei bestätigt, dazu aber noch angeführt, daß sich manche mit dem Biertrinken der Missionare entschuldigten. Pastor Hanukh Dato gab die Quelle dieser Entschuldigung an, die bei einem als Trunkenbold bekannten Priester der Englischen Mission zu suchen sei, und berichtete, daß er den Leuten klar gemacht, wie Bier nichts mit Branntwein zu thun habe, sondern für die Europäer zur Erhaltung ihrer Kraft eine Art Medizin sei; die Missionare hätten von Anfang an Bier getrunken, ohne daß Jemand Anstoß genommen habe, bis jener Engländer darin einen Deckmantel seiner Trunksucht gesucht habe.

Als Gegenmittel wurde von der Majorität die mit Vermahnungen und liebevollem Hinweis auf die verderblichen Folgen des Trinkens beginnende und mit Ausschließung vom heiligen Abendmahl endende Kirchenzucht vorgeschlagen. Eine Minorität wollte noch weltliche Strafen, Geldstrafen angewendet wissen, weil die Gemeindeglieder vielfach noch Kindern glichen. Besonders hervorgehoben wurde noch, daß Beamte der Mission, die sich als Trinker zeigten, sofort entlassen werden müßten und auch, wo es ohne erhebliche Ruhestörung in der Gemeinde geschehen könne, derartige Älteste. Andere Vorschläge, wie eine Petition um Erhöhung der bestehenden Branntweinsteuer, Verbot an die Christen, Mischehen einzugehen und Einladungen der Heiden Folge zu leisten, wurden als aussichtslos und unausführbar abgewiesen. Einige Jahre später ist man auf die beiden letzten Punkte doch zurückgekommen.

Die Statistik über die Trinker haben wir schon früher[1] angegeben. Sie läßt uns ahnen, welche verwüstende Macht der Illi noch ausübt. Er wird als die Hauptursache des langsamen Fortschritts in der Heiligung und der vielen Rückfälle ins Heidenthum bezeichnet.

---

1) Siehe S. 25.

Das Familienleben der Kolhs hat sich unter dem Einfluß des Christenthums entschieden gehoben, dennoch ist noch unausgesetzte Wachsamkeit nöthig, daß es nicht nur nicht in die alten Bahnen zurückgerathe, sondern sich nach christlichem Muster immer besser ausgestalte.

Zunächst macht die Ehefrage viel Noth. Im Allgemeinen wird ja beim Übertritt ins Christenthum die nach heidnischem Ritus geschlossene Ehe anerkannt, freilich nicht, wie die Rheinische Mission unter den Battas thut, auch die mit den Nebenweibern, sondern nur die mit der ersten Frau geschlossene. Wie aber sind die Taufcandidaten zu behandeln, denen die Frau oder der Mann fortgelaufen war, und die sich ohne rechtsgültige Scheidung wieder anderweit verheirathet hatten? Nach dem Gesetz darf sich Jemand erst als ehelos ansehen, wenn von dem weggelaufenen Theile nach sieben Jahren keine Spur aufzufinden ist. Aber sieben Jahre lang warten? Das thut ein Kolh nicht. Oder einen Ehescheidungsprozeß anfangen? Das kostet viel Geld, 20—30 Rup., und macht viel Umstände. Trotz aller Mahnungen wollen sich die Kolhs dazu nicht verstehen. In der That hat das indische Ehegesetz hier auch eine Lücke, denn es handelt nur von standesamtlich verbundenen Paaren, die Civilehe gilt aber nur für Christen und Brahmos. Es kann also eine doppelte Auslegung erfahren. Entweder: Wenn Jemandem bei seinem Übertritt zum Christenthum oder vorher schon seine Frau fortgelaufen ist, so muß der Christ einen Ehescheidungsprozeß anstrengen, um sich eine andere Frau (oder die Frau einen Mann) nehmen zu dürfen, oder: er braucht es nicht, sondern kann ohne Weiteres wieder heirathen. Eine authentische Erklärung der Obrigkeit zu erhalten, ist noch nicht möglich gewesen. Die Missionare halten sich deshalb neuerdings (ob alle, ist nicht bekannt) an 1. Cor. 7, 15 und trauen Jemand, der im Heidenthum vom andern Theile verlassen war, zur großen Erleichterung und Freude der christlichen Kolhs ohne Weiteres.

Klarer liegt die Angelegenheit, wenn nach der christlich und standesamtlich geschlossenen Ehe (die Missionare sind sämmtlich Standesbeamte und haben als solche die Ehen nach der Trauung zu registriren) der Mann oder die Frau fortläuft, wie bei den Männern aus Hoffnung auf bessern Verdienst in der Fremde, bei den Frauen wegen schlechter Behandlung, besonders seitens der Schwiegermütter, leider nicht selten geschieht. Will man da nicht die 7 vorgeschriebenen Jahre warten oder einen Ehescheidungsprozeß anstrengen, sondern verbindet sich willkürlich mit einer andern Frau oder einem

andern Manne, so bleibt der Mission nichts übrig, als nach vergeblichen Ermahnungen Kirchenzucht eintreten zu lassen.

Welche Schwierigkeiten übrigens durch die Collision der heidnischen Sitten[1] mit dem christlichen Eherechte entstehen können, dafür ein Beispiel. Ein Christ der Gemeinde Lohardagga war schon im Heidenthum von seiner Frau verlassen worden, und Beide hatten sich wieder verheirathet. Da stirbt der ersten Frau ihr heidnischer Mann. Sie kommt wieder, macht ihre alten Ansprüche an den Christen geltend und ißt auch mit Gewalt von seinem Reis. Die Mutter des Mannes möchte sie behalten, er selbst schwankt. Natürlich ist der Missionar entschieden dagegen; die Frau wird also zurückgeschickt. Von ihren Angehörigen jedoch wegen des Verlustes ihrer Kaste nicht wieder aufgenommen, kommt sie wieder. Was nun thun? Man behielt sie auf der Station in der Hoffnung, daß sich für sie ein andrer Mann finde.

Ähnlich folgender Fall. Ein Christ hatte auf Bitten Nathanael Tuyu's das Weib, das er seit zwei Jahren zu seinem rechtmäßigen hinzugenommen, endlich entlassen. Die aber will nicht, dringt in's Haus, schimpft, schlägt die erste Frau und verlangt für ihre Ochsen, die er benutzt habe, Reis. Auch von ihren heidnischen Verwandten war sie zurückgewiesen worden.

Das Beste kann in diesen Dingen die verhütende Seelsorge thun. Denn ist es erst soweit gekommen, daß neue Eheverhandlungen angeknüpft sind, so ist bei der eigenthümlichen Art der nationalen Eheschließung und bei dem geringen Verständniß, das selbst gutgesinnte Christen für die Landesgesetze haben, gewöhnlich nichts mehr zu machen. Die Missionare und ihre Helfer haben deshalb wohl aufzumerken, wo etwa bösliche Verlassung stattgefunden hat, um sofort versöhnend eingreifen zu können.[2]

Dasselbe gilt von den Mischehen mit Christen der englischen Gemeinde. Auch sie sind nach Möglichkeit zu verhüten. Denn außer dem schon oben[3] angeführten Grunde pflegen solche Ehen, weil bei Zwistigkeiten die beiderseitigen Catechisten sich gewöhnlich auf die Seite ihrer Kirchenangehörigen stellen, also eine Versöhnung schwer möglich ist, vielfach wieder auseinander zu gehen.

Mischehen mit Heiden werden gar nicht geduldet. Ist eine solche Ehe eingegangen, so muß der christliche Theil sich vom heid-

---

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 132.
2) Die Statistik dieser Verlassungen siehe S. 25.
3) Siehe S. 119.

nischen so lange getrennt halten, bis dieser auch getauft ist. Auch die Ehe mit Katholiken hat die Gemeinde-Synode jetzt geradezu verboten.

Bei den Eheschließungen haben manche Unsitten noch nicht allgemein ausgerottet werden können. Wohl bei den meisten wird noch auf gute oder böse Anzeichen geachtet. Auch daß für die Frau je nach dem Wohlstande des Werbenden eine größere oder kleinere Gabe an Vieh oder Geld gegeben wird, welche vom Heirathsvermittler festgesetzt, dem Vater der Braut oder bei dessen Tode ihren Brüdern zu gute kommt, hat die Mission wohl verboten, dringt damit aber nicht überall durch, am wenigsten in den Mundari-Gemeinden. In der That ist jene Sitte auch harmloser, als sie aussieht. Ein Gemeindeältester scheint nicht Unrecht gehabt zu haben, wenn er bei einer darüber berathenden Conferenz sagte: „Sollen denn die Verwandten zur Hochzeit nicht auch Essen erhalten? Wir sind arme Leute.“ Der sogenannte „Kaufpreis“ scheint wirklich nur eine kleine Entschädigung für die großen Ausgaben, die mit einer Hochzeit verbunden sind. Man hat gesagt: „So ladet doch nicht hundert und noch mehr Gäste ein.“ Aber die Kolhs haben erwidert: „Was sollen wir thun, laden wir nicht alle Verwandten ein, so tragen sie es uns wer weiß wie lange nach.“ Dazu kommt, daß mit der Entgegennahme des „Kaufpreises“ auch Pflichten übernommen werden. Stirbt nämlich ein Mann, so bleiben die Wittwe und deren Töchter nicht in dessen Hause, sondern müssen von ihren Blutsverwandten, die einst den „Kaufpreis“ erhielten, wieder aufgenommen werden, was auch unweigerlich geschieht. Die männlichen Erben haben keine Verpflichtung zu ihrem Unterhalt. Man wird einsehen, daß gegen solche alte Rechtsanschauungen schwer anzukämpfen ist.

Die Hochzeitsfeiern selbst finden nach christlicher Sitte statt. Jedes Paar wird kirchlich getraut. Die frühere Praxis, nur Confirmirte zu trauen, ist aber jetzt aufgegeben, weil sich viele nur confirmiren (in die Abendmahlsgemeinde aufnehmen) ließen, um getraut zu werden. Um jedoch nicht nach der anderen Seite wieder zu weit zu gehen, werden sie wenigstens vor der Verlobung — denn auch diese ist entsprechend der heidnischen Verlobungsfeier eine kirchliche — geprüft, ob sie die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser können. Ohne diese Kenntnisse werden sie wohl verlobt, aber nicht getraut.

Bei den Hochzeitsessen geht's meist ehrbar und anständig zu. Fast komisch wirkt es aber, daß die fröhlichen Hochzeitsgäste dabei

neben andern Kirchenliedern auch Bußlieder singen. Sie sagen: „Was sollen wir denn singen? Doch nicht die schmutzigen heidnischen Hochzeitslieder? Andere als Kirchenlieder haben wir nicht, und singen wollen wir doch?“ Es fehlen eben noch christliche Volkslieder.

Leider machen die Frauen die meiste Noth. Viele Familien gehen dem Christenthum durch die Frauen verloren. Mehr als die Männer hängen die Frauen am alten Heidenthum, und die Verführung, zum heidnischen Opfer- und Zaubereiwesen sich wieder hinzuwenden, kommt vielfach durch sie. Unter den Mundaris sind nur ein geringer Theil der Frauen fleißige Kirchen- und Abendmahlsgängerinnen. Eine Frau, die bei der Catechisation frische und treffende Antworten giebt, ist eine Seltenheit. In der Regel bekommt man von solchen, welche nie eine Schule besucht haben, gar keine Antwort. Sie werden verlegen und bringen kein Wort heraus. Die Meisten sitzen stumpf da und beschäftigen sich mit ihren kleinen Kindern, die sie mit sich herumtragen, oder mit dem, was in der Kirche vorgeht. Von denen, welche die Schule besucht haben, sind allerdings auch manche wieder verbauert, von der Mehrzahl derselben kann man aber doch sagen, daß der Nutzen der Schule sich als ein bleibender zeigt. Nur fehlt es noch mehr an Mädchen- als an Knabenschulen.

Der niedrige, sittliche, religiöse Zustand der Frauen erklärt sich aus ihrer ganzen untergeordneten Stellung im Hause.[1] Ist dieselbe bei den Kolhs auch eine andere, als bei den Hindus, so gilt die Frau dem Manne doch im Grunde nicht mehr, denn als eine Magd. Damit ist es ja besser geworden seit Einführung des Christenthums, aber noch nicht genügend. Auch Christenfrauen bekommen nicht selten noch Schläge, auch Christenfrauen sind noch so mit Arbeit überlastet, daß sie ihren Männern rathen können, zu ihrer Erleichterung eine zweite Frau zu nehmen.

Es wäre zu wünschen, daß sich in der Heimath Frauenvereine bildeten, die sich die christliche Bildung des weiblichen Geschlechts unter den Kolhs zur Aufgabe stellten. Das neu eingerichtete Institut der Bibelfrauen[2] scheint inzwischen auf die Kolh-Frauen einen segensreichen Einfluß auszuüben.

Auch die Zuchtlosigkeit, welche unter den Kindern der Heiden[3] herrscht, wirkt in den christlichen Familien noch lange nach. Leider

---

1) Vergl. Nottrott, Goß. Miss. 1874, S. 120.
2) Siehe Abschnitt 9.
3) Vergl. Nottrott, Goß. Miss. 1874, S. 116 f und 126 ff.

wird ja die Wohlthat der Schule und besonders der erziehende Einfluß der Stationsschule lange nicht allen zu Theil. Dazu giebt's eben auch für die Kolh-Jugend Flegeljahre. Man will aber leider beobachtet haben, daß in letzter Zeit, befördert durch das böse Beispiel der Gegenmissionen und den unbeschränkteren Verkehr mit den Heiden, die Unbotmäßigkeit besonders der erwachsenen Jugend und ihre Neigung zu den Freuden der Akra sehr zugenommen habe.

So mußte einem erwachsenen Mädchen der Lohardagga-Diöcese der heidnische Schmuck, den dasselbe angelegt, wieder abgenommen werden. Es zeigte sich dabei höchst ungeberdig und schlug sogar seine Mutter, so daß sie nun selbst den Stab „Wehe" fühlen mußte. Die Eltern baten nachher das ungezogene Kind in die Schule aufzunehmen, was ihnen denn auch erfüllt wurde.

Ein anderesmal handelte es sich um einen vierzehnjährigen Jungen. Der Missionar traf ihn in seines Vaters Hause mit langem, am Ende etwas geringeltem Haar und ersah daraus, daß er dasselbe zu einem heidnischen Zopfe zu flechten pflege. Auch hatte er eine Perlenschnur um den Hals.[1] Herangerufen und nach den zehn Geboten, dem Glauben 2c. gefragt, gab er keine Antwort. Wohl aber brach sein Vater in Klagen aus, daß der Junge ihm nicht gehorche, Abends mit den Heiden tanze, in die Heidenhäuser gehe und sich Branntwein geben lasse, in die Kirche aber nicht zu bringen sei. Zunächst wurde dem Vater gesagt, er solle ihm die Haare abschneiden und ihn anständig machen. Als sich keine Scheere im Hause fand, sagte der Vater, er wolle ihn in das Zelt des Missionars bringen. Da aber bekam der Junge seine Sprache wieder, schrie und erklärte, er wolle Heide werden und schimpfte auf seinen Vater und den Missionar in den gemeinsten Ausdrücken. Eine Lection mit dem Stocke machte ihn dann gefügig, daß er mitging. Aber auf dem ganzen Wege schimpfte er auf seinen Vater und erklärte, er werde ihm das schon entgelten lassen, wenn er alt und schwach werde; von ihm bekomme er gewiß nichts zu essen. Es half ihm aber nichts, die Haare wurden ihm verkürzt, und er dann nach ernstlicher Vermahnung entlassen. Sobald er das Zelt des Missionars verlassen, ging er schimpfend davon und war am andern Morgen mit seiner Schwester verschwunden. „Das ist", fügt der Missionar hinzu, „so ein trauriges Beispiel aus der Zahl der heranwachsenden Jugend, das uns den Befehl des Herrn einschärft: „„Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.""

---

1) Vergl. Nottrott, Goß. Miss. 1874, S. 30 und 35.

Wie sehr übrigens auch über mangelnde Familienliebe, Erbschaftsstreitigkeiten und dergl. noch zu klagen ist, so muß man doch, um ein richtiges Bild sich zu verschaffen, den Zustand des christlichen Familienlebens mit dem heidnischen vergleichen; dieser ist ungleich schlimmer.

Nicht immer führen die altheidnischen Sünden zum völligen Abfalle vom Christenthum.[1] Manche unterwerfen sich völlig der Kirchenzucht, stehen oft lange beim Gottesdienste an der Kirchthüre und werden auch, sobald sie ernstliche Reue zeigen und die Sünde, soweit es möglich ist, wieder gut machen, wieder aufgenommen. Bei gar vielen aber ist Zänkerei, Lästern, Trinken, Mißachtung der Ehegesetze der erste Schritt zu völligem Rückfall. Ja es bedarf in manchen Fällen dazu keiner besondern Veranlassung. Ein eingeborner Pastor will beobachtet haben, daß viele Christen, seit der Druck der Thikadare etwas aufgehört, übermüthig geworden seien und die Ursache zum Rückfall ins Heidenthum vom Zaune brächen. Seit drei Jahren, sagen sie z. B., geriethe der Reis nicht, er verdürbe in der Blüthe, sie müßten die Bongas besänftigen. Abgefallene suchen mit boshaftem Eifer auch Andere abwendig zu machen. Sie durchziehen die Dörfer und verkündigen: „Was habt ihr denn für Gewinn vom Christenthum, kommt zu den Bongas zurück“, verlocken zur Theilnahme der Christen an heidnischen Festen, hängen dabei den Frauen wieder heidnischen Schmuck um und machen den Leuten bange vor den Bongas, wenn sie nicht wieder opferten. Auch die Freundschaften, welche Christen durch Blumen mit Heiden schließen, helfen dazu. In der Diöcese Govindpur war ein Gemeindeältester wieder Heide geworden. Er hatte zuvor bei dem Abfall eines Christen gesagt: „Wenn dieser Mensch nicht wieder zur Umkehr gezwungen werden kann, so können wir ja alle abfallen.“ So locker ist oft das Band, das sie mit dem Christenglauben verbindet. In einem Falle wollte ein Vater sogar wieder Heide werden, weil sein sechzehnjähriger Junge keinen Lendenschurz (Botoï) umthun wollte. Das sei eine Schande für die Familie, und der Zauberer habe sich erboten dies Ärgerniß abzustellen, wenn ein Bock und eine Rupie geopfert würde. Hier war nun leicht abzuhelfen. Der Missionar schenkte dem Jungen Geld zu einer recht schönen Botoï, und der versprach auch sie zu kaufen und zu tragen.

---

2) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 400 ff.

So leicht wie hier läßt sich aber nicht immer der Abfall verhindern, und noch weniger leicht lassen sich die Abtrünnigen wieder zurückbringen. Als getaufte Christen hält sie ja der Missionar natürlich immer noch für Schäflein seiner Heerde und sucht dem Erzhirten nachzufolgen, der auch das Verirrte sucht, bis daß er es findet. Aber es ist schwerer, Abgefallene zur Buße zu führen, als Heiden, die noch nie Christen waren, zu bekehren. Die Berichte der Missionare klagen darüber sehr häufig. Eine Statistik besteht nur über die in's Heidenthum Zurückgefallenen, nicht über die Wiederaufgenommenen. Die Zahl der Ersteren betrug 1882/83: 559, 1884/85: 370, 1885/86: 277 Getaufte und beziehungsweise 154, 124 und 98 Catechumenen. Wir vermuthen, die Zahl der Wiederaufgenommenen ist verhältnißmäßig eine ungünstigere, als bei den Excommunicirten. Bei diesen betrug sie 1882/83: 108, 1884/85: 63, 1885/86: 98, während in diesen Jahren 144, 84 und 62 hatten ausgeschlossen werden müssen. Gewöhnlich gelingt es schon gar nicht der Abgefallenen habhaft zu werden, weil ihr böses Gewissen sie, wenn der Missionar in Sicht ist, zur Flucht treibt; hat man sie aber gefunden, so sind sie wieder zu eindringlichem Gespräch schwer von ihrer heidnischen Umgebung zu isoliren. Nichtssagende Ausreden, wohl auch Hohn und Spott bekommt dann der treue Seelenhirte zu hören, und an ihrem hartnäckigen Trotz prallen alle seine Liebespfeile ab.

Einige Beispiele mögen das illustriren. Missionar Sternberg versuchte 1874, wenn auch mit wenig Hoffnung, auf einer Ferienreise einen Abgefallenen zur Umkehr zu bewegen. Er traf ihn, aber seine Hoffnung wurde noch mehr herabgestimmt, als es ihm mißlang, den Mann von den Andern abzusondern, um ihm in's Gewissen zu reden. Die Unterredung mußte auf der Straße im Beisein derer geführt werden, die seinen Rückfall zu Wege gebracht hatten. Er wurde zuerst nach der Ursache seines Abfalls gefragt und antwortete, sein älterer Bruder sei noch Heide und habe es nicht dulden wollen, daß er Christ bleibe; wie sollte er auch einen andern Weg gehen, wie sein älterer Bruder, wenn der durchaus Heide bliebe, müsse er ihm darin folgen. Dieser ältere Bruder stand denn auch jetzt dabei und suchte jede Wirkung des seelsorgerlichen Wortes zu vernichten. Der Missionar erwiderte, daß er doch gewiß seinem Bruder nicht nachspringen werde, wenn dieser in der Trunkenheit sich in einen Brunnen stürzte, warum er denn ihm auf dem Wege des Verderbens folgen müßte, dessen Ende sein werde, daß Gott der Herr ihn ewiglich verwerfen würde,

wie er jetzt den Herrn verworfen habe. Nein, entgegnete der verblendete Mensch, er habe Gott nicht verlassen, er diene ihm noch, wenn er auch nebenbei die Gebräuche des Heidenthums mitmache. Darauf setzte der Missionar ihm auseinander, daß Niemand zween Herren dienen könne. „Saheb, ich werde schnell mal ein Glas Schnaps trinken gehen", unterbrach hier der ältere Bruder und verschwand im nächsten Hause, um bald darauf wiederzukehren. Der Saheb ignorirte freilich diese freche Einrede, daß aber solch böse Gesellschaft all seinen Ermahnungen und Bitten die Spitze abbrach, konnte er nicht hindern. Das Ergebniß der wohl eine Stunde langen Unterhaltung war denn auch die Antwort: „Was soll ich thun? Mein Bruder läßt es nicht zu." Nur mit der sehr schwachen Hoffnung im Herzen, eines seiner Worte möchte nachträglich noch auf den Verführten einen Eindruck machen, mußte er ihn in den Händen seiner Verführer zurücklassen.

Als Missionar Nottrott 1876 einige Dörfer besuchte, um zurückgefallene Taufbewerber zur Umkehr zu ermahnen, traf er in dem einen Hause das keifende Weib des gesuchten Mannes, das dieser nach dem Tode der ersten Frau sich genommen, und das auch die Ursache seines Rückfalls gewesen war. Er mußte sich von ihr sagen lassen, sie würde es nie zugeben, daß ihr Mann wieder Christ würde, eher würde sie sich aufhängen u. s. w. — In einem andern Hause traf er eine junge Frau, die gar zu gern umgekehrt wäre, und auf seine Frage, weßhalb sie denn den Herrn verlassen hätte, antwortete, daß ihr Mann den Branntwein nicht lassen wolle. — In einem weiteren Dorfe war eine getaufte Wittwe zu ermahnen, deren Mann vor etwa drei Jahren gestorben war, und die einen Heiden zu sich genommen hatte, daß er ihr die Wirthschaft führe, d. h. sie hatte ihn sich als Mann genommen. Die Frau gab nun dem Manne die Schuld, der wolle nicht bei ihr bleiben, wenn sie als Christin lebe, und der Mann meinte, die Frau hielte ihn ab, dem Heidenthum zu entsagen. Ihnen wurde gesagt, sie seien beide Lügner, denn wäre sie eine rechte Christin gewesen, so hätte sie den Heiden gar nicht genommen, und hätte er Christ werden wollen, so wäre er dem Rufe der Frau nicht gefolgt. Da schwiegen sie still und versprachen sich zu bekehren; auch in sofortige Trennung willigten sie ein, kamen Abends zur Andacht und versprachen es nochmals.

Missionar Beyer vermahnte einen früheren Ältesten, der für sein krankes Kind hatte opfern lassen und nach dessen Genesung von der Kraft des Heidenopfers doppelt überzeugt war. Er hatte

gesagt: So lange ich Christ war, sind mir viele Kinder gestorben, jetzt will ich Heide bleiben. Als der Missionar kam, war er etwas beschämt und sagte: Ich gebe ihnen die Hand nicht, weil ich gesündigt habe. Er sagte auch zu, zurückkehren zu wollen, aber erst wenn er sein Gelübde erfüllt hätte. Die Zauberer verpflichten nämlich die Leute nach Monaten noch einmal ein Opfer zu bringen, wenn nicht noch größeres Leid über sie kommen solle. Es war umsonst, ihn daran zu erinnern, daß er alt sei und jeden Tag sterben könne, daß sein Kind, auch wenn es gestorben wäre, im Himmel wohl aufgehoben gewesen sei, und daß es Gott lästern hieße zu sagen, erst will ich sündigen und dann Buße thun. Die Teufelsfurcht war zu groß in ihm, er blieb dabei, daß er erst sein Gelübde erfüllen müsse. — Auf demselben Wege hatte Beyer noch mit drei anderen Abgefallenen zu verhandeln. Der Eine war betrunken und schimpfte gewaltig auf die Missionare, die ihm wer weiß was für Unrecht gethan haben sollten. Der Andere war in Assam Heide geworden und hatte, heimgekehrt, seine ganze Familie mitgezogen; er war zur Umkehr bereit. Der Dritte behauptete, als Christ bei keinem Heiden in Dienst treten zu können, was aber Thorheit war, da auch die heidnischen Mundaris nicht mehr nach der Kaste fragen.

Ein anderes Mal gelang es demselben Missionar, alle Bewohner eines Dorfes, die bis auf zwei abgefallen waren, zu finden. Aber nur Einer versprach Umkehr. Ein gewisser Martin hatte sich aus Furcht in seinem Hause versteckt. Der Catechist zog ihn heraus. „Siehst du“, ward ihm gesagt, „vor uns versteckst du dich, und wir haben dich gefunden. Wie willst du dich vor dem Herrn verbergen können? Warum versteckst du dich? Fürchtest du, ich würde dich schlagen? Siehst du, ich schlage dich nicht, aber der Herr wird dich schlagen, wenn du in deinen Sünden beharrst.“ So wurde noch lange auf ihn eingeredet. Er sagte zu Allem „ja“. Die dicken Schweißtropfen der Angst standen ihm auf der Stirn, aber von Bekehrung war nicht die Rede.

In Konoa (B.) zeigte der ausgeschlossene Isahak, der sich eine zweite Frau ins Haus genommen hatte, weil seine Ehefrau sehr kränklich war, auch nach deren Tode, wo er ja hätte wieder aufgenommen werden können, keine Lust in die Gemeinde zurückzukehren. Er hatte, als er sich die zweite Frau nahm, ganz schändlicher Weise die Christen seines Dorfes zu bewegen gesucht, ebenfalls wieder heidnisch zu werden, um nicht allein zu stehen, hatte auch einmal schon versprochen zurückzukommen, wenn der Missionar

nur seine heidnische Frau bestimmen wollte Christin zu werden. Das war aber blos Verstellung gewesen, denn als andern Tages mit der Frau deshalb geredet wurde, war sie ganz vernünftig und zugänglich, sagte auch zu, daß sie Christin werden wolle, der Mann aber war mit dem Illitopfe — opfern gegangen. Bei seiner letzten Anwesenheit hat ihn der Missionar, obwohl er drei Mal in seinem Hause war, gar nicht gesehen, weil er sich stets vor ihm zu verbergen wußte.

Die Arbeit an den Abgefallenen gehört zu dem Schmerzlichsten und Mühseligsten des Missionarberufes, aber es ist nöthig, daß sie auch dann gethan wird, wenn sie von vornherein aussichtslos erscheint. Es muß eben den armen Leuten ihre Sünde immer und immer wieder vorgehalten werden, ob nicht doch der Eine oder Andere umkehre von seinem Wege und sich retten lasse. Und, Gott sei Dank, ist ja auch diese hoch anzuerkennende Arbeit nicht ganz vergeblich. In der obengenannten Gemeinde Konoa sind die meisten Abgefallenenen wiedergewonnen worden. — Während der Urlaubszeit des Missionar Nottrott waren im Bezirk von Burju viele Rückfälle vorgekommen. Nach seiner Rückkehr schreibt er: „Ich besuche seit Beginn der heißen Zeit alle Nachmittage die umliegenden Dörfer, und ich habe die Freude schon ein gut Theil von denen zurück zu haben, welche halb und halb oder auch ganz abgefallen waren.“ — Ein ins Heidenthum zurückgefallener alter Mann wird blind. Vom Missionar aufgesucht, läßt er sich endlich bewegen mit seinem ebenfalls abgefallenen Sohne zurückzukehren. Auf Verlangen des Alten knieen Alle sofort auf der Tenne nieder, um Gott zu danken. — Ähnliche erfreuliche Nachrichten kommen von allen Stationen, und gewiß gilt auch hier: „Es wird Freude sein im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.“

Möchte das doch auch von einem jungen Manne gelten, auf den einst sein Missionar so große Hoffnung setzte und der doch wieder Heide geworden ist, wir meinen den jungen Manki Soliman von Kundrugutu in Singbhum. Als sein Vater noch lebte, war er zwei Jahre in der Chaybasa-Schule und ein Jahr in Ranchi. Mit Thränen hatte er einst wiederholt um die heilige Taufe gebeten und sie auch nach eingeholter Zustimmung seines noch heidnischen Vaters empfangen. In Ranchi ist er nachher confirmirt worden. Sein Vater wollte auch Christ werden, wurde aber von den heidnischen Sipoys abgehalten, die ihm drohten, er werde die Mankischaft verlieren,

wenn er Christ werde; denn sobald der in Verbannung lebende Raja von Porahat nach Vertreibung der Engländer zurückkehre, würden alle Christen todtgeschlagen werden, jedenfalls aber ihr Feld verlieren. Soliman schrieb damals rührende Briefe an seinen Vater und beschwor ihn Christ zu werden. Und nun war auch Soliman seit 1873 ins Heidenthum zurückgegangen. Als der Missionar es hörte, schickte er zwei seiner besten Schulfreunde zu ihm, — er hörte sie nicht; darauf den Catechisten Andreas, ebenso vergebens. Dann ging er selbst, — aber Soliman war in ein anderes Dorf geflohen. Auf eine schriftliche Aufforderung, zu ihm zu kommen, kam die Antwort: er sei ins Heidenthum zurückgekehrt, weil seine Eltern sich nicht bewegen ließen, Christen zu werden, und wolle gleiche Höllenstrafen mit ihnen tragen. Dasselbe sagte er bei einer Unterredung. Alle Vorstellungen halfen nichts, sein Lehrer mußte ihn betrübten Herzens ziehen lassen. Auch er fürchtete sich vor dem Raja von Porahat und dem Verlust seiner Manki-Würde und der damit zusammenhängenden 12 Dörfer. Das war der tiefere Grund. Er hatte die Welt noch lieber, als den Herrn. Der Missionar gab ihn jedoch noch nicht auf, sondern hoffte, er werde noch einmal umkehren. Und diese Hoffnung sollte in Erfüllung gehen. Denn als vor etwa drei Jahren sein Vater starb, kehrte Soliman, der nun Manki wurde, zum christlichen Glauben wieder zurück. Das war eine große Freude, — aber leider nur eine kurze. Als der Missionar von Burju, der nach seiner Versetzung von Chaybasa mit anderen Gemeinden Singbhums auch Kundrugutu in seiner Pflege behalten hatte, von einer District-Reise zurückkehrte, kam Manki Soliman zu ihm mit der Eröffnung, daß er wieder opfern wolle. Sein Bruder sei von einem bösen Geiste besessen, seine Kinder seien immer krank, vier seiner Ochsen seien ihm draufgegangen, sonst habe er allerlei Unglück in der Wirthschaft, zuletzt sei noch seine Mutter gestorben, seine Seele werde nicht „kalt“ (bekomme keine Ruhe) wenn er nicht opfere. Und da half alles Reden und alles Ermahnen nichts. Der Missionar saß stundenlang mit ihm zusammen, aber es war nichts zu machen, keine Gründe schlugen an, und kein bittendes Wort drang in sein Herz. Eine Aufforderung, die Nacht dazubleiben, wies er auch ab, und einige Catechisten, die ihm nachgesandt wurden und die halbe Nacht mit ihm geredet hatten, kamen ebenfalls ohne Hoffnung zurück.

Vermuthlich hatte ihn jetzt der Einfluß seiner noch heidnischen Frau wieder so weit gebracht. Denn den Raja, von dessen Gebiet

Kundrugutu durch die Engländer abgetrennt worden war, brauchte er kaum noch zu fürchten. Seine Frau aber, mit der er nach seinem ersten Rückfalle ins Heidenthum verheirathet wurde, hatte zwar damals versprochen Christin zu werden, aber der Catechist, der sie zur Taufe unterrichtete, hatte nichts mit ihr anfangen können. Sie hatte stumm dagesessen, keine Antwort gegeben und auch die ihr vorgesagten Sätze nicht nachgesprochen. Ihr und ihren heidnischen Verwandten wird es jetzt gelungen sein, den Soliman ganz zu sich zu ziehen.

Als Mittel, die Masse der Kolh-Christen mit dem Evangelio immer mehr zu durchsäuern, dürfte neben der Schule, der Verbreitung christlicher Schriften und der Predigt in den Gotteshäusern immer noch das fleißige Bereisen der Dörfer durch die Missionare[1] und eingebornen Geistlichen und der persönliche Verkehr mit den Leuten eine hervorragende Stelle einnehmen. Während der kalten Zeit, die allein weitere Touren gestattet, beständig auf dem Pferde hängen, über hohe Berge und durch tiefe Thäler klettern, gefährliche Flüsse passiren, dann die Ortsbewohner Haus für Haus besuchen und Nachts vielleicht in einer dem Wind und Regen Zugang lassenden Kapelle, im engen Zelt, wohl auch einmal in einem Kuhstalle übernachten zu müssen, ist ja allerdings für einen Missionar keine angenehme Sache, in der heißen und Regenzeit aber ist der Besuch selbst nahegelegener Ortschaften sehr mit Gefahr verbunden. — Der Gewinn fleißiger Reisen liegt jedoch auf der Hand. Es ist dabei durchaus nicht immer nöthig, daß in hochfeierlichem Tone gelehrt und gepredigt werde, im Gegentheil erreicht ein gemüthlicher Verkehr, ein auf die Interessen der Leute eingehendes Plaudern oft mehr.

Popularität ist wie bei uns eine schöne Gabe. Ein Missionar erzählt von der Unterhaltung mit einem Santal: „Ich war schon in ein gemüthliches Gespräch mit dem Alten verwickelt, und wir saßen unter der kühlen Veranda. Ich wußte, wie viel Ochsen, Kinder und Enkel er habe, und hatte ihm meine Familienverhältnisse auch schon anvertrauen müssen. Nun brachte er Taback und Blätter und forderte mich auf, mir eine Cigarre zu drehen. Ich gab ihm indessen eine von den meinen, die er mit viel Wohlgefallen rauchte und sie dann unter einem Häufchen Santals von Mund zu Mund gehen ließ. Nachdem unsere Cigarren zu Ende waren,

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 348 ff. und 363 ff.

konnte dann was Ernsteres gesprochen werden, und ich fand willige Zuhörer.“ — Ein anderes Mal heißt es: „In Marla kommen zwei rußige Schmiede in den Weg gelaufen. Der Eine erzählt freudestrahlend, daß ein kleiner „Babu“ angekommen sei, und fragt, ob ich nicht sein saki (Pathe) sein wolle, er wolle ihn morgen taufen lassen. Das wird natürlich zugesagt und weiter geritten. — In Sinko pflügen die Christen am Wege und machen das Land für die Wintersaat, Hülsen- und Ölfrüchte fertig. „Wie steht denn der Reis?“ „Sehr gut durch den Schatten des Herrn, aber mein Kind ist krank, willst du nicht hereinkommen und beten?“ Das thue ich denn sehr gern, und nach halbstündigem Aufenthalt geht's weiter. — Rechts ruft plötzlich Einer oben vom Berge: „he Gomke tainme“ (warte) und ein Christ kommt angelaufen, um Isu sahay zu sagen und die Hand zu reichen. Nachdem auch er mir versichert, daß seine Familie, Ochsen, Reis u. s. w. alles gut sei und stehe, ging's wieder weiter, aber immer mit Unterbrechungen. — Vor Katinkel hörte ich die Jungen in der Schule schon ihr „ka-ka“ schreien, und das zog mich natürlich zu ihnen hin.“ Auch auf den Koloms, den Plätzen, wo der Reis gedroschen, resp. von den Menschen oder Ochsen ausgetreten wird, und wo in einer Strohhütte die Familie den Tag über, je ein Theil zur Bewachung auch die Nacht über weilt, müssen die Christen aufgesucht werden. Da setzt sich der Missionar wohl auf einen Reisballen und das Gespräch, beim Irdischen beginnend, spinnt sich nach und nach fort bis zum Himmlischen, reichlich Gelegenheit gebend, vorbeugend und auch strafend auf die Schäden des Christenlebens einzugehen.

Ein großes Hinderniß für die seelsorgerliche Arbeit an der Gemeinde ist die Wanderlust der Kolhs. Gefällt es Einem nicht in seinem Orte, hat er besonders Neigung sich der christlichen Zucht zu entziehen, so verläßt er seine Gemeinde und schlägt seine Wohnung anderswo auf, baut sich wohl im Walde ein Haus und rodet dort neues Feld, oder läßt sich durch Kuli-Agenten für die Thee-Plantagen in Assam und Kachár anwerben. Auch die wiederholten schlechten Ernten der letzten Jahre, die Bedrückung durch die Zamindare, und im Bandgau das Gesetz, daß der Wald Regierungsdomäne sei, zwingen Viele zur Auswanderung. Könnte nur die Mission, wie sie sollte, ihre Diaspora ordentlich pflegen, so würde jeder einzelne ausgewanderte Christ ein Mittelpunkt werden, um den sich eine neue Gemeinde bildet. Die englisch-hochkirchliche Mission thut das. Sie hat z. B. in Assam einen Stationsgeistlichen und einen Catechisten und sendet

außerordentliche Boten hin, die Christen aufzusuchen und zu sammeln. Die Goßnersche Mission hat diese Pflicht längst erkannt, aber zur Aussendung eines Missionars nach Assam hat sie's noch nicht gebracht. Nicht einmal ein Catechist ist dort. Auch nach dem Süden, wohin der Zug der Kolhs von Alters her geht, sind noch keine Catechisten gesandt. Allenfalls einmal Einer nach Banai oder Calcatta, aber auch nur vorübergehend. Was Wunder, daß die Gemeinde unter dieser Vernachlässigung schwer zu leiden hat. In einzelnen Fällen halten sich ja freilich die ausgewanderten Christen treu.[1] So leben im Theegarten von Nagejan in Assam gegen 60 Christen aus der Gemeinde Burju. Die haben sich selbst einen Catechisten eingesetzt, damit er ihnen Andachten und Gottesdienst halte und unterhalten ihn von ihrem Verdienst. Der Catechist schrieb um Bücher, die ihm auch geschickt wurden. — Um eine Bibel oder ein durangputhi (ein Gesangbuch) schrieben auch gar manche Andere. — Diese zeichnen sich dann nach ihrer Rückkehr in Folge ihrer erweiterten Lebensanschauungen und Erfahrungen durch größere Frische und Energie aus. Im Allgemeinen ist der Einfluß der Fremde aber ein unheilvoller. Die Meisten lernen das Trinken wieder, betheiligen sich am Opfern und an den Opferessen, leben dort in wilden Ehen und sind nach ihrer Rückkehr für das Christenthum entweder ganz verloren oder gehören zu den schlechtesten Christen. Die Plantagen-Compagnie in Assam kümmerte sich früher um das sittliche Wohl ihrer Arbeiter gar nicht;[2] seit einigen Jahren ist wenigstens die Feier des Sonntags eingeführt und einige Plantagen-Vorsteher haben Interesse für das Wohl der Leute. Damit ist aber noch gar wenig geholfen. Ebenso finden ja die christlichen Kolhs hie und da, wohin sie arbeitsuchend kommen, Kirchen und Gottesdienste. Den Meisten mag's aber gehen wie jenem Christen aus Hesela, der alljährlich nach der Ernte nach Calcatta auf Arbeit geht, sich aber in keine Kirche wagt, fürchtend, als Fremder hinausgewiesen zu werden. Übrigens fand in Calcatta, wo die ersten Kolh-Missionare auf so viele Eingeborne aus Ch. Nagpar stießen, ein 1876 ausgesandter Catechist nicht einen einzigen christlichen Kolh; die Zahl der nach Assam und anderen Gegenden Auswandernden ist jedoch sehr beträchtlich. In dem von uns schon wiederholt angeführten drei Jahren betrug sie

---

1) Abschnitt Nr. 6 „Aiub Hemrom."
2) Höchst interessante Schilderungen des Plantagen-Lebens bei Flex, Pflanzerleben in Assám.

207, 289 und 682. Es ist hohe Zeit, daß sich die Goßnersche Mission auf die heilige Pflicht besinnt, die sie gegen ihre Diaspora hat. Uns dünkt, sie könne jetzt schon die Verantwortung für ihre Unterlassung nicht mehr tragen. O, welche Gelegenheit, das Reich Gottes auszubreiten, versäumt sie hier! Und wie sehr würden sich sittlich faule Christen hüten, sich den christlichen Ordnungen der Heimath zu entziehen, wenn sie wüßten, daß die suchende Liebe ihnen auch in die Fremde nachgeht. Wir stimmen dem schon 1874 ausgesprochenen Gedanken des Missionars Dr. Nottrott zu, daß sich auch für die Pflege der Auswanderer aus den christlichen Kolhs ein besonderes Comité bilden möchte. Vielleicht helfen diese Andeutungen dazu.

8. Die gottesdienstliche Erbauung.

Die Versorgung der gesammelten Gemeinden mit Gottes Wort beginnt damit, daß gottesdienstliche Räume beschafft und im Stande erhalten werden. Die zehn Kirchen, — von den Kapellen zum Theil nur durch Größe, massive Wände und Fenster unterschieden, — und die 65 Kapellen — Lehmwand und Strohdach — die seit dem Jahre 1873 neu gebaut sind (im Ganzen jetzt 14 Kirchen und 141 Kapellen) zeigen auch hier erfreulichen Fortschritt. Ihr Bau hat um so mehr Mühe gemacht, als die Beschaffung der Geldmittel nach Möglichkeit den Gemeinden aufgelegt werden mußte, dabei aber der Wahn der Kolhs, als wäre die Mission unendlich reich und bekäme ihre Mittel von irgendwelcher Regierung, vielfach hindernd in den Weg trat. Doch zeigte sich an manchen Orten auch ein lobenswerther Eifer. Am Kapellenbau in Champaba (Ch.) halfen nicht nur Männer, sondern auch Weiber. In Kherkai (G.) hat der Älteste Boas die Kapelle ganz auf eigene Kosten gebaut. Andere Fälle sind schon früher erwähnt. Selbst Heiden haben zu Kapellenbauten beigetragen. So ein Zamindar in der Diöcese Lohardagga (1879). In Burda schenkte ein Raja zum Kapellenbau Bäume und Bambus. Ähnlich auch sonst noch.

Größere Kirchenbauten haben in Burju, Govindpur, Takarma und Tuyur stattgefunden.

In diesen Gotteshäusern werden die Gottesdienste durch die Missionare, die eingebornen Pastoren und die Catechisten gehalten.

Die Sonntagsgottesdienste[1] sind gut besucht, viel besser als in der missionirenden deutschen Mutterkirche. Die Christen von Khristobari (Ch.) kamen z. B. fünf Stunden weit zur Kirche und ließen nur Einen als Aufseher des Dorfes und der Kinder zurück. Nicht selten kommt es auch vor, daß die Räume die

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 275 ff.

Besucher nicht fassen können, so daß die Feier im Freien stattfinden muß. Mit diesem Lobe des Kirchenbesuches ist jedoch nicht gesagt, daß einzelne, besonders entfernt wohnende Christen, nicht auch zu fleißigerem Besuch des Gottesdienstes angehalten werden müßten.

Der weiten Entfernungen wegen wurde bis 1873 der Gottesdienst blos Vormittags gehalten. Seit die Zahl der Kapellen sich vermehrt hat, sind jedoch auch Nachmittagsgottesdienste eingerichtet. Über die rechten Stunden ist mehrfach verhandelt worden.

Nicht so eifrig werden die täglich in den Gotteshäusern gehaltenen Morgen- und Abend-Andachten besucht. Die ersteren leiden besonders in der kalten Zeit unter den Arbeiten der Landwirthschaft. Die Leute müssen dann ihr Vieh austreiben und aus dem Getreide die Vögel verscheuchen. Die Einrichtung dieser Andachten richtet sich nach lokalen Bedürfnissen. Meistens dürfte in ihnen ein Lied gesungen, die zehn Gebote aufgesagt, ein Schriftstück vorgelesen und mit einem Gebete geschlossen werden. Wo kein Catechist oder sonst ein gereifter Christ am Orte ist, der sie halten kann, werden die Leute ermahnt, in ihren Häusern zu singen und zu beten.

Von den kirchlichen Festen werden die drei Hauptfeste am höchsten gehalten. Die kleineren haben sich noch nicht recht eingebürgert. Durch Conferenzbeschluß ist zwar 1874 das Todtenfest, ein Jahr darauf der Charfreitag, dann das Himmelfahrtsfest eingeführt worden, den Christen fehlt für diese Feste aber noch vielfach das Verständniß. Auch wird geklagt, daß der Neujahrstag, der allerdings mit demjenigen der Mundaris[1] auseinanderfällt, wenig geachtet werde. Das beliebteste dieser kleinen Feste — die Kolhs halten es aber für ein großes — ist immer noch das Erntefest,[2] welches jetzt nicht blos in allen Stationskirchen, sondern auch in verschiedenen Dorfkapellen (z. B. Sayadburu, Kutam, Tapkara, Tuyur in der Diöcese Burju) und zwar am ersten Adventssonntage gefeiert wird. Es ist das einzige christliche Fest, das sich in Indien an die Natur anlehnt. Bei der Vorliebe für dasselbe mag aber auch ein gut Stück Aberglaube mit im Spiel sein, nämlich der Wahn, als ob das Gedeihen der künftigen Ernte durch die am Erntefeste dargebrachten und deshalb immer noch

---

1) Über die sinnige Feier desselben vgl. Biene 1887 S. 51.
2) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 281.

reichlichen Opfer an Geld, Reis und Mais erkauft werden könne. Die Bongas stecken eben auch den Christen noch gar tief im Kopfe.

Gern besucht werden monatliche Missionsstunden, während wieder für Passions-Wochengottesdienste der Sinn vielfach fehlt.

Das Weihnachtsfest hat durch Einführung des deutschen Christbaums, für den allerdings eine der immergrünen indischen Ficus-Arten genommen werden muß, und durch die Bescheerung an die Schulkinder eine besondere Anziehungskraft selbst für Erwachsene erhalten. Feiern des heiligen Abends mit Lichterbaum finden wohl in allen Kapellen statt, Bescheerungen aber blos auf den Stationen, wo Kostschulen sind. Hervorragend ist die Feier in Lohardagga. In einem Jahre hatte die hell erleuchtete Kirche und die zahlreichen Lampions, welche auf dem Vorplatze brannten, nicht blos 300 Christen, sondern auch so viel Heiden und Muhamedaner, besonders aus den gebildeten Klassen, herbeigelockt, daß die Missionare mit ihren Christen nur mit Mühe in die Kirche hinein und heraus konnten. Das Drängen war so groß, daß ein Polizist an der Thüre Ordnung halten mußte. Die für die Gemeinde wohl vorbereitete Ansprache konnte deshalb nicht gehalten, sondern mußte für die anwesenden Nichtchristen abgeändert werden. Hoffentlich hat die Verkündigung, daß Christus gekommen ist, die Sünder selig zu machen, auf diese einen tiefen Eindruck gemacht. Der Weihnachtstisch mit dem Christbaum stand in der Studierstube des Missionars. Dort auf langen Schultischen auch die Züllichower plastische Darstellung der Weihnachtsgeschichte, welche der wiederholten Güte der Gräfin von Brockdorff in Itzehoe zu verdanken war. Dieselbe sollte den Kindern erklärt werden. Der Andrang der Christen und Heiden war aber auch hier so groß, daß das bei dem beschränkten Raume nur theilweise möglich wurde und erst an den folgenden Abenden, zu welchen sich aber immer noch erwachsene Christen und Heiden einfanden, zu Ende geführt werden konnte. Hocherfreut waren die Schulkinder über die Geschenke, mit denen die Liebe Holsteinischer Freunde sie bedacht hatte, und mehrere schrieben in Übersetzung an die freundlichen Geber gesandte Dankesbriefe.

Die äußere Sonntagsheiligung ist unter den Christen eine sehr gute. Wenn Frauen ermahnt werden müssen, den Reis zum Abendessen nicht am Sonntage, sondern am Sonnabend zu stampfen, und nicht Holz zur Feuerung zu hacken, wenn vor Wanderungen über Feld am Sonntage gewarnt, und von den Christen

selbst Klage geführt wird, daß sie von Thikadaren Sonntags zur Arbeit gezwungen würden, auch von der General-Conferenz eine Petition gegen die Jahrmärkte am Sonntage erlassen, und der Besuch dieser Märkte den Christen verboten wird, so läßt das auf die Sonntagsheiligung einen sehr günstigen Schluß zu. In der That nennt ein Missionar die Sonntagsheiligung gegenüber der in Deutschland „eine goldene", und giebt es Gemeinden, in welchen Sonntagsarbeit von den eingebornen Christen selbst als der erste Schritt ins Heidenthum gebrandmarkt wird. Nicht so gut steht's aber mit der inneren Heiligung des Feiertags. Die wahre Herzenserhebung und andächtige Versenkung in Gottes Wort fehlt gar vielfach. Es wird über Theilnahmlosigkeit beim Gottesdienst, ja über stumpfen, gewohnheitsmäßigen Empfang des heiligen Abendmahls[1] geklagt, so daß man nicht blos ernster als früher auf Anmeldung zur Beichte dringt, sondern auch für gerathen hält, die Zahl der Communionen lieber zu beschränken, als zu vermehren. Doch scheint dieses Letztere nicht in allen Gegenden nöthig zu sein. Aus Ranchi wird z. B. berichtet: „Der Besuch des heiligen Abendmahls könnte auch besser sein. Sehe ich recht, so nimmt der frühere gute Besuch ab. Viele glauben, drei oder vier Mal im Jahre das Abendmahl nehmen, sei genügend. Es entsteht somit eine Sitte, die dem Fortschritt im geistlichen Leben ungemein schädlich ist. Ich und der Nativpastor haben monatlich drei bis vier Mal abwechselnd in den Gotteshäusern unserer Gemeinde das heilige Abendmahl ausgetheilt."

Die gottesdienstlichen Feiern der Taufe,[2] Confirmation, Trauung und Beerdigung werden in der bisherigen feierlichen Weise vollzogen. Nur über Letztere sei ausdrücklich bemerkt, daß die heidnische Sitte des Verbrennens der Leichen bei den Christen nicht mehr beobachtet wird. Man hüllt den todten Leib in Matten oder Tücher und senkt ihn in die Erde. Hie und da macht sich schon das Zartgefühl geltend, daß man die Erde nicht unmittelbar auf den Leichnam geworfen sehen möchte. Man hat deshalb in Lohardagga schon über den Todten eine etwa einen Fuß hohe Decke von Zweigen und Ästen angebracht. Die Kirchhöfe werden nach Möglichkeit durch Hecken von Aloë u. dgl. gegen Verwüstungen geschützt. Einfache Inschriften und christliche Symbole sind schon

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 280.
2) Ebenda S. 278.

hie und da auf den roh behauenen Grabsteinen zu lesen, und der Gemeinde in Chaybasa ist es eine sehr liebe Feier, wenn am Ostermorgen der Missionar unter Glockenklang mit ihr auf den Gottesacker zieht und über den Gräbern die Auferstehungshoffnung verkündigt. Ebenso in Burju, wo zu dieser Feier die Gräber hergerichtet und geschmückt werden. Fünf Posaunenbläser lassen bei Sonnenaufgang den Choral „Jesus, meine Zuversicht" ertönen. Die Stationskirchhöfe zeichnen sich natürlich vor den andern aus. Der in Ranchi ist durch Geschenke englischer Beamten sehr erweitert, mit einer Mauer eingefaßt und in der Mitte mit einem hohen eisernen Kreuze geziert.

Besondere Höhepunkte gottesdienstlicher Feiern sind die Einweihungen neugebauter Kirchen. Etwas ausführlicher wollen wir diejenige erzählen, welche erst kürzlich in Takarma stattfand. Der Bau einer Kirche in Takarma war wesentlich durch außerordentliche Gaben des Sächsischen Provinzialvereins für die Mission unter den Kolhs ermöglicht worden, hatte aber durch die blos allmählich eingehenden Geldmittel und anderweitige Hindernisse mancherlei Unterbrechungen und Verzögerungen erfahren. Am 9. Januar 1887 endlich stand die Kirche fertig und konnte eingeweiht werden. Alle abkömmlichen Missionare waren dazu eingeladen worden. Leider aber waren nach monatelangem schönen Wetter gerade die Tage vor dem Feste böse Regentage. Da gab's denn eine beschwerliche Reise für die Gäste. Wiederholt mußten sie vor den plötzlichen Gewittergüssen unter Bäumen und Häusern Schutz suchen, froh, wenn sie nur solchen fanden, und der Übergang über die anschwellenden Bäche und Flüsse wurde von Stunde zu Stunde beschwerlicher. Dennoch blieb keiner der Geladenen aus, der Missionar des weit entfernten Ranchi hatte seine Frau und Tochter mitgebracht, und als am Vorabend des Festes der Wind umsprang, und der Himmel seine wolkenlose Sternenpracht zeigte, da war die Freude doppelt groß. Schon hatte sich auch eine große Anzahl Christen aus den Dörfern eingefunden und bewunderte den Festplatz und die Kirche; denn viele Kränze und Guirlanden waren gewunden, Fahnen aufgezogen, und vom Thurm der Kirche flatterte eine große rothe Flagge, in ihrer Mitte das Lamm zeigend, im Winde. Wie staunten sie aber erst über die nie gehörten Töne, als der Posaunenchor von Burju, der ebenfalls mitgekommen war, die Klänge verschiedener Choräle, zuletzt die von „Nun ruhen alle Wälder" weit über die Wälder und Felder hin tönen ließen.

Am Sonntag Morgen weckte, vom Thurm geblasen, der Choral „O heil'ger Geist kehr bei uns ein", der mit dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne angestimmt wurde, die Schläfer. Ein herrlicher wolkenloser Tag war angebrochen, wie ausgesucht zu der seltenen, für Takarma und die ganze weite Umgegend so bedeutsamen Feier. Um zehn Uhr rief die noch neben der Kirche aufgehängte kleine Glocke die Festgäste zum Missionshause, von wo aus der Zug nach der Kirche ging. Voran der Posaunenchor, dann die Missionare und acht eingeborne Pastoren, die aus den Diöcesen Ranchi, Govindpur und Burju gekommen waren und Bibel und heilige Gefäße trugen, ihnen sich anschließend die zahlreiche Gemeinde — so zog die Festgemeinde unter dem Gesang: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" zur Kirche und dieselbe umschreitend zum Westportale, das nach kurzem Segenswunsch vom Präses des Missionsvorstandes geöffnet wurde. Während die Geistlichen die heiligen Gefäße an ihren Ort stellten, und die Gemeinde ihre Plätze einnahm, begab sich der Missionar von Burju mit seinen Posaunenbläsern auf den die ganze Westwand einnehmenden Chor, von wo aus sie den Gottesdienst mit der Gluck'schen Motette „Leih' aus deines Himmels Höhen uns, o Gott, ein gnädig Ohr", vierstimmig und von nur vier Leuten geblasen, eröffneten. In der nach dem Eingangsliede gehaltenen Weiherede wurde auch des Sächsischen Vereins dankend und fürbittend erwähnt und nach derselben ein Weihegebet gesprochen, bei welchem die ganze Gemeinde auf ihre Kniee fiel. Der ganze Gottesdienst, auch die nun folgende Liturgie, Predigt und das allgemeine Kirchengebet wurde übrigens wegen des dortigen Sprachen-Gemisches in Hindi gehalten, der Nachmittagsgottesdienst aber in Mundari. Für die Dorfgemeinden und die Sacramentsverwaltung ist ebenfalls das Mundari die Kirchensprache. Die Collecte des Tages war zur Gründung eines Native-Pastorates in Takarma bestimmt.

Die Kirche faßt gut 600 Menschen und ist für Takarma groß genug, wenn auch an diesem Tage viele in ihr keinen Platz fanden. Denn größer durfte sie nicht erbaut werden, weil doch Hoffnung ist, daß die Gemeinde bald in mehrere einzelne Kirchspiele mit eigenen Kirchen oder wenigstens Kapellen getheilt wird, dann aber die große Stationskirche leer stehen würde. Einen schönen Schmuck hat sie an ihrem Thurme, dem leider nur noch die Glocken fehlen.

An dem folgenden Tage fand eine Prachár-Mela statt, d. h. eine Predigt-Versammlung im Freien, auf welcher für Christen

und Heiden Ansprachen gehalten und Lieder gesungen wurden. Zum Festplatz war der schöne Mangohain ausgewählt, der im Norden an das Missionsgrundstück stößt. Nachmittags 2 Uhr zog man unter Posaunenklängen hin. Zuerst bestieg der Stationsvorsteher, Missionar Kampfhenkel, die aus Pfählen und Brettern hergestellte und mit Grün vollständig umwundene Kanzel, verlas ein Schriftwort, forderte die Christen auf, stehend und laut ihren Glauben zu bekennen und schloß mit einem Gebet. Darauf folgten nach vorher bestimmter Ordnung die übrigen zwölf Redner, nämlich die anwesenden Missionare und eingebornen Geistlichen. Sie redeten, weil vier verschiedene Völkerstämme, nämlich Hindus, Mundaris, Uraos und Kharrias da waren, auch in vier Sprachen. Wie freuten sich da die Christen, und wie staunten die Heiden über die große Anzahl der Christen und die Ansprachen, die sich meistens gerade an sie richteten. Es waren wohl 2000 Menschen anwesend, davon die Hälfte Heiden. Ein Missionar vertheilte dabei christliche Tractate und Sprüche und wies auf die beiden Colporteure hin, die ihre Bücher auf Matten ausgebreitet feil hielten und an diesem Tage etwas über hundert Neue Testamente oder Theile der heiligen Schrift verkauften. Zum Schluß wandte sich der Präses des Vorstandes nochmals eindringlich an die Heiden, lud sie ein, zum Heiland zu gehen, der den Dürstenden das Wasser des Lebens umsonst gebe, und schloß die Feier mit Gebet und Segen.

Da es noch nicht Abend war, mischten sich nun die Missionare unter die wogende Menge, und bald bildeten sich verschiedene Gruppen, in denen das Gehörte weiter besprochen wurde, während in andern zwanglose Unterhaltung stattfand. Dazu tönten von einer andern Seite her Trommeln, Castagnetten und andere einheimische Instrumente, zu deren Tönen um einen eingebornen Pastor herumsitzende Christen, dicht umdrängt von einer Schaar lauschender Heiden, ihre Bhajans sangen.

Da auf einmal wurde der Ton einer tieferen und lauteren Trommel gehört, und eine lautrufende Stimme ertönte. Was war das? Wollten die Heiden das Fest stören? Keineswegs! Es war ein Beweis, welchen Anklang dieses christliche Volksfest auch bei den Heiden gefunden hatte. Missionar Kampfhenkel war nämlich darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich zum Andenken an das Fest an diesem Tage leicht ein Bazar, ein Wochenmarkt, einrichten ließe, hatte den Gedanken erfaßt, sich gleich mit dem Eigenthümer des Platzes in Verbindung gesetzt und auch dessen bereitwilligste Zustimmung erhalten. Der hatte nun sofort durch seinen

Diener, wie das so üblich ist, unter dem Dröhnen der Heidentrommel für Christen und Heiden den Markt ausrufen lassen. Daß aber von Seiten der Missionare diese Sache angeregt war, wird nicht mehr verwunderlich erscheinen, wenn wir bedenken, daß durch solch einen gerade am Montag gehaltenen Bazar viele Christen veranlaßt werden, schon Sonnabend uud Sonntag aus ihren fernen Dörfern nach der Station zu kommen, dort in der Dera zu übernachten und den Gottesdienst zu besuchen. Und nicht nur für die Christen, sondern auch für die Heiden der Umgegend wird auf diese Weise die Missionsstation zu einem gewissen Mittelpunkte, an dem nur noch nachhaltiger auf sie eingewirkt werden kann. Wir haben hier also dieselben Beweggründe, aus welchen vermuthlich in unserm Vaterlande so viele „Messen", „Abläße" und andere Jahrmärkte entstanden sein dürften. Möchte nur der Takarma-Bazar in späteren Jahrhunderten für das Reich Gottes nicht mehr ein Hinderniß, als eine Förderung werden!

Mit Sonnenuntergang wurde der Festplatz verlassen. Die Christen strömten nach der Dera, die zu diesem Tage aus Pfählen und Laubwerk für sie hergestellt war, die eingebornen Geistlichen, die nicht gern am Tische der Europäer mit essen, weil deren Speisen ihnen nicht munden, aßen als Gäste des Missionars Kampfhenkel in einem Nebengebäude des Missionshauses ihre nationalen Gerichte, die fremden Missionare aber gingen theils in die Wohnung Kampfhenkels, theils des beschränkten Raumes wegen in ihre mitgebrachten Zelte. An Stelle der Abendandacht aber zeigte ein Missionar noch in der alten Kapelle mit Hülfe einer mitgebrachten neuen laterna magica biblische Bilder.

Die Prachár-Melas, deren eine wir soeben kurz beschrieben haben, sind eine neue Einrichtung, die sich von der Station Burju aus Eingang verschafft hat. Als nämlich Missionar Dr. Nottrott von seinem Urlaub aus Deutschland Ende 1882 nach Indien zurückkehrte, lebten die in der Heimath gefeierten Volks-Missionsfeste im Freien noch so angenehm in seiner Erinnerung, daß er beschloß, Ähnliches auch bei seinen Kolhs zu versuchen. In Erwägung, daß auch heidnische Feste mit öffentlichen Aufzügen und Versammlungen verbunden sind, hoffte er, daß die für alle sinnlichen Eindrücke empfänglichen Indier, sonderlich die Heiden, durch solche Feste angelockt und zum Evangelio gezogen werden könnten. Auch schienen ihm diese christlichen Melas einen Ersatz für die Bazar-Predigten zu bieten und deren Vortheile in sich zu schließen, ohne ihre Schattenseiten an sich zu tragen.

Die erste Gelegenheit bot sich bei der Feier von Dr. Luthers 400jährigem Geburtstage. Während anderwärts unter den christlichen Kolhs derselbe in Kirchen und Kapellen festlich begangen wurde, hatte sich der Missionar von Burju in Sanpurgarh einen freien schattigen Platz gesucht und denselben mit Hülfe einiger Missionare, die als Gäste gekommen waren, nach Möglichkeit geschmückt. Vor einem der aufgeschlagenen Zelte der Missionare flatterte die deutsche Flagge und in der Mitte des Festplatzes an einer dreißig Fuß hohen Bambusstange eine weiße Fahne mit rothem Kreuz. Eine kleine tragbare Kanzel war herbeigeschafft, vorn mit dem blumenumwundenen Öldruckbilde Luthers, zu beiden Seiten mit weißen Fähnchen geschmückt, die in Hindischrift die Worte trugen: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben“ und „Gedenket an eure Lehrer“, und durch Guirlanden mit den Zweigen des dichtbelaubten Mangobaumes verbunden, unter dem sie Platz gefunden.

Würden aber auch die Christen kommen? Vergebliche Sorge! Schon gegen 10 Uhr kamen die ersten Festgäste angezogen, singend in langen Reihen unter dem Klange der Tapelas und Dulkies (Trommeln), und um 11 Uhr war es schon entschieden, daß das Fest nicht ins Wasser gefallen war, denn Tausende bedeckten bereits den Platz. In Gruppen saßen sie um ihre Musiker, die beliebten Bhajans singend. Nur die bereits angemeldeten Schaaren aus Tapkara und Diangkel, Hanukh's Gemeinden, fehlten noch. Endlich um 12 Uhr sah man von Westen her zwei große weiße Fahnen flattern, und alsbald machten sich auch einige Hundert der auf dem Festplatz Versammelten auf, ihnen unter Gesang entgegen zu ziehen.

Nun begann das Fest. Rechts von der Kanzel saßen die beurlaubten Schüler der Gemeinde Burju, links hatten diejenigen ihren Platz, welche Native-Instrumente mitgebracht, um sie herum lagerten die Festgäste. Der Choral „Ein feste Burg“, mit zwei Hörnern von Missionaren geblasen, leitete die Feier ein. Dann wurde zu nationalen Instrumenten ein Bhajan gesungen, eine kurze Liturgie mit Lektion von Psalm 16 gehalten und das Glaubensbekenntniß von Allen laut gebetet. Darauf unter Hornbegleitung der Gesang: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Die Festrede des Missionars vom Platz, die nun folgte, handelte über 2. Mosis 3, 7 u. 8. Nun wechselten Gesänge von Bhajans und deutschen Chorälen mit etwa 10 Minuten langen Ansprachen. Pastor Hanukh redete von Luthers Treue bis in den Tod und ermahnte zu glei-

cher Treue angesichts der Versuchungen, die auch an sie jetzt von Rom aus heran träten. Begeistert und begeisternd tönte seine kräftige Stimme über die Haufen hinweg. Ihm folgte Missionar Sommer aus Govindpur, Luther, den Felsenmann, mit Paulus vergleichend. Dann sprach Pastor Anandmasih über Luthers Ende. Das Schlußgebet hielt nach kurzer eindringlicher Ansprache Nathanael aus Piring, der auch nach gemeinsam gebetetem Vaterunser den Segen ertheilte. „Nun danket alle Gott“ schloß den officiellen Theil der Feier.

Die Festgäste machten aber noch keine Anstalt, den Platz zu verlassen, und so mußten noch weitere Ansprachen gehalten und Lieder gesungen werden.

Unter einem nahen Baume hatte der Bibelcolporteur sein Wanderlager aufgeschlagen und wurde dicht umdrängt, denn er hatte heute ein Buch, wie es noch nie verkauft worden, nämlich „Dr. M. Luthers Leben“, geschrieben von einem Sohne des Volkes, dem Candidaten Patras Rantei, in der Mundari-Sprache und auf der Missionspresse gedruckt. Dazu wurde ein Lutherbild verkauft, das ebenfalls ein Kolh mit kunstfertiger Feder gezeichnet und auf der Steindruckpresse in Ranchi vervielfältigt hatte.

Die Zahl der Versammelten war sehr groß. Der berichterstattende Missionar glaubt nicht zu hoch zu greifen, wenn er sie auf 5—6000 schätzt, zumal sich am Nachmittage noch viele Heiden, unter ihnen auch benachbarte Grundbesitzer, einfanden. Und doch war es gerade Erntezeit, und die Waldbewohner wurden sehr durch die Bewachung ihrer Felder in Anspruch genommen.

Daß das Fest den Christen sehr gefallen hatte, bewiesen die bald darauf vielfach ausgesprochenen Bitten, alle Jahre ein solches zu veranstalten. Allem Anscheine nach war mit demselben eine volksthümliche Saite angeschlagen worden.

Dieser ersten Prachár-Mela sind bald andere gefolgt, und nicht blos in der Burju-Diöcese, sondern auch in der von Govindpur, Lohardagga und Ranchi.

Die in Urmi, Diöcese Govindpur, gestaltete sich zu einem echten Volksmissionsfest. Der Stationsmissionar erzählte von der Christenverfolgung in Madagaskar, Pastor Mansidh von Bonifazius, Hanukh wendete sich an die zahlreich anwesenden Hindus und sprach, um allseitig verstanden zu werden, in Dorf-Hindi, Missionar Dr. Nottrott berichtete von seiner Reise nach Deutschland, Anandmasih erzählte eine Geschichte. Die Ersten am Platze waren

Händler, die Kleidungsstücke, Brod, Kuchen und das so beliebte Mithai (Zuckerzeug) feil hielten. Dem ernsten Theile des Festes folgte ein Kinderfest mit Wettläufen und Spielen. Der heidnische Gutsbesitzer, der den Platz hergegeben, wünschte zum Andenken an das Fest die Einrichtung eines Wochenmarktes. Es waren wohl 4000 Menschen da, darunter 1000 Heiden.

Um die Tausende der Festgäste besonders beim Gesang zu beherrschen, hatte Missionar Nottrott schon bei seiner ersten Mela erkannt, daß ein Posaunenchor unbedingt nöthig sei, und die zwei Hörner, die er selbst und sein Schwager Hartmann bliesen, nicht genügten. Er ließ sich deshalb noch Instrumente aus Deutschland kommen, erhielt aber auch solche aus Ranchi, woselbst Missionar Häberlin schon vor Jahren einmal einen mißglückten Versuch mit Heranbildung eines Posaunenchors gemacht hatte. Die Einübung der Bläser war allerdings seine Sache. Doch ist es ihm gelungen, nach einigen Jahren schon mit zehn Bläsern, von denen etliche bereits ihre eignen Instrumente hatten, auf die Melas zu ziehen, und steht zu hoffen, daß der Burju-Chor nicht lange mehr der einzige bleiben wird.

Es hat allerdings auch nicht an Bedenken gefehlt, die gegen die Prachár-Melas erhoben worden sind. Ein eingeborner Geistlicher sah in den Fahnen und Trommeln Förderung des heidnischen Sinnes, aber keine Weckung der Begeisterung fürs Christenthum. Auch schien durch die zahlreich herzuströmenden Heiden und den Lärm der Händler für die Andacht Gefahr zu drohen. Die Führer in der Landfrage fürchteten von den Festen dagegen Schaden für ihre Prozesse, weil es heißen würde: die Leute sind glücklich und zufrieden. Auch gefiel den eingebornen Christen die Hornmusik zu Anfang weit weniger, als ihre Trommeln und Pauken, wie ihr Gesang denn auch manchmal in Brüllen ausartete. Die Bedenken haben sich jedoch als unbegründet erwiesen, und Ausschreitungen durch genügende Aufsicht beseitigt werden können, so daß auf der Generalkonferenz allgemein der Nutzen der Melas anerkannt und zwar darin gesehen wurde, daß sie in den Gemeinden das christliche Bewußtsein stärkten und das Wort Gottes zu den Ohren von Tausenden von Heiden brächten, deren viele sich sonst demselben entzögen.

Ein wesentlich belebendes Element ist in den christlichen Cultus der Kolhs durch die erwähnten Bhajans[1] gekommen. Es

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Mission 1874, S. 393.

sind christliche Lieder, welche in den Mundarten der Kolh-Sprache gedichtet und nach nationalen Melodien gesungen werden. Die deutschen Melodien liegen den Kolhs nicht in der Kehle. Sie wurden daher auch nur wenig von dem Volke gesungen, vorzugsweise nur von Schulkindern. Auch die Lieder selbst, welche früher in Hindi aus deutschen Kirchenliedern übersetzt oder neu gedichtet waren, verstanden die Leute nicht, weil sie ihnen fremde Bilder enthielten und des Reimes wegen vielfach mit Sanskrit-Worten vermischt waren. Anders wurde die Sache, als die Bhajans eingeführt wurden. Die getragenen, sanften, oft etwas schwermüthigen Melodien gefielen außerordentlich. Das war Fleisch von ihrem Fleisch. Im Umsehen lernten die Leute die Lieder, und bald schwirrte die Luft von Bhajans; in den Häusern und auf den Feldern, hinterm Pfluge und bei der Ernte sang man sie, sogar die kleinen im Sande spielenden Kinder suchten sie zu lallen.

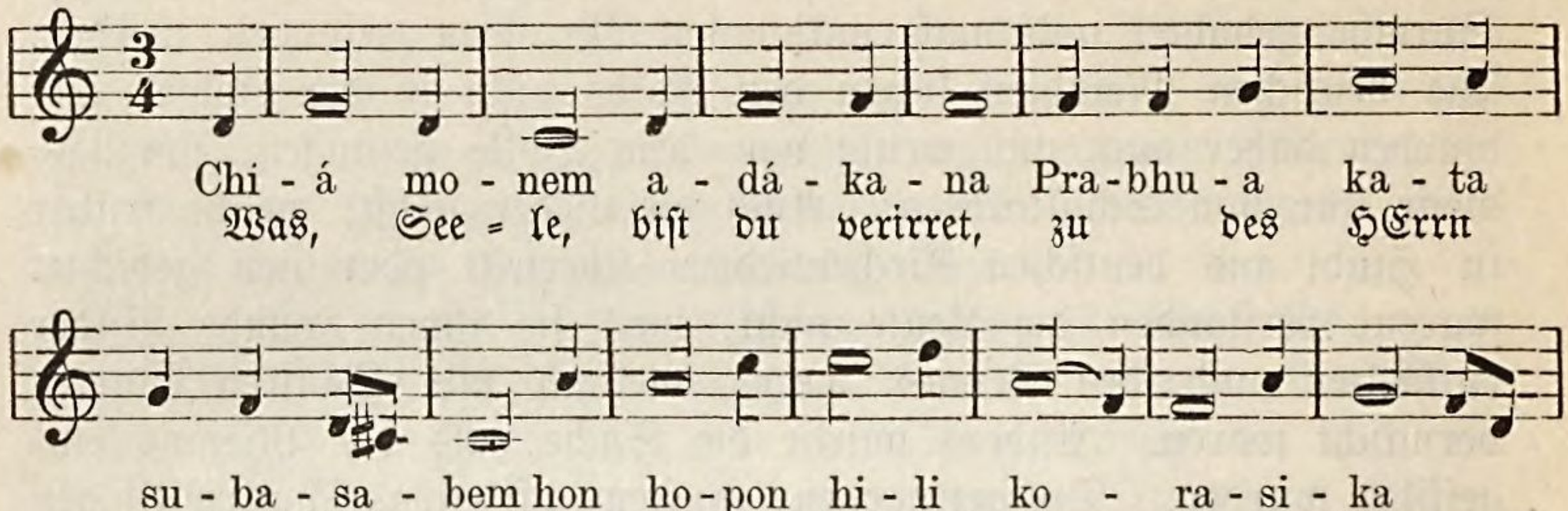
Ihren Ausgang haben die Bhajans von der Gemeinde Piring im Bandgau aus genommen. Pastor Nathanael Tuyu und Missionar Nottrott sind ihre Väter. Nathanael dichtete die ersten, und da seine Dichtungen wohl nach Sprache und Gleichnissen wunderschön waren, aber des strikten Gedankenganges ermangelten, auch womöglich die ganze Glaubenslehre in jedem einzelnen Liede enthalten war, so legte sein Missionar die bessernde Hand an.

Bis zum Jahre 1873 wesentlich auf die Diöcese Chaybasa beschränkt, haben sich die Bhajans seitdem das Bürgerrecht in der Kolh-Mission erworben und sind jetzt allgemein eingeführt. So sehr haben sie sich eingelebt, daß sie schon von Heiden gesungen werden.

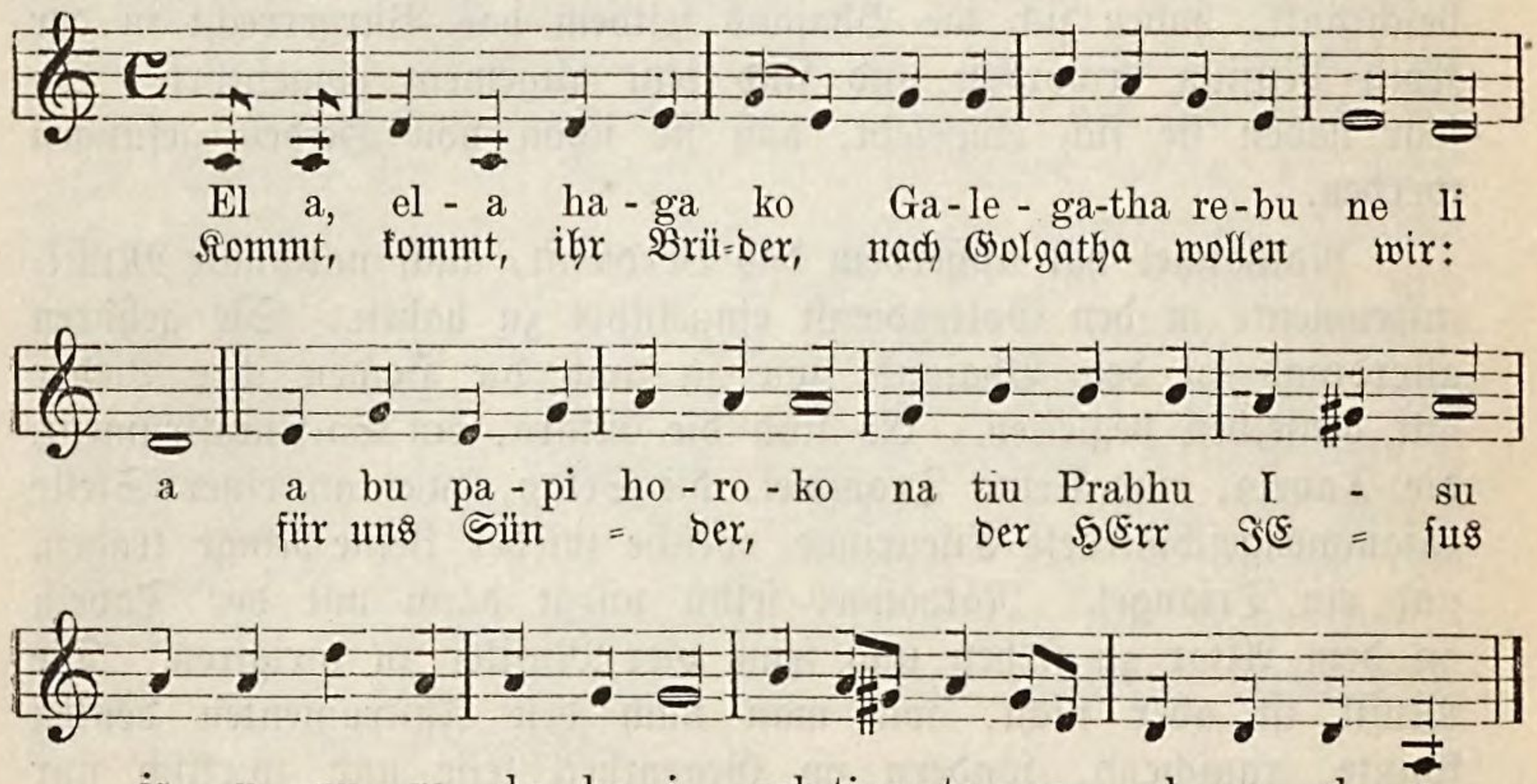
Nathanael hat außerdem das Verdienst, auch nationale Musikinstrumente in den Gottesdienst eingeführt zu haben. Sie gehören allerdings zu den Bhajans, wie ja auch die Heiden ihre Lieder mit denselben begleiten. Es sind die Ektara, ein Saiteninstrument, die Tapela, eine kleine Trommel, die Sekao, zwei an einer Stelle zusammengeschmiedete Eisenringe, welche wieder kleine Ringe tragen, und ein Triangel. Nathanael selbst pflegt dann mit der Tapela an dem Altar zu stehen und seine vier Musiker zu dirigiren. Die Musik ist aber nicht, wie man nach den Instrumenten denken könnte, rauschend, sondern im Gegentheil leise und wirklich nur eine Begleitung des Gesanges.

Zum Schluß nach Plath „Reisebriefe“ einige Proben von Bhajans:

1.


Chi - á mo - nem a - dá - ka - na Pra-bhu - a ka - ta
Was, See = le, biſt du verirret, zu des HErrn
su - ba - sa - bem hon ho-pon hi - li ko - ra - si - ka
Füßen falle. Söh=ne, Geſchlechtsbrü=der, laß ſie ſcherzen.
lan - da - ko ra - si - ka lan - da - ko so - ben din
laß ſie lachen, laß ſie ſcherzen, laß ſie lachen, alle Ta = ge
ba - no - a a - bu - a.
ſind nicht un = ſer.

2.


El a, el - a ha - ga ko Ga-le - ga-tha re-bu ne li
Kommt, kommt, ihr Brü=der, nach Golgatha wollen wir:
a a bu pa - pi ho - ro - ko na tiu Prabhu I - su
für uns Sün = der, der HErr JE = ſus
is u pu - ra - du - ku - i sah-ting - ta - na el - a el - a.
ſehr viel Schmerzen lei = det, kommt!

9. Literarische Thätigkeit.

Zum guten Theil steht diese im Dienst der Schule. Für die höheren Schulen, in denen die Hindisprache und das Englische bekannt ist, finden sich ja wohl in diesen Sprachen verfaßte christliche Schulbücher, für die niederen Schulen, die Stations- und besonders die Dorfschulen, muß sie die Mission erst schaffen. Aber der Kreis, der eine literarische Thätigkeit erfordert, erweitert sich über den der Schulen hinaus in dem Maaße, in welchem die Stämme der Kolhs und ihre Verwandten lesen lernen und an der allgemeinen Bildung Indiens theilzunehmen anfangen. Im Jahre 1872 konnten z. B. in der Gemeinde Govindpur allerdings nur 2% der Christen lesen, manche, welche die Schule besucht, besonders die Frauen, verlernten es unter dem harten Drucke der Arbeit auch wieder, aber seitdem hat sich die Zahl der lesenden Kolhs von Jahr zu Jahr vermehrt, und auch viele sind schon mit höherer Bildung in den Schulen der Mission ausgerüstet worden. Dazu ist das gegenwärtige Indien durchaus nicht ein so ungebildetes Land, wie Manche denken. Es hat zahlreiche Zeitungen und in diesen Zeitungen, christlichen wie heidnischen, wird der Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum schon mit großem Eifer geführt, glücklicherweise aber mit viel anständigeren Waffen, als in so manchen jüdischen und auch „christlichen“ Blättern Deutschlands. Auch in die abgelegenen Thäler Chutia Nagpurs findet diese Presse ihren Weg, und Pflicht der Mission ist es deshalb, bei dem literarischen Wetteifer nicht zurückzubleiben.

Von Schulbüchern war schon 1873 ein kleines Lesebuch und eine Auswahl von Kirchenliedern durch Missionar Dr. Nottrott in der Mundari-Sprache zum Druck besorgt, ebenso die Sonntagsliturgie und Gebete. Auch in der Santalsprache wurden damals die 10 Gebote, das Vaterunser und der apostolische Segen für Purulia gedruckt. Es fehlte aber noch sehr an einer biblischen Geschichte. Die abschriftlich verbreitete Übersetzung genügte nicht. Da machten sich Dr. Nottrott und Missionar Kröcher daran, die „Bi-

blische Geschichte für die Elementarstufe“ von Wangemann, jener den alttestamentlichen Theil, dieser den neutestamentlichen zu übersetzen. Die englische Bibelgesellschaft übernahm bereitwillig den Druck und stattete das Buch auch mit Bildern aus, die sie fürs N. T. in Banares vorräthig hatte und fürs A. T. besonders verfertigen ließ. Jetzt hat das Buch schon wiederholt neue Auflagen erlebt. Im November desselben Jahres (1874) sandte Dr. Nottrott wieder ein Mundari-Liederbuch, ein „durang-puthi“, zum Druck. In seiner neuesten, soviel ich weiß durch Missionar Beyer besorgten, bald aber wieder vergriffenen Auflage enthält es zu $^2/_3$ Bhajaus und zu $^1/_3$ übersetzte Lieder nach europäischen Melodien, im Ganzen 100.

1882 übersetzte Miss. Hahn die evangelischen Pericopen und die biblische Geschichte von Wangemann ins Urao. Erstere wurden auf der Presse in Ranchi gedruckt, letztere erschien im Verlag der Calcatta-Tractat- und Bücher-Gesellschaft, welche den Preis auf blos 2 Anna für das Exemplar stellte. Auf der Missionspresse in Ranchi sind ferner die zehn Gebote mit Luthers Erklärung gedruckt. Ebenso ist ein kleiner Katechismus für Tauf- und Abendmahlsunterricht mit Sonntags- und Begräbnißliturgie zum Gebrauch der Lehrer und Catechisten wiederholt verbessert und gedruckt worden. Die Sonntags-Evangelien in Mundari existirten schon vor unserm Zeitraum; jetzt sind nun aber auch die Sonntagsepisteln in derselben Sprache durch die Missionare Beyer und Dr. Nottrott übersetzt und dann in Ranchi gedruckt worden. Da große sprachliche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, ist jahrelang daran gefeilt worden. Nun glauben die Übersetzer aber auch eine leidliche Arbeit geliefert zu haben.

Dienen schon die Pericopen und das Gesangbuch nicht blos der Schule, sondern der ganzen Gemeinde, so ist das noch mehr der Fall mit den vier Evangelien und der Apostelgeschichte, die gleichfalls jetzt in der Mundarisprache fertig vorliegen. Die Übersetzer sind Miss. Dr. Nottrott und Miss. Beyer. Den Druck hat auch hier die „Calcatta Auxiliary Bible Society“ (die Hilfsgesellschaft der „British and Foreign Bible Society“) besorgt. Als Miss. Dr. Nottrott im Februar 1875 in Calcatta war und einer Sitzung dieser Bibel-Gesellschaft beiwohnen durfte, hatte er die Freude den Beschluß zu erlangen, daß Alles, was er übersetze, ohne Weiteres gedruckt werden solle, ohne die Ausbreitungsgesellschaft oder andere Missionare zu fragen; nur müsse er den textus receptus zu Grunde legen, denn das sei Vorschrift. Seit 1881 existirt auch ein Bibellesezettel.

Seit Ende 1878 wird für den Bereich der Goßnerschen Missionsgemeinden sogar eine Kirchenzeitung herausgegeben. Sie heißt Gharbandhu (Hausfreund) und erschien gerade zu derselben Zeit, als in Berlin beschloßen wurde, den alten Goßnerschen „Hausfreund" eingehen zu lassen. Er hat bereits seinen Weg in die Häuser von Heiden gefunden. Nach einer biblischen Betrachtung bringt er Nachrichten aus der Politik und aus dem Reiche Gottes, Missionsberichte, Mittheilungen aus dem Gebiet des Gustav-Adolfsvereins, Beleuchtungen der römisch-katholischen Kirche und ihrer Lehre und wichtige, die eigne Mission betreffende Bekanntmachungen. Auf der Presse in Ranchi wird er in Hindilettern gedruckt, wie er auch in Hindisprache geschrieben ist. Gegenwärtiger Redacteur Missionar Nottrott.

Ein Werkchen von ganz besonderer Bedeutung ist aber am Lutherfest 1883 ins Licht getreten, das erste Buch, das je von einem Kolh geschrieben worden ist, das Leben Dr. M. Luthers in Mundarisprache vom Candidaten Rantei. Mit diesem Buche zugleich erschien auch ein, von einem Kolh auf Stein gezeichnetes und von der Missionspresse vervielfältigtes Lutherbild.

Soweit alle diese literarischen Producte nicht durch die indisch-britische Bibelgesellschaft gedruckt worden sind, die ihre Presse in Banares hat, ist das auf der Missionspresse in Ranchi geschehen. Diese war bis zum Jahre 1883 noch eine lithographische, ist seitdem aber durch eine Typenpresse ersetzt, deren Beschaffung hauptsächlich dem früheren Kolh-Missionar Häberlin in Cannstadt zu danken ist. Gekauft ist sie für 350 R. in Calcatta, aber die Lettern 2c. kosteten auch noch 650 R. Diese Presse arbeitet unter Leitung eines Missionars und von eingebornen Christen bedient jetzt auch für Fremde; sie druckt z. B. Formulare für den Raja von Chutia Nagpur 2c.

Die Verbreitung der Druckſachen geschieht, soweit nicht die Schule sie besorgt, durch Colporteure und die die reisenden Missionare begleitenden Catechisten.

An Colporteuren hat die Mission blos 6, unter ihnen einige recht treue Leute. Einer hat seinen Standort ganz im Norden in der Stadt Daltonganj des Districtes Palamo, woselbst ihm auf Gemeindekosten sogar ein Haus gekauft ist. Sie werden zum größten Theil von der englischen Bibelgesellschaft besoldet, die Missionare müssen an diese aber höchst genaue Berichte einsenden, in welchen die Häuser und Dörfer aufzuzählen sind, die der Colporteur jeden Tag besucht, die Meilen Wegs, die er zurückgelegt, die Zahl der Exemplare, die er abgesetzt, wie viel er eingenommen hat 2c.

Die besten Colporteure sind aber wohl die Missionare selbst. Wenn sie ihre Dörfer bereisen, so pflegt ihnen ein Catechist mit den nöthigen Büchern zu folgen. Oder sie lassen sie bei Gelegenheit der christlichen Melas anbieten und verkaufen, schicken sie auch den eingebornen Predigern zu weiterem Vertrieb in deren Dörfer.

Der Absatz ist ein sehr großer, aber immerhin je nach den Zeiten und Gegenden ein verschiedener. Die heidnischen Kolhs kaufen im Allgemeinen die Bücher ungern. Nach ihrem Glauben bewohnen die Geister ihrer Ahnen ihre Häuser, werden böse, wenn auch nur ein christliches Buch unter das Dach kommt, und fügen den noch im Leibe wandelnden Nachkommen Böses zu. Hat ein heidnischer Kolh aber ein Buch gekauft, und die Seinen (die Ochsen eingeschlossen) bleiben gesund, so ist auch schon viel gewonnen. Denn das ist ihm ein Zeichen, daß der Christengott doch stärker ist, als die Geister seiner Ahnen und also stark genug, ihn zu schützen. — Williger sind die heidnischen Hindus. Einst wurden in Dhalbhum einem Regierungslehrer die Evangelien angeboten. Seine Antwort war: „Wir haben so viele Bücher in unsern Hindu-Schasters, daß wir kein Bedürfniß haben, andere zu kaufen.“ Ja wohl, ward ihm entgegnet, aber haben Sie darin den rechten Weg zur Seligkeit? „Nein, den finden wir in unsern Büchern nicht.“ — Große Aufregung war in Lohardagga an einem Bazartage, als der Missionar „die zehn Gebote mit Luthers Erklärung“ an die Richter und Advocaten, Postbeamten, Angestellten im Hospital und in den Straßen vertheilen ließ. Wie es Hindu-Art ist, entstand viel Redens und Streitens. Ein Hindu-Heiliger bekannte dabei seinen Atheismus, ein Muhamedaner aber sagte: „Sehr schöne Gebote! Unsere Religion und die der Hindus ist alles Lüge! Diese ist die allein wahre Religion.“ Verschiedene setzten sich zusammen und ließen sich dieselben vorlesen, jedesmal bei Nennung des Namens Gottes die Hände zusammen an die Stirn legend, und gar manche Muhamedaner holten sich die Gebote auf der Station. — Große Bereitwilligkeit zum Kauf von Büchern in den verschiedensten Sprachen zeigte sich einmal auf dem Markte zu Holdipokar in Singbhum. „Ich habe einen Sohn zu Hause, der wird mir vorlesen“, sagte eine alte Frau. Ein Bengale meinte: „Wenn auch ich nicht lesen kann, so werde ich in meinem Dorfe schon Jemand finden, der mir vorlesen wird.“ Ein Knabe kaufte ein Evangelium in der Uria-Sprache, wollte aber auch gern noch ein Buch in Mundari haben. Als seine Mutter ihm nicht paysa geben wollte, holte er den Missionar als Fürbitter

zu seiner Mutter, die ihm denn auch den Willen that. Vierundachtzig einzelne Evangelien wurden an dem Tage an Heiden verkauft.

Nach der Statistik von 1884/85 betrug die Zahl der in diesem Jahre verkauften Theile der heiligen Schrift 4796, und die der übrigen Missionsschriften 2710. Die zwei Colporteure von Lohardagga haben jährlich ca. 60 Bibeln und 500 einzelne Theile der heiligen Schrift abgesetzt.

Mit der Bibelverbreitung hängt eine ganz neue Einrichtung zusammen, die von Bibelfrauen. Im Jahre 1883 richtete das Comité der „britischen und auswärtigen Bibelgesellschaft“ in London an das Missions-Curatorium die Anfrage, ob dasselbe in der Mission Bibelfrauen anstellen wolle, in welchem Falle es demselben 144 Pfund = 2880 *M.* zur Disposition stelle. Das Comité, schrieb der Secretair, sehe das Lesen der Bibel vor eingebornen Frauen, den Unterricht im Lesen und den Verkauf von Bibeln und Theilen derselben als eine directe und indirecte Verbreitung der heiligen Schrift an, wie solche ausschließlicher Zweck der Gesellschaft sei. Ein jährlicher Bericht über die Arbeit wurde erfordert. Natürlich wurde das Anerbieten freudig angenommen.

Von den 144 Pfund erhielt die Ganges-Mission $^1/_{12}$, die Kolh-Mission $^{11}/_{12}$. Mitte September 1884 wurde das Werk in Angriff genommen und zwar mit der Weisung, zunächst über die zweckmäßigste Verwendung des Geldes, bevor bestimmte Gesetze darüber aufgestellt würden, Versuche zu machen, keiner Bibelfrau jedoch mehr als 5 Rup. monatlich zu bewilligen. Eine Station stellte nun mit den ihr bewilligten 20 Rup. 10 Frauen an, die durchschnittlich je 2 Rs. erhielten und dafür Abends die Frauen und Mädchen versammelten und ihnen Gottes Wort vorlasen. Die Gemeinde Burju hat 5 Bibelfrauen, die je 5 Rup. erhalten und dafür verpflichtet sind, fünf Tage in der Woche herumzugehen, die Heiden- und Christenfrauen aufzusuchen und ihnen aus der Bibel vorzulesen, in der Regenzeit auch Leseunterricht zu ertheilen. Es sind 1., Laurie Lakra, Frau des Pastors Hanukh Dato Lakra[1], 2., die Lehrerin Gottfriede[2], 3., Dabura, Frau des Catechisten Boas in Diangkel, 4., Johanna Hemrom, Frau des Pastors Ayub Hemrom[3], 5., Mary Hurad, Frau des Catechisten Prabhudayal Hurad in Burju. Auch in der Gemeinde Lohardagga sind die 6 Bibelfrauen meist Frauen von Catechisten.

Daß man nach Pastoren- und Catechistenfrauen greifen mußte, beweist, daß andere nicht zu bekommen waren. Die meisten Mädchen

---

1) Siehe S. 84. 2) Siehe S. 53. 3) Siehe S. 87.

verheirathen sich sofort, nachdem sie die Schule verlassen haben, und dann ist's mit dem Lesen vorbei. Unverheirathete Frauen, es seien denn Wittwen, giebt es gar nicht außer solchen, die einen moralischen Schandfleck an sich haben und schon dadurch zu Bibelfrauen sich nicht eignen. Hat der Missionar von Burju übrigens seinen Vorsatz ausgeführt, so hat er nach den ersten zwei Jahren sich andere Bibelfrauen gesucht, damit auch weitere Gegenden seiner Gemeinde dieser Wohlthat theilhaftig würden. Denn wie Colporteure herumziehen sollen die Bibelfrauen nicht, sondern nur einen beschränkten, um ihren Wohnort herumliegenden Kreis mit dem Wort Gottes durchsäuern.

Der Erfolg, den dieses Bibellesen hat, ist bis jetzt ein sehr günstiger. Die Frauen der umliegenden Dörfer freuen sich vorlesen zu hören und bitten wohl auch, sie selbst lesen zu lehren. Auch Heidinnen kommen und hören zu. Im Jahre 1885 sind in der Gemeinde Burju durch die Bibelfrauen 4 heidnische Familien für's Christenthum gewonnen. — Eine heidnische Hindu-Frau, welche von Frau Lakra öfters besucht wurde, erkrankte, und bald darauf auch ihr Sohn. Der Mann opferte den Dämonen (was viele unter den Kolhs wohnende Hindus von diesen angenommen haben), aber es wurde nicht besser. In der Angst erinnerte sich die Frau dessen, was sie von Jesu gehört, und bat ihren Mann, einige Christen des Dorfes zum Beten zu rufen. Dieser wollte erst gar nicht, that's aber endlich doch. Die Christen kamen, beteten, und nach kurzer Zeit waren Mutter und Sohn gesund. Als die Bibelfrau wieder hinkam, rief ihr die Frau entgegen: „Nun sehe ich, daß Jesus allmächtig ist, und daß das Christenthum die einzig wahre Religion ist; ich glaube an Jesum, Gottes Sohn." Als sie jedoch angegangen wurde, Christum auch offen zu bekennen, wurde sie kleinmüthig und fürchtete „kastenlos" zu werden. Bis jetzt sind diese Leute noch dem Namen nach Heiden, opfern aber nicht mehr. —

In Gutahatu waren zwei heidnische Kolh-Frauen, die sehr gern Gottes Wort hörten. Nach zwei Monaten erklärten sie, sie würden sehr gern Christen, wenn ihre Männer nur einwilligten es auch zu werden. Die Bibelfrau ermahnte sie, dieselben zu überreden, und als sie das versprachen, betete sie mit ihnen für ihre Männer. Am nächsten Tage erklärten beide Männer, daß sie Christen werden wollten. Nachdem sie ihre „Bhuts" (Hausgötzen) aus dem Hause weggethan, gingen sie mit nach Tapkara, woselbst sie ihre Namen in die Liste der Christen einschreiben ließen. Jetzt sind sie

schon getauft (1886); Pastor Hanukh erklärte, nie Täuflinge gehabt zu haben, die so gut lernten, wie jene beiden Frauen.

Gar manche Männer lassen sich durch ihre Frauen abhalten, Christen zu werden, weil sie fürchten, daß dieselben sie verlassen. Auch in dieser Hinsicht können also die Bibelfrauen sehr segensreich wirken.

Zur Charakterisierung der Colporteure folge hier noch die kurze Lebensbeschreibung eines solchen, die wir dem Missionar Hahn in Lohardagga verdanken.

Prabhusahay, so hieß er, hatte schon als Heide etwas Lesen und Schreiben gelernt. Auf seinem Wege nach den Theeplantagen Darjilings, wo er Arbeit suchte, bekam er irgendwoher einen Missions-Tractat, der ihn sehr ansprach. Zurückgekehrt, suchte er die Gemeinschaft der Christen und ward bald selber ein Christ. Mehrere Familien seines Dorfes folgten ihm darin, und bald war er der Führer und Rathgeber des ganzen Dorfes. In jeder Angelegenheit, bei jeder Klage wurde er um Rath gefragt. Zu einigem Wohlstande gelangt, wurde er bald für die kleine Gemeinde Honke zum Ältesten eingesetzt. Seinen Bemühungen gelang es, daß an dem Orte ein Catechist stationirt und eine Kapelle gebaut wurde, zu der auf sein Zureden der heidnische Gutsbesitzer selber das Bauholz schenkte. Vor 7—8 Jahren stellte ihn Missionar Hahn als Bibelcolporteur an, wozu er große Lust und vor allen Andern Befähigung zeigte. Als solcher war er sehr fleißig und trug das Wort Gottes bis Barweh und Palkot im Süden, bis Palamo im Westen und bis Balumat und Dewarkhand im Norden, treulich dasselbe dabei verkündigend. Seiner Arbeit ist es zu danken, daß in der Tori-Pargana eine Schule errichtet werden konnte, und daß der S. 151 erwähnte Palamo-Colporteur so gute Aufnahme gefunden. Er war bei aller Schlagfertigkeit doch in seinen Unterredungen mit den Heiden so bescheiden und gewinnend, daß er überall bei den Gutsbesitzern Nachtlager und nicht selten Bewirthung fand. Jedes Jahr machte er zusammen mit dem Catechisten einen Unterrichtscursus durch und war einer der dankbarsten Schüler. Wie kindlich sein Glaube war, das möge folgendes Geschichtchen zeigen, das er nicht lange vor seinem Tode in einer Conferenz über Sonntagsheiligung erzählte. „Ich war“, so berichtet er, „einmal nach Lohardagga zur Kirche gegangen, als meine Mutter, eine Heidin, noch lebte. Sie wollte, ich sollte dableiben und am Sonntag ein Stück Acker besäen, das gepflügt war. Als Grund gab sie die vorgeschrittene Jahreszeit an und meinte, wenn ich zur Kirche ginge und Montag

erst wiederkehrte, also am Dienstag erst säen könnte, so würde es zu spät, und der Saame würde nicht mehr aufgehen. Ich wies sie auf den Herrn, von dem der Segen kommt, und dessen Dienst vorgeht, und ging zur Kirche. Zu meiner Betrübniß fand ich aber nach meiner Rückkehr, daß sich meine Mutter Leute angenommen hatte, die den Acker bis auf ein kleines Stückchen besäet hatten. Ich machte ihr Vorwürfe, sie aber suchte sich zu rechtfertigen. Am Mittwoch streute ich nun den Saamen auf das noch unbesäte Stückchen Land. Und der Herr ward Richter zwischen mir und meiner Mutter. Denn von dem, was sie am Sonntage hatte säen lassen, ging nichts auf, alle Mühe und Kosten waren verloren, aber was ich am Mittwoch gesäet hatte, das ging herrlich auf. Darum sage ich: Es ist kein Segen in der Sonntagsarbeit." — Im Jahre 1885 begann Prabhusahay zu kränkeln, und obwohl er noch gar nicht so alt war, nahm sein Augenlicht doch sehr ab. Merkte er's, daß er nur noch wenig Zeit hatte zum Wirken, und die Nacht für ihn hereinbrach, da Niemand wirken kann? Er war besonders eifrig, seine noch heidnischen Verwandten zum Herrn zu führen, und es gelang ihm nach und nach, nicht weniger als 4 Familien zu bringen, die alle Christen geworden sind. Auch durchreiste er noch Theile des Districts, wohin noch nie Gottes Wort gedrungen war. Dabei zog er sich das Jangel-Fieber zu, an dem er starb. Wir hoffen, daß ihn der Herr empfangen haben wird mit dem Wort: Ei, du frommer und getreuer Knecht! —

10. Die Arbeit an Waisen, Hungernden, Kranken und Gefangenen.

Wollte die Goßnersche Mission sich dieser Nothleidenden nicht nach Kräften annehmen, so würde sie das hohe Vorbild ihres himmlischen Herrn und seine ernsten Worte Matth. 25, 45 ganz vergessen. Und wahrlich, das Heidenthum stellt ihr täglich eine Fülle von Elend vor die Augen, eine weit größere, als sich in der Christenheit findet. Denn die Heiden haben keine Barmherzigkeit.

Der Aufgabe, verwaiste Kinder zu pflegen und zu erziehen, hat sich die Goßnersche Mission besonders auf der Station Purulia[1] unterzogen. Sie ist ihr durch die englische Regierung in der schweren Hungersnoth 1866 und 1867 entgegengebracht worden durch Überweisung von 132 Hungersnothwaisen. Dazu kam noch eine Anzahl zufällig aufgefundener. Für alle diese wurde bis zum vollendeten dreizehnten Jahre von der Regierung Kostgeld gezahlt. Im Jahre 1873 befanden sich noch 75 Waisen in Purulia. Die Erfahrungen, welche mit ihnen gemacht wurden, waren sehr befriedigende. Die sonst verbreitete Ansicht, daß Waisenkinder schlecht einschlagen, viel Noth und Mühe machen und häufig ins Heidenthum wieder zurückfallen, bestätigte sich nicht. Der damalige Missionar von Purulia, Onasch, welcher früher auch dieser Ansicht war, aber in den Hungerjahren das herzbrechende Elend dieser von ihren Verwandten ganz verlassenen Kinder kennen gelernt hatte, gesteht, daß sie wohl viel Arbeit und Mühe gemacht, aber ihm auch zur Freude und zum Segen gereicht haben. Bis auf fünf erwachsene Mädchen hatten jene 75 sämmtlich Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt. Sie zeigten lebhaftes Verlangen, auch ihre Verwandten unter der Zahl der Christen zu sehen, und die Mission hat schon mehrere Seelen aufnehmen können, denen durch diese Kinder gepredigt worden war. Die Ausstattung der zu verhei-

---

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 306 f.

rathenden Waisen hat der Mission nie Sorge gemacht. Die Gelder dazu sind ihr stets aus Indien selbst zugeflossen. Die verheiratheten Waisen Purulia's wohnten in einem für sie besonders angelegten Dorfe, ungefähr zehn Minuten von der Station, mit Namen Akorshonpur, d. h. Anziehungsort, woselbst sie Landbau trieben. Der Ort zählte 1873 bereits 13 Häuser, die im Laufe der Zeit vermehrt worden sind. Ein Catechist besorgte die geistlichen Bedürfnisse der Gemeinde, und ein von der Gemeinde besoldeter intelligenter Christ gab Anleitung im Feldbau. — Leider hat diese Colonie sich jetzt zerstreut. — Ein anderer Theil der Waisen wurde in Khudihbandh, zwei Stunden von Purulia entfernt, angesiedelt. Dieser Ort bekam 1876 eine neue Kapelle. — In den übrigen Diöcesen werden die Christen-Waisen aus der Gemeindekasse untergebracht. In die Stationsschulen werden sie ohne Vorbereitung aufgenommen, während sonst die aufzunehmenden Kinder Lesen und Schreiben bereits können müssen.

Eine schwierige Aufgabe stellen der Mission die Hungersnöthe, von denen Indien häufig heimgesucht zu werden pflegt. Schaaren von abgezehrten Bettlern durchziehen dann das Land, dem Landmann fehlt es an Vieh und Saatgetreide, und Mancher muß froh sein, wenn er nur mit Wurzeln und Beeren des Waldes sein Leben fristen kann. An Sparen denken unter den Kolhs die Wenigsten, sondern leben von der Hand in den Mund. Bekommen sie irgendwo Verdienst, so gehen sie hin, lassen ihre Äcker liegen, leben flott und haben im Herbst keine Ernte. Wie leicht können sie durch unweise Unterstützung erst recht verwöhnt und verdorben werden. Man kann nicht sagen, daß die englische Regierung, die ja aus eigenen Mitteln und mit reichen aus England ihr zufließenden Gaben sich der Hungernden treulich annimmt, immer das Rechte getroffen hat. Sie hat oft den Hunger gefüttert, aber nicht die Hungernden. Da war es Sache der Missionare, welche die Leute besser kennen, ihre Mithülfe nicht zu verweigern. Anstatt wie die Regierung im Jahre 1874 wollte, die Hungernden zu speisen, ihnen Kleider zu geben und sie nach bestimmten Orten zur Arbeit zu rufen, wurde auf Rath des Missionars von Chaybasa für ganz Singbhum als Princip angenommen, wohl die Alten und Schwachen zu speisen, aber von Darreichen von Kleidern ganz abzusehen und den noch nicht hungernden Kolhs kleine Summen von 1—2 Rup. zu leihen, damit sie sich selbst helfen könnten. Comités wurden dazu aus den Mankis und Mundas gebildet. Der Missionar bekam die Oberaufsicht

über einen ganzen District. — Ähnlich mag es in den andern Bezirken geordnet worden sein, überall aber haben die Missionare thätige Hülfe geleistet. — Außer mit den Gaben, welche die Regierung durch ihre Hand gehen ließ, mußten sie aber auch persönlich, wie aus Missionsfonds helfen, so gut sie konnten. Reichliche Gelder waren von Missionsfreunden dazu gespendet, aber die Noth war auch groß. — In Ranchi mußte, da der Reis im Preise stieg, schleunigst für 600 Rup. Reis für die Schulkinder gekauft werden, Catechisten und Lehrer erhielten Theuerungszulagen, Christen, die daran waren haufenweise auszuwandern, wurden unterstützt, Saatkorn ihnen vorgeschossen u. s. w. Eine besondere Gnade war es, daß die Regenzeit bereits Ende Mai anfing, anstatt wie gewöhnlich Ende Juni, und als Gnade Gottes wurde das auch von den christlichen Kolhs angesehen. Einer der Ältesten versicherte, daß dieser Regen nur eine Antwort auf ihre Gebete sei; früher, vor 25—30 Jahren, hätten sie öfters Dürre gehabt, seit sie aber Christen geworden, sei noch keiner verhungert. — Für Manbhum hatte die Regierung 150000 Maaß Reis beschafft. Trotzdem war die Noth groß. Zu dem Mangel an Nahrung kam Kleidermangel. Durch Arbeit konnten sich die Leute höchstens die kaum hinreichende Nahrung kaufen, und Viele fanden keine Arbeit. Die Kaufleute, die in guten Zeiten nur zu bereitwillig waren, gegen hohe Zinsen (100 %) zu borgen, lehnten das jetzt ab. Um von der Regierung Reis zu bekommen, mußten Bürgen gestellt werden. Wer aber konnte bürgen, als höchstens der Ortsvorsteher und Missionar? Jener aber war gewöhnlich Heide und that's den Christen gegenüber erst recht nicht. „Geh' zum Saheb", war die gewöhnliche Antwort. Da hatte denn der Missionar von Purulia gar viele Sorge, um der schreiendsten Noth zu begegnen. Wenn er den Bittenden sagen mußte: „Ich habe kein Geld, ich kann euch nicht helfen", da kamen diesen nicht selten die Thränen in die Augen, und sie baten und flehten so lange, bis doch auf irgend eine Weise Rath geschafft wurde. Es war keine Kleinigkeit, Allen nur so einigermaßen das nöthige tägliche Brot zu beschaffen, und dankbar wurde es begrüßt, als die Regierung wenigstens für die 40 armen Wittwen der Gemeinde „vorläufig" 20 Scheffel Reis bewilligte. — Das beste Mittel, der Wiederkehr einer Hungersnoth vorzubeugen, ist aber das Christenthum mit seinem zur Arbeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit und Wohlthätigkeit erziehenden Einflusse. Möchte das die englische Regierung nie vergessen, sonst verschlingt der Hunger in dem reichen Indien noch viele, viele Millionen.

Die Folge der Hungersnöthe pflegen Krankheiten zu sein, die aber auch sonst in Indien durchaus nicht selten sind. Das Urbild aller Missionare, unser Herr und Heiland, war aber, wie Livingstone so oft betont hat, ein Arzt. In seine Fußstapfen suchen auch die Kolh-Missionare zu treten. Auf ihren Reisen haben sie wohl die gebräuchlichsten Heilmittel bei sich, theils um sich selbst bei plötzlichen Krankheitsanfällen zu helfen, theils um den Eingebornen zu Hülfe kommen zu können. In Ranchi befindet sich eine besondere Missionsapotheke, und ein eingeborner Arzt ist daselbst von der Mission angestellt. Bei der angeordneten Pocken-Impfung haben Missionare und Catechisten bereitwillig Hülfe geleistet. Im Jahre 1876 brach in Barsloyá (Diöcese Takarma) die Cholera aus. Innerhalb dreier Wochen starben 100 Menschen. Der Hauptort war von Hindus bewohnt, deren Brahmane anfangs fleißig der Kali opferte, als die Sache aber ernst wurde, die Flucht ergriff. Von ferne geholte Zauberer starben auf dem Heimwege. Schließlich mußte der Teufelspriester der Kharrias den Dämonen erst Hühner, dann Schweine und Ziegen und zuletzt einen Ochsen opfern. Man denke: Schweine und Ochsen für Hindus! Vergeblich! Das Anerbieten des Missionar Huß, für die Hindus in der Kapelle der zu Barsloyá gehörenden, theilweise von Christen bewohnten Dörfer beten, ihnen auch mit Rath und That beistehen zu wollen, wurde abgelehnt. Im Gegentheil feindeten die Heiden die Christen an: sie hätten den Teufelshain umgeschlagen, und nun rächten sich die Dämonen. In der That waren alle, die beim Umschlagen dieses Hains betheiligt gewesen, entweder schon vor oder bei der Epidemie gestorben. Aber nicht die Christen, sondern der Dorfbesitzer hatte den Hain umgeschlagen und zwar zu einer Zeit, als es in Barsloyá noch gar keine Christen gab. Als das auf dem Markte mit dem Hinweis auf den rechten Helfer dargelegt wurde, beruhigte sich die Aufregung. Aber die Hülfe von oben suchten sie doch nicht. — In den Christendörfern dagegen konnte Missionar Huß unermüdet und furchtlos thätig sein. Für die Anfangsstadien der Krankheit that Chlorodyne gute Wirkung. Im Verhältniß starben weniger Christen als Heiden. Hauptsächlich wurde die Krankheit durch den entsetzlichen Schmutz der enggebauten Straßen der Hindus-Stadt befördert.

Eine Hülfe in mancher Krankheitsnoth sind die Krankenhäuser, welche die Regierung unter studirten Ärzten erhält, z. B. in Ranchi, Lohardagga, Chaybasa, und schicken wohl die Missionare schwere Kranke in dieselben. Doch war ein besonderes Missionskranken-

haus längst ein schreiendes Bedürfniß. Ihm soll jetzt abgeholfen werden durch den Bau des Goßner-Hospitals in Ranchi. Bei besonderen Festen wird unter den Kolhs für dasselbe gesammelt. Am Lutherfeste bekam Missionar Nottrott in Burju dazu 230 Rup. — Immer noch fehlt aber ein academisch gebildeter Missionsarzt, dessen Bedeutung für die Mission wir schon oben S. 18 angedeutet haben. Möchte doch unter den zahlreichen jungen Ärzten Deutschlands sich bald Einer finden, den die Liebe Christi drängt, sich der kranken Kolhs anzunehmen.

Ganz besonders jammervoll ist in Indien das Loos der Aussätzigen. Und es giebt ihrer dort sehr viele. Nach amtlichen Angaben zählt allein die Präsidentschaft Bengalen 56,523 Aussätzige, die leichteren Fälle nicht mitgerechnet. Da auch die Frauen in den Zenanas meist nicht gezählt sind, hat vielleicht ein eingeborner Arzt nicht ganz Unrecht, wenn er die Zahl nicht unter 100,000 schätzt. Von diesen kommen auf die Districte Lohardagga, Hazaribagh, Manbhum und Singbhum wenigstens 2274, darunter mehrere Christen. In Lohardagga kommen auf 1000 Aussätzige drei christliche. Der Zustand dieser Unglücklichen gleicht ganz dem, den die heilige Schrift schildert. Die Extremitäten werden abgefressen, Gelenkrheumatismus, Herzklopfen, Schlaflosigkeit. Sie gelten den Heiden als ein „Fluch der Gottheit.“ Ohne Pflege, Heimath und Familienhalt führen sie meist ein vagabundirendes Leben. Die Krankheit entsteht durch spärliche Nahrung, unordentliches Leben und Unreinlichkeit, ist bei Berührung außerordentlich ansteckend und pflanzt sich durch Vererbung fort.

Schon längst hatten den Missionar Hahn in Lohardagga diese Elenden gejammert, da hörte er von der „Gesellschaft der Mission unter den Aussätzigen in Indien“, die in Edinburg ihren Sitz hat, und deren Aufgabe ist, durch Darreichung von Subsistenzmitteln, Medicin und Wohnung die traurige Lage der Aussätzigen zu bessern und sie für den Heiland zu gewinnen. Missionar Hahn schreibt dem Verfasser darüber Folgendes: „Die genannte Gesellschaft hat jetzt schon acht Asyle in Indien in Verbindung mit den verschiedensten Missionsgesellschaften und findet durch den Erfolg ihrer Arbeit auf dem Missionsgebiete und wegen des philanthropischen Nebenzweckes, den sie dabei verfolgt, in christlichen und philanthropischen Kreisen Englands und Indiens immer größeres Interesse. Und abgesehen von der Thatsache, daß auf diesem Wege dem Christenthum mehr Anhänger gewonnen werden, als durch manches andere Mittel, z. B. durch das höhere Schulwesen einiger

Missionen, so hat die Arbeit dieser Gesellschaft auch für das Gesammtmissionswesen eine sehr große Bedeutung. Solche Anstalten christlicher Liebe sind für die meisten Hindus eine viel verständlichere Predigt von der Wahrheit und Überlegenheit der christlichen Religion, als die Ausgaben der Tractat-Gesellschaft, und ich könnte viele Zeugnisse von Heiden und Muhamedanern anführen, wodurch sie das anerkannt haben. Ich glaube daher, daß diese Art der Missionsthätigkeit auch eine große Zukunft hat, besonders für Indien, das so viel Gewicht auf gute Werke legt."

An diese Gesellschaft wandte sich Missionar Hahn und hatte die Freude, von ihrem Secretair die Zusage zu bekommen, man wolle auch für ein Asyl in Chutia Nagpur die Mittel beschaffen. Die Goßnersche Mission stimmte zu, daß Missionar Hahn der Haushalter über diese Mittel sein solle, und so konnte im Juni 1884 in Lohardagga das Asyl eröffnet werden. Dicht neben dem Missionsgehöft hat der Raja von Chutia Nagpur einen schönen Platz geschenkt, auf welchem sich mehrere Gebäude befinden, in welchen die Aussätzigen theils allein, theils mit Angehörigen leben. Sie bekommen eine mäßige Summe monatlich, wovon sie ihren Unterhalt bestreiten können, erhalten Arzenei und besuchen Morgens und Abends die auf dem Platze erbaute Kapelle zur gemeinschaftlichen Andacht, Sonntags und Festtags, zu Passions- oder Missionsgottesdiensten die nahe Stationskapelle. Bei ihrer Beaufsichtigung steht dem Missionar ein Catechist zur Seite, und für die medicinische Behandlung hat er die Hülfe eines studirten Native-Arztes, der in Lohardagga an der Regierungs-Apotheke angestellt ist und für seine Bemühungen aus dem Fonds des Asyls remunerirt wird. Die Kinder der Aussätzigen sollen nach und nach von den Eltern getrennt werden. Die größeren unter ihnen werden von einem aussätzigen Lehrer unterrichtet. Der Catechist, welcher dem Missionar auch im Halten von Andachten und im Taufunterricht hilft, ist gleichfalls ein Aussätziger. Geheilt ist noch Niemand, wohl aber hat sich der Zustand der meisten Kranken durch die geordnete Lebensweise im Asyl bedeutend gebessert. Christen geworden sind aus den Kranken bereits eine ganze Zahl: ein Hindu mit Familie, zwei Uraos und drei Mundaris. Der Hindu, welcher Weihnachten 1884 getauft wurde, konnte lesen und schreiben und forschte fleißig in der Schrift. Er gehörte der Secte der Kapirpanths[1] an und war durch Christen in der Takarma-Gemeinde auf das

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 184 und 337 f.

Christenthum aufmerksam gemacht worden. Da er das Wort von der Gnade anfangs nicht fassen konnte, frug er oft den Missionar nach dem Seligwerden und bat dann wiederholt um die heilige Taufe. —

Zu den Getauften gehörte auch ein Urao-Mädchen von etwa 17 Jahren, Namens Sukhri. Seit ihrer Kindheit war sie aussätzig und dazu noch verwaist. Unfähig zu gehen, wurde sie unter einem Baume liegend gefunden und von der Polizei ins Asyl zur Aufnahme gebracht. Anfangs besserte sich ihr Zustand, aber nach einem Jahre verschlimmerte er sich wieder sehr. Inzwischen aber war innerlich mit ihr eine große Veränderung vorgegangen. Anfänglich schien sie für jede Wohlthat unempfänglich, war mürrisch und unzufrieden und wollte von Gottes Wort nichts wissen. Trotzig und gleichgültig wies sie Alles von sich. Ihre Leiden waren allerdings entsetzlich. Der Körper war ganz mit Wunden bedeckt, einige Glieder zum Theil ganz abgefault, und in die Wunden, die beständig eiterten und einen ekelhaften Geruch verbreiteten, kamen auch wiederholt Würmer, die dem armen Menschenkinde schreckliche Schmerzen verursachten. Nach und nach sah sie es aber gern, wenn Missionar Hahn sie besuchte, ihr vom Heiland und der Seligkeit im Himmel erzählte und mit ihr betete. Endlich begehrte sie sogar die Taufe, um Jesu Eigenthum zu werden. Es war ihr klar, daß sie bald sterben würde, und sie sagte öfters: „Nun gehe ich an den Freudenort.“ An einem Sonntag Nachmittag, als sie schon sehr elend war und kaum noch die Hände zum Gebet zusammenlegen konnte, wurde sie getauft, wobei sie jedes Wort mitsprach. Freitags darauf starb sie. Unter dem Gesange der Kinder von Aussätzigen wurde sie begraben, in Hoffnung, daß auch dieser nichtige Leib verklärt werde, daß er ähnlich werde dem verklärten Leibe des Herrn.

Die Edinburger Gesellschaft gab zuerst einen jährlichen Beitrag von 1000 Rup. Das reichte etwa zur Aufnahme von 17. Gegenwärtig hat sie ihre Remesse auf 1500 erhöht, so daß der Missionar hofft, die Anstalt erweitern zu können. Unter den Kranken herrschten anfangs manche Vorurtheile. Sie fürchteten, daß sie dort in einer Ölpresse gerieben, und ihre Wunden mit scharfen Instrumenten täglich geschabt würden. Jetzt sind sie anderer Ansicht, und der Zudrang wird immer größer. Besonders hoch denken die Hindus von dieser allerdings viel Selbstverleugnung fordernden Liebesarbeit. Sie kommen häufig, sich die Anstalt zu besehen, und empfangen einen tiefen Eindruck von der christlichen Liebe.

Gott segne den treuen Missionar für seine unermüdliche Hingabe an die Elendesten unter den Elenden und helfe auch, daß sein Werk unter deutschen Christen Theilnahme und Unterstützung finde!

Er hat sich übrigens mit der Gründung des Asyls für Aussätzige nicht begnügt, sondern bereits Anfang 1885 ein solches für Epileptische und Unheilbare hinzugefügt. Er wurde dazu bewogen durch die Überzeugung, daß der Zustand dieser Armen nicht weniger hülfsbedürftig sei, als der der Aussätzigen, und erlangte die ersten Mittel durch die Güte einer Dame in Altona, die ihm dazu 100 Mark darreichte. Der Zweck dieses Asyls ist ganz derselbe wie bei den Aussätzigen. Es kamen Viele in dasselbe, die ihren Tod vor Augen sahen und dort nur eine Stätte suchten um ruhig zu sterben und friedlich bestattet zu werden. Manche haben wohl mehr gefunden, als sie suchten, denn sie haben dort das Evangelium von Jesu Christo, dem Sünderheiland und Todesüberwinder gehört. Auch aus diesem Asyl einige Bilder!

Die Frau eines heidnischen Urao bekommt epileptische Krämpfe. Jeder Epileptische bei den Kolhs wird als vom Teufel besessen angesehen. Allerlei Zaubermittel wurden deshalb versucht, auch Arzeneien angewandt, die Frau zu retten, aber Alles umsonst. Sie wird nun von Mann und Kindern vertrieben und findet Zuflucht bei einem christlichen Bruder. Hier läßt sie sich unterrichten und wird Christin. Ihr Leiden aber verschlimmert sich. In einem Anfall fällt sie, da Keiner zu Hause ist, ins Feuer und verbrennt sich dabei die Hände so, daß die Finger ganz steif werden. Dadurch wird sie arbeitsunfähig. Als sie dazu anfängt irre zu reden, fällt sie auch dem christlichen Bruder lästig und wird vernachlässigt. Nun kommt sie zum Missionar. Der giebt ihr Medicin und tröstet sie. Aber sie kommt wieder und will nicht wieder fort. Nach Hause geschickt, kehrt sie doch zurück und diesmal mit einer klaffenden Wunde am Kopf, die sie sich in einem Anfalle geschlagen. Aus Mangel an Pflege waren Würmer in die Wunde gekommen. Nun wird sie dabehalten, bis die Wunde geheilt ist. Da wird sie wieder entlassen. Aber bald ist sie wieder da, lacht nun und tobt, singt und zankt wie eine Wahnsinnige. Nun, sagt sie, könnten ihre Verwandten sie nicht mehr behalten. Die Macht des Wortes und die Wirkung der Medicin beruhigen sie. Seit länger als einem Jahre ist sie nun im Asyl und hat sich in jeder Beziehung merklich gebessert. —

Ein Brahmane, schwer krank, wird von Allen verlassen. Niemand will ihn beherbergen. Seine Frau bringt ihn mit Hülfe eines

mitleidigen Muhamedaners zu Missionar Hahn, „dem Saheb der Armen.“ Da die Nächte kalt waren, wurde der Frau Geld gegeben, Holz zu kaufen. Sie behält das Geld. Sie soll bei ihrem Manne des Nachts wachen, erwiedert aber, daß ihr ihre drei Kinder genug Noth machten. Der Mann stirbt, und sofort bittet sie um Reisegeld in ihre Heimath zu gehen. Sie wartet das Begräbniß nicht ab, sondern geht ohne eine Klage, ohne eine Thräne davon. Die Leiche war in einem schrecklichen Zustande. Missionar Hahn mußte selbst mit Hand anlegen, daß sie bestattet wurde.

Ein Fakir litt an einer unheilbaren Krankheit, die er sich durch sündlichen Lebenswandel zugezogen hatte. Da er sich durchaus nicht in die Ordnung des Hauses fügen wollte, mußte er zweimal entlassen werden. Er trieb sich dann jedes Mal wieder umher, segnete und fluchte, aber Niemand wollte ihm mehr eine Zufluchtsstätte geben, da seine Krankheit gar zu gräßlich war. „So tragt mich wenigstens noch zum Padri Saheb, daß ich daselbst sterbe“, hatte er zu seinen früheren Verehrern gesagt. Da brachten ihn zwei Menschen angeschleppt. Er war nun sehr fügsam, brach seine Kaste, aß die Speisen der Christen, hörte vom Heiland und starb nach einigen Tagen, nachdem er vorher noch gebeten, ihn auf dem Christenkirchhof zu begraben.

Ein Dieb wird aus dem Gefängniß entlassen. Sehr reducirt bekommt er unterwegs die Cholera und bleibt auf dem Wege liegen. In Massen kommen Hindus dieselbe Straße, um an einer nahen Opferstätte der Göttin Kali zu opfern, daß sie sie von der Cholera verschone, sehen ihn, der ebenfalls ein Hindu ist, und gehen vorüber. Durch sie erfährt der Missionar wenigstens, daß da ein Kranker ohne Hülfe am Wege liege. Er läßt den Bewußtlosen ins Asyl tragen, wo er stirbt.

Das Asyl für Epileptische und Unheilbare hatte voriges Jahr etwa 6—7 Kranke täglich, aber auch diese Zahl hoffte der wackere Missionar vermehren zu können, da ihm reiche Gaben aus Deutschland und Amerika zuflossen. Wie noth das auch thut, bedarf nach den vorstehenden Bildern, die einen tiefen Blick in das Elend und die Herzlosigkeit des Heidenthums thun lassen, nicht mehr des Beweises.

Schließlich erwähnen wir noch die Seelsorge an den Gefangenen, die wesentlich in dem Centralgefängniß in Ranchi geübt wird. Die Zahl der gefangenen Christen ist ja glücklicherweise keine große. Im Jahre 1871 gab es Monate, wo nicht ein einziger Christ Gefängnißstrafe abbüßte. In den folgenden Jahren hat sich deren Zahl aber sonderlich durch die socialen Umtriebe gemehrt.

(1882 hatten 8, 1884 gleichfalls 8, 1886 wiederum 8 Christen Gefängniß erhalten.) Im Jahre 1877 saß Birsa[1] mit 11 Christen im Gefängniß, 1880 sogar 23 Christen. Seitdem hat sich die Zahl aber wieder vermindert. — Zuweilen sind die Gründe der Verhaftung nicht allzugravirend. So hatte einer der ältesten und besten Catechisten Untersuchungshaft, weil er nicht angezeigt, daß ein Christ ertrunken war. Auch unschuldige Gefangene giebt es. Denn aus falschem Zeugniß machen sich besonders die Hindus kein Gewissen. Alle diese werden nun vom Missionar im Gefängniß besucht und mit Gottes Wort bedient. Im Jahre 1879 fand Missionar Onasch daselbst einen Christen mit Namen Yusof, der wegen Diebstahls 18 Monate Zuchthaus bekommen und bereits ein Jahr hinter sich hatte. Obgleich er ein gewisses Geständniß abgelegt, war doch bis dahin von Reue nichts zu spüren gewesen. Anfangs zeigte er nicht einmal Lust, zum Gottesdienste zu kommen, und wenn Onasch, wie er pflegte, mit den Gefangenen catechesirte, betrug er sich oft recht mürrisch, lachte und antwortete nicht. Dieses Mal war er ernst und aufmerksam. Darum frug ihn Onasch ganz besonders: „Yusof, geht ein Dieb in den Himmel oder in die Hölle?“ Yusof schwieg mit niedergeschlagenen Augen. Noch einmal gefragt, schwieg er wieder, ließ aber das Haupt sinken und fing an zu zittern. Auf die dritte Wiederholung derselben Frage kam die leise und zitternde Antwort: „Der Dieb muß in die Hölle.“ „Yusof, du lebst nur kurze Zeit auf Erden, sage mir, hast du gestohlen und dadurch gesündigt?“ Er mit weinenden Augen und schluchzender Stimme: „Ach, ich habe sehr gesündigt — ich bin verloren.“ Und nun fing ein Weinen und Schluchzen an, daß es den anderen Gefangenen recht zu Herzen ging. Ein Mitgefangener suchte ihn zu trösten. Onasch aber ließ ihn erst gehörig weinen und dann endlich rief er mit lauter Stimme: „Yusof, das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Wer an Jesum glaubt, der ist gerecht. Yusof, glaubst du das? Yusof, du bist ein getauftes Menschenkind! Yusof, das Blut Jesu Christi ist auch für dich geflossen, hörst du das?“ Da sagte er: „Herr, ich höre es, ich glaube es; Herr, ich will nie mehr stehlen.“

---

1) Siehe Abschnitt 11. S. 176.

11. Die sociale Frage.

Wir müssen hier im Allgemeinen die Kenntniß der von uns früher dargelegten socialen Verhältnisse der Kolhs voraussetzen[1] und bemerken nur, daß die Kolhs, früher freie Landbesitzer, nach und nach in die drückendste Abhängigkeit von den Hindus gekommen sind. Nachdem sie einen ihrer Häuptlinge zum König gemacht hatten, theilten sie das Land in drei Theile: der eine Theil, das Bhuiari-Land, blieb freies, unbesteuerbares Eigenthum der Bhuiars, d. h. freien Bauern, der zweite, das Rajahas, d. h. Königsfeld, blieb ihnen in Erbpacht, der dritte kleinere, Majihas, war des Königs Eigenthum, das er verpachtete oder selbst bewirthschaften ließ. Nachdem es nun den Brahmanen gelungen war, die Königsfamilie zu hinduisiren, wälzte sich ein Heer hungriger Hindus an den Königshof und von da ins Land. Aus ihnen bildete der König seine Leibgarde, sie setzte er als Verwalter, Pächter und Steuererheber in die Dörfer, ihnen verkaufte er auch seine Rechte in den Dörfern. Diese Verwalter, Pächter und Besitzer (die Zamindare und Thikadare) suchten das Majihas- und Rajahas-Land durch Wegnahme von Bhuiari-Land zu vermehren und begannen auch von letzterem Steuern einzuziehen. Das dauerte so lange und brachte die Kolhs immer weiter zurück, bis die Regierung endlich ihren Klagen und den Warnungsrufen der Missionare Gehör schenkte und eine Anzahl Beamte sandte, welche dem Rauben ein Ende machen und alles Land nach den obengenannten drei Arten vermessen sollten. Vermessen ist das Land nun allerdings, in Chutia Nagpur seit 1875, in Singbhum seit 1880, und im Verhältniß zu früher jetzt Ruhe und Sicherheit eingekehrt. Aber es haben weder die Bedrückungen ganz aufgehört, noch haben sich die

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 90.

Kolhs, die bei der Vermessung viel Feld verloren haben, schon vollständig beruhigt.[1]

Von den fortgesetzten Bedrückungs-Versuchen einige Beispiele. Im Bezirk von Lohardagga ist den Leuten nicht nur bei der Vermessung so wenig Land zugeschrieben worden, daß sie unmöglich davon leben können, sondern die Thikadare fingen 1879 auch an, ihnen die rentenpflichtigen Felder zu nehmen oder die Rente nach Belieben zu erhöhen, so daß den armen Leuten, denen auch das Gericht nicht helfen konnte oder wollte, nichts übrig blieb, als entweder jede Forderung der Thikadare zu erfüllen, oder ihr Dorf zu verlassen. — Ebenfalls in einem Dorfe des Lohardagga-Bezirkes läßt der Thikadar einigen Christen während des Sonntags-Gottesdienstes den Reis auf dem Felde abschneiden, und als sie sich Tags darauf daran machen, den Rest für sich selbst zu ernten, fällt ein Haufe mit Knitteln bewaffneter Hindus über sie her, so daß der Missionar nur mit Mühe eine Prügelei verhindern kann (1880). — In Bakakira (Govindpur) kann der Gutsbesitzer gegen die Christen nichts unternehmen, weil sie einig sind, läßt aber die Heiden festsetzen, bis sie einen Schein unterschreiben, daß sie bisher höhere Pacht bezahlt hätten (1882). — Der Zamindar von Heradih (B.) versuchte ebenfalls (1884) von den Leuten mehr Rente zu erpressen. Der Missionar geht hin und sucht ihn wenigstens zu bewegen, die Rente in seiner Gegenwart zu nehmen und Quittung zu geben, was derselbe aber nach bekannter Praxis schlauer Weise, um gegen seine Ungerechtigkeit kein Zeugniß zu haben, verweigert. — Dafür, wie raffinirt die Hindu-Besitzer vorgehen, ist ein Beweis das Dorf Tapkara, wo der Zamindar vorher alle Bauern vertrieben hatte, so daß bei der Vermessung keiner da war bis auf einen Christen, der sich nicht fürchtete, er also nun fast die ganze Feldmark im Besitz hat. Das sind nur einige Beispiele.

Am meisten sind von diesen Bedrückungen Chutia Nagpur proper und der Lohardagga-District betroffen. Viele verlassene Dörfer und eingefallene Häuser zeugen hier für die Noth. In Singbhum ist alles Land, welches nicht Privateigenthum ist, in den Händen der Regierung. Manbhum leidet mehr unter dem Wucher

---

1) Für das früher steuerfreie Land wird gegenwärtig die Hälfte, für Rajahas-Land aber volle Steuer bezahlt, nämlich pro 80 Pfd. Aussaat 2 Mark. Dazu kommt noch Wegesteuer pro 2 Mark Feldrente 10 Pf., für Polizei und Dorfwächter 20 Pf. und für abgelöste Frohnen ebenfalls 20 Pf. auf 2 Mark Grundsteuer. Weiter haben sie keine Abgaben zu leisten.

der Hindu-Kaufleute. Auch im Sonpur-District (B.) kommen Feldstreitigkeiten wenig, in der Mankipatti gar nicht vor.

Aber nicht nur die Zamindare und Thikadare bedrücken das Volk, auch die Rajas selbst machen immer noch Versuche, widerrechtlich Steuern und Frohndienste aufzulegen.

So war es früher Sitte, daß den Königen von Chutia Nagpur bei ihrer Verheirathung ein Hardibandhhyapan, eine freie Liebesgabe, gespendet wurde. Das ist jetzt nicht mehr nöthig. Dennoch benutzte ein großer Grundbesitzer 1863 die Verheirathung des Maharaja dazu, von den Bauern ziemlich hohe Summen zu fordern und auch noch Lastträger. — Noch zwei Jahre nach der Hochzeit verlangte der König zur Bestreitung der Hochzeitskosten Geld von den Gutsbesitzern, und diese erpreßten es dann wieder von den Bauern. Auch forderte er, daß die Leute ihm für wenig Geld theure Waare verkauften. Seine Diener zogen dazu im Lande umher, warfen den Bauern einige Anna hin und sagten: hierfür habt ihr so und so viel Getreide, Butter ꝛc. zu liefern, gewöhnlich den vierfachen Werth. — Im Jahre 1881 wurde als ein „Befehl der Regierung“ die Weisung von Ort zu Ort getragen, allen Kindern sollten Löcher in die Ohren gestochen und Ohrringe angehängt werden. Daß das kein Regierungsbefehl sein konnte, war klar. Dennoch hatten nicht nur die Heiden, sondern auch einzelne Christen aus Furcht und Dummheit sich gefügt. Schließlich kam heraus, daß die minderjährigen Prinzen von Chutia Nagpur die „heilige Schnur“ bekommen sollten, wobei große Festlichkeiten veranstaltet wurden, die viel Geld erforderten. Um dieses Geld zu erhalten, war obiger Befehl widerrechtlich vom Raja erlassen und auf jedes Kind, dem Ohrringe eingehängt wurden, eine Steuer gelegt worden.

Leider tragen die Regierungsbeamten, ja die Regierung selbst dazu bei, die Kolhs in ihren Eigenthumsverhältnissen zu schädigen.

Als 1884 die neue Eisenbahn nach Jagganathpur abgesteckt wurde, die mitten durch das Gebiet der Kolhs hindurchgeht, waren Heiden wie Christen durch die Ingenieure nicht nur vielen Plackereien, sondern auch Ungerechtigkeiten ausgesetzt. Von den Dienern wurde, wenn auch nicht auf Befehl ihrer Herren, so doch ohne daß diese es hinderten, aus den Dörfern geholt, was sie brauchten, und dann ein Viertel oder die Hälfte des Preises den Leuten vor die Thüre geworfen. In Ara (B.) war ein Dorf nach drei Monaten wie ausgesogen. Thiere wurden aus den Häusern geholt, ohne auf das Geschrei der nachlaufenden Weiber zu achten. Als ein Lehrer sich der Unterdrückten annahm und nichts anderes wollte, als daß die Lebens-

mittel preiswerth bezahlt werden sollten, wurde er, noch ehe er geredet hatte, mit Ohrfeigen und Fußtritten tractirt. Später gab man vor, er habe respectwidrig von der Obrigkeit geredet. Die Kolhs waren außer sich. Als Missionar N. zu geduldigem Tragen des Unrechts ermahnte, wurde ihm das von den aufgebrachten Kolhs sehr übel genommen. Den Ingenieur, welchen er deshalb einmal aufsuchte, fand er freilich schon früh 8 Uhr nach Brandy riechend.

In Singbhum aber hat sich die Regierung selbst einen schweren Eingriff in die Rechte der Bewohner erlaubt, der von verhängnißvollen Folgen sein kann. Sie hat allen Wald für Regierungs-Eigenthum erklärt (1884). Die Mundaris dürfen in den Wäldern, die sie bislang als die ihrigen angesehen, nicht mehr jagen, fischen, Früchte holen, Gras zu Matten schneiden. Das mag für eine rationelle Forstcultur sehr nützlich sein, — denn die Eingebornen haben allerdings in den Wäldern oft schlimm gehaust — aber was fangen die oft bitter armen Leute nun an, denen der Wald vielfach und besonders in Zeiten des Hungers, wie sie oft vorkommen, die einzige Nahrungsquelle war? Was ihnen an Wald gelassen ist, reicht für die Bedürfnisse nicht aus. Auch viel im Walde gelegenes Rode-Land haben sie verloren. Vorzugsweise die Gemeinde Tuyur in Bandgau ist schwer betroffen, und wird wohl nun sehr durch Auswanderung geschwächt werden.

Und Auswanderung, zu der die Kolhs durch die Unterdrückung Seitens der Hindus gedrängt werden, ist noch nicht die schlimmste Folge der socialen Mißstände. Weit schlimmer sind die sittlichen Schäden, die sie mit sich bringen. Durch die lügnerischen Beschuldigungen ihrer Bedrücker haben die Kolhs das Lügen gelernt, das sie früher weit weniger kannten, als die Hindus. Manchmal ist es recht schwer, aus dem Gewirre der Lügen sich herauszufinden und den wirklichen Rechtsstand einer Landangelegenheit zu ermitteln. Mehr noch: mit Unrecht behandelt, meinen Manche nun auch ein Recht zu haben, ihrerseits nicht mehr nach dem Rechte zu fragen. Wie in den Zeiten der großen Bewegung 1858 das Christenthum als Agitationsmittel gegen die Grundherren benutzt worden ist, so fehlt's auch jetzt nicht an Übergriffen einzelner Christen, wo sie den Schutz eines Missionars zu haben glauben. Im Jahre 1878 beschuldigte ein Heide sogar einen Christen des Mordes, weil er sich des Feldes seines Opfers habe bemächtigen wollen. Das zeigt wenigstens, was man den Christen zutraut. Weiter wird auch das Ansehn der Regierung durch die Bedrückungen geschwächt. Als die Invasion Rußlands in Afghanistan drohte, hieß es: „Wenn die

Russen kommen, werden wir gern mit ihnen gehen, denn schlimmer als jetzt kann es nicht werden." Die Mundaris behaupten gradezu: „Erst durch die Regierung haben die Rajas die jetzige Gewalt über uns erhalten." Und ganz Unrecht haben sie darin nicht. Denn früher halfen sie sich mit Gewalt, jetzt sind sie bei allen Beeinträchtigungen auf den Rechtsweg gewiesen, auf dem ihnen die schlauen Hindus überlegen sind. Die schlimmste Folge ist aber wohl die, daß die Kolhs gegen die Missionare mißtrauisch werden und sich den Einwirkungen des Christenthums entziehen. Nicht wenige von denen, welche einst die Hoffnung, durch das Christenthum Hülfe gegen ihre Bedränger zu erhalten, der christlichen Kirche zuführte, kehren, da sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, wieder ins Heidenthum zurück oder werden wenigstens lau und schlaff. Ihr früherer Eifer kam auch mit daher, daß sie fürchteten, sonst die Unterstützung der Missionare zu verlieren. Die geringere Zahl von Taufbewerbern aus den Heiden, die einige Stationen, besonders Ranchi zeitweise zu verzeichnen hatte, ist gleichfalls auf diese Verhältnisse zurückzuführen. Schon früher erwähnt ist die Mißstimmung der Christen in Ranchi, die die Entlassung vieler Ältesten, Lehrer und Catechisten zur Folge hatte.[1] Geschürt wird diese Abneigung gegen die Mission durch die sogenannten Calcatta-Gänger. Während die heidnischen Kolhs sich meistens die Bedrückungen stumpfsinnig gefallen lassen, ist das wenigstens eine Wirkung des Christenthums, daß die christlichen klüger, unternehmender und widerstandsfähiger geworden sind. Hier liegt auch ein Grund, weshalb die heidnischen Grundherren gerade gegen die Christen so aufgebracht sind. Nun wird zwar von den Missionaren oft geklagt, daß auch die Christen noch viel zu feige wären, wenn sie gegen offenbares Unrecht auftreten sollten, immerhin ist es aber bemerkenswerth, daß nur unter den Christen sich jene Calcatta-Gänger finden. Die Sache ist aber die, daß sich die Kolhs in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten unter einem oder einigen Agitatoren zusammengethan und auch Geld gesammelt haben, um in ihren Landangelegenheiten an den höchsten Gerichtshof in Calcatta Deputationen mit Klageschriften zu senden. Ihre Forderungen sind dabei gewöhnlich maßlos und unerfüllbar. Nichts weniger, als ihren früheren ungeschmälerten Besitzstand, wie er nach ihrer Tradition vor Einwanderung der Hindus war, wollen sie zurückhaben. Ebenso unklug und thöricht sind die Wege, die sie einschlagen. Die armen Leute haben noch

---

1) Siehe S. 29 f.

nie etwas ausgerichtet und können auch nichts erreichen, als daß sie den schlauen Hinduadvocaten in die Hände fallen und von ihnen ausgebeutet werden. Als in früheren Jahren einmal eine Deputation in Calcatta war, wurde ihr von so einem Vakiel (Advocaten) ein altes Papier aufgehängt, das natürlich Niemand von ihnen lesen konnte, das aber die Abschrift ihres Rechtsspruches sein sollte. Streng war ihnen auf die Seele gebunden, es ja Niemand zu zeigen, damit es nicht verloren ginge. Triumphirend brachten sie es nach Ranchi und zeigten es dem Missionar Häberlin. Der liest die ganz bedeutungslose Schreiberei, die nicht weniger als 1200 ℳ gekostet hatte, und setzt ihnen auseinander, daß sie betrogen seien. Darauf gehen sie wieder nach Calcatta und machen dem Advocaten Vorwürfe. Der aber lügt sich heraus und sagt: „Da seht die Schlechtigkeit eurer Padris! Die haben das Papier vertauscht; dies da ist allerdings nichts werth.“ Und das glauben viele Kolhs heute noch und sammeln immer und immer wieder für ihre Calcatta-Gänger. Daß sie von der Behörde abgewiesen worden, hindert sie nicht. „Wer weiß, wer daran Schuld ist“, sagen sie und meinen damit natürlich die Missionare. — Kürzlich brachten zwei frühere Schüler des Missionar Dr. Nottrott diesem die neuste, sogar gedruckte Petition, welche die socialen Führer, zu denen auch sie gehörten, dem Lieutenant Governor of Bengal in Calcatta durch einen Native-Advocaten eingereicht hatten. Darin hieß es etwa: „Wir Mundas hatten früher eine patriarchalische Verfassung. Dem Patriarchen (Makshya) gaben wir Abgaben, nicht Rente für das Land, sondern Abgaben religiöser Art. Wer Leviticus 25 liest, kann die Zustände unsres Volkes verstehen; sie waren ähnlich wie die der Israeliten. Könige kannten wir nicht, die haben sich nach und nach eingeschlichen, uns mit List und Gewalt unterjocht und das Land genommen und Rente erpreßt. All ihr Thun ist ungesetzlich und widerspricht den Satzungen unsres Volkes. Vor etwa 60 (?!) Jahren kam ein deutscher Missionar, Brandt, der machte die Mundas zu Christen und trat an die Stelle unsres Makshya; ihm haben wir zum Unterhalt der Gemeinde die früher in alten Zeiten übliche Abgabe geleistet. Government möge uns vom Raja und seinen Thikadaren befreien und mit Übergehung derselben, die kein Recht im Lande haben, mit uns sein Abkommen treffen. Wir sind Mundaris, die Uraos sind die Kolhs. Was an Gesetzen für die Kolhs erlassen ist, gilt für die Uraos, nicht für uns.“ Das ungefähr der kurze Inhalt der langen Eingabe. In ihr sind ganz neue, bisher noch nie gehörte Ansichten niedergelegt. Die Historie von dem Patriarchen war, wenn

überhaupt richtig, bisher ganz unbekannt. Bezeichnend ist, daß sie blos die Uraos zu Kolhs machen. Offenbar, um die bereits erlassenen Gesetze als für sie ungültig hinzustellen. Aus demselben Grunde haben sich auch in jüngster Zeit die Mundaris in der Landagitation von den Uraos getrennt, während sie bis dahin zusammen gingen. Von hieraus erklären sich auch ihre Forderungen an die Mission: „Befreit uns von den Thikadaren, dann unterhalten wir die ganze Mission. Entweder zahlen wir den Thikadaren und dann euch nicht, oder umgekehrt; zweien können wir nicht zahlen.“ Die Citation von Leviticus 25 zeigt, daß die Hauptmacher Christen sind.

Über die neuesten Vorgänge in der Diöcese Govindpur haben wir schon S. 35 berichtet. In der Wald-Angelegenheit hatten die Christen von Bandgau sich mit einer Petition an die Regierung gewendet. Als aber die Antwort nicht bald eintraf, wurden sie sehr ungeduldig. Bei diesen Leuten muß es rasch gehn, denn von einem Geschäftsgang, der Zeit erfordert, haben sie keine Vorstellung.

Muß aber nicht die Mission den armen bedrückten Leuten in ihrer Noth helfen? Gewiß, nach Kräften. Sie hat ihnen Jesum als den Helfer in allen Nöthen verkündigt und darf dieses Wort nicht durch ihr eignes Verhalten Lügen strafen. Dazu hängt der Sieg des Evangeliums noch viel zu sehr von diesen Landfragen ab. Kein Herz für die Bedrängnisse der armen Kolhs haben hieße Viele in das Heidenthum wieder zurück, hieße sie in die Arme der römischen Kirche hineintreiben, deren Boten sie besonders in der letzten Zeit mit großen, freilich zumeist unerfüllbaren Versprechungen an sich locken.

Viel können Missionare allerdings nicht thun. Die beste Hülfe wird immer darin bestehen, die Christen sittlich und intellectuell zu heben, daß sie einerseits durch Fleiß, Sparsamkeit und Mäßigkeit zu größerem Wohlstand kommen, auch den moralischen Muth erhalten, mit ehrlichen Waffen für ihr Recht einzutreten, andrerseits die Schliche ihrer Bedrücker durchschauen lernen und sich nicht durch thörichte Hoffnungen auf die unheilvollen Wege schlauer Advocaten und Agitatoren hinreißen lassen.

Die socialen Zustände der Christen sind in Folge dessen auch sichtlich bessere geworden, als die der Heiden. Wie viele Christen haben z. B. jetzt schon, anstatt der alten strohbedeckten Lehmhütten massive, mit Ziegeln gedeckte Häuser und bedienen sich nicht mehr ausschließlich der Ochsen, sondern besitzen schon Pferde.[1] Das Christenthum

1) Vergl. auch S. 26 f.

setzt sich als ein Damm den gewissenlosen Ausbeutungen der Ureinwohner entgegen. Leider erkennen diese aber noch nicht recht diese tiefste Wurzel ihres Glücks. Besser schon sehen es die Hindus und Muhamedaner ein, die sich oft gerade deshalb so feindlich der Mission entgegenstellen. Den Bedrückten jedoch zur Führung ihrer Prozesse Geld vorzuschießen, oder auch zu schenken, dürfte aus leicht ersichtlichen Gründen bedenklich sein. Höchstens könnten die Gemeinde-Kassen dazu benutzt werden. Dagegen werden die Missionare, soviel sie vermögen, als Rathgeber ihrer Gemeinde-Glieder und als ihre Fürsprecher bei Regierung, Rajas und deren Beamten aufzutreten haben.

Nach dieser Seite hin ist denn die Mission auch unablässig thätig gewesen. Sie hat bei dem Gericht in Ranchi einen besonderen Advocaten besoldet, damit er die Sachen der Christen führe, und ein Catechist hat auf der Missionsstation Ranchi nichts anderes zu thun, als die daselbst zahlreich in Streitsachen erscheinenden Christen zu berathen, sie dem Advocaten zuzuführen und ihre Angaben zu dolmetschen. Bei den jährlichen Gemeindeversammlungen, die von den Christen gern benutzt werden, über ihre socialen Nöthe zu klagen, sind wiederholt Gesammtpetitionen beschlossen worden, um die Regierung auf die bei den Vermessungen vorgekommenen Ungerechtigkeiten aufmerksam zu machen. Auf den Generalconferenzen jedoch die Sache vorzubringen, hat das Curatorium verboten. Es soll sich jeder an seinen Missionar wenden; und diese haben denn auch ihre liebe Noth damit. Zu Zeiten werden sie von rathsuchenden Christen geradezu belagert und haben täglich mehrere Stunden auf die so unerquickliche Arbeit zu verwenden. In Ranchi betrug einmal die tägliche Durchschnittszahl dieser in der Fremdenherberge (Dera) der Station wohnenden und wenigstens mit freiem Holz zum Kochen zu versehenden auswärtigen Christen, achtzig. An den Empfang von Holz, wozu auch noch Matten und Kochgeschirre kommen, ist jedoch die Verpflichtung geknüpft, daß sie die Morgenandacht besuchen und sich bis zur Öffnung des Gerichts im Catechismus unterrichten lassen. Diese Dera „Ordnung“ hat zugleich den Vortheil, daß sie nicht so leicht den „Bauernfängern Chutia Nagpurs“ in die Hände fallen.

Zu den Streitigkeiten zwischen den Grundherren und ihren abhängigen Dorfgenossen kommen nun noch Streitigkeiten, in welche die Dorfgenossen unter einander, Christen mit Heiden, aber auch Christen mit Christen gerathen. Das schlimme Vorbild, das die

Hindus geben, findet bei den habgierigen Herzen der Kolhs nur zu leicht Nachahmung, und so bedrücken sie sich auch gegenseitig.

Alle diese Klagen nun nach Möglichkeit friedlich zu schlichten, dazu ist die Einrichtung des Panschayt getroffen, zu dem jedoch auch Heiden, aber keine Frauen Zutritt haben. Panschayt ist ein Schiedsgericht, das von 4 Gemeindegliedern und dem Missionar oder einem angesehenen Christen als Vorsitzenden und Obmännern gebildet wird. Es ruht auf der alt nationalen Rechtsverfassung der Kolhs die, ehe durch die Regierung Gerichte gebildet wurden, auf diese Weise ihre Streitigkeiten schlichteten. Bei demselben kommt natürlich viel Böses zu Tage, was vorher verborgen war, Lüge, Verleumdung, Lust zum Betrügen und dergl., und dem Schuldigen das Geständniß zu entlocken, daß seine That sündlich und strafbar ist, macht viele Mühe, bringt auch dem Panschaythalter von Seiten trotziger Gesellen nicht selten bittern Haß und häßliche Verleumdung ein.[1]

Ungeachtet dieser Erfahrung ist der Panschayt ja doch eine heilsame Einrichtung. Gar manche unberechtigte Forderung wird bei näherer Besprechung der Sache zurückgezogen, und auch durch Nachgiebigkeit des Gegners nicht selten eine Klage vermieden.

Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die Regierung der Nothlage der Kolhs Abhülfe schaffte. Geht doch nach englischen Blättern dieselbe Klage durch ganz Bengalen. Aber die Regierung ist rathlos. Sie steht vor einem gegebenen Gesetze, vor der abgeschlossenen Thatsache der Vermessung und daraufhin weist sie alle Petitionen ab. Auf die Bitte der Kolhs, die Zahlung der Steuer direct an die Regierung, also nicht durch Thikadare und Zamindare gestatten zu wollen, hat sie gar keine Antwort gegeben. Und doch hat sie alle Ursache, für den Fall einer Revolution sich der Christen zu versichern. Noch blicken die Kolhs vertrauensvoll auf sie. Als 1875 der Prinz von Wales in Indien war, sagten die Uraos in Ranchi: „Der Sohn der großen Königin kommt, um uns unser Land wieder zu geben.“ Daß aber nicht unter allen Umständen, wie im Jahre 1857 auf die Aborigines zu zählen ist, beweist so manche bittere Äußerung gegen die Regierung, die jetzt laut wird. Bei Gelegenheit der Volkszählung im Jahre 1881, die als ein Mittel der Unterdrückung angesehen wurde, wäre es in Santalistan sogar beinahe zu einem Aufstande gekommen. Ein Fakir zog bereits aufwiegelnd herum und verkündigte den nahen Sturz der Engländer.

---

1) Ein Beispiel solcher Verhandlung s. Biene 1879, S. 11.

Ein eigenthümliches Gebilde hat die sociale Bewegung unter den Uraos der Gemeinde Lohardagga erzeugt, nämlich eine christliche Secte, das erste Beispiel dieser Art unter den Kolhs. Ihr Haupt, von dem sie auch den Namen „Birsa-Bande“ empfing, war ein gewisser Masihdas Birsa. Ihm zur Seite stand ein zweiter Urao-Christ mit Namen Mansidh, der etwas lesen und schreiben konnte, und ein dritter Namens Johann Babadur, der sich in Calcatta von Methodisten hatte taufen lassen. Gegen zwanzig Familien mit etwa hundert Seelen hingen diesen dreien an. Anfänglich hatten sie sich an die Missionare um Hülfe gewendet. Wenn diese in der Landangelegenheit ihre Führer sein wollten, dann wollten sie alle Native-Helfer der Mission besolden, Schulen unterstützen, Kapellen bauen u. s. w. Daß die Missionare es mit Recht ablehnten, sich in ihre Sachen zu mischen, weckte ihren Trotz. Sie gingen nicht mehr in die Kirche, sondern hielten in einem nahen Mangohain für sich Gottesdienst, um so die Missionare zu zwingen, ihnen willfährig zu sein. Die Folge war, daß Birsa als das Haupt der Opposition durch Missionar Batsch aus der Gemeinde gethan und „verflucht“ wurde. Nun schieden Birsas Anhänger aus der Gemeinde aus, suchten die Gemeindeglieder auf ihre Seite zu ziehen und so viel als möglich Heiden in ihre Mitte aufzunehmen, um dann, gestützt auf eine solche Macht, mit Petitionen und Drohungen, ja wenn nöthig, auch mit Gewalt das zu erreichen, was sie sich als Ziel gesetzt. Und das war nichts Geringes. Von der Ansicht ausgehend, daß unter ihnen keine andere Verfassung zu Recht bestehe, als die althergebrachte Munda-Verfassung, nach welcher sie nur der Gau- und Volksversammlung Rechenschaft schuldeten, sonst aber ganz frei waren, beanspruchten sie sämmtliches Land als ihr Eigenthum und wollten Niemand Rente bezahlen. Alle heidnischen Gutsbesitzer und Pächter sollten vertrieben werden, und nur der Regierung wollten sie Landpacht geben. Der obengenannte Mansidh schrieb Petitionen auf Petitionen, voll der absurdesten Forderungen und Drohungen, sowohl an die Regierungsbeamten, als auch an die Missionare, denen er, wie überhaupt die Kolhs, einen viel größeren Einfluß zutraute, als sie besaßen. Diese Bittschriften wurden, um ihnen Nachdruck zu geben, gewöhnlich von einer Schaar von 10—20 Männern überreicht. So lange man sich von Gewaltthätigkeiten fern hielt, gab die Regierung nichts auf diese Demonstrationen, aber solche konnten bei dem Character der Bewegung und dem Mangel an sittlichem Halt der Leute nicht lange ausbleiben. Zuerst räumten sie einem Dorfpächter die Scheune aus und vertheilten den auf-

gestapelten Reis, als nicht ihm, sondern den Armen gehörig, dann spielten sie selber die Herren und forderten und erhielten auch von manchen Bauern die Pacht, welche an den Gutsherrn hätte gezahlt werden sollen. Das führte natürlich dazu, daß sie verklagt wurden und ins Gefängniß kamen. Sämmtliche Rädelsführer haben Monate hindurch und länger im Gefängnisse gesessen, was nicht nur sie selber, sondern auch ihren Anhang gewaltig ernüchterte. Ein gut Theil fiel in das Heidenthum zurück, die Anderen gelang es nach und nach einem geordneten kirchlichen Leben wieder zuzuführen. Als Missionsinspector Prof. Plath um Neujahr 1878 in Lohardagga war, fand er den Masihdas Birsa als Platzwächter der Station, wozu ihn Missionar Didlaukies mit kühnem Griff gemacht hatte, um ihn seiner Gesellschaft zu entziehen und beständig unter Augen zu haben. Derselbe war jedoch immer noch sehr aufgeregt, und als der Visitator ohne Wissen der Überbringer der Regierungsantwort auf eine Petition Birsas geworden war, wurde er mit mündlichen und schriftlichen Anträgen in der Landfrage überschüttet und von Birsa gewaltig bestürmt. Auch mit den noch nicht zurückgewonnenen „Birsaleuten“, die sich früher um Mansidh schaarten, etwa zehn Männern, hatte er eine Begegnung, bei welcher dieselben einen höchst betrübenden Eindruck auf ihn machten. Alles, was sie vorbrachten über ihren Ausschluß aus der Gemeinde und die Art ihrer Gottesdienste, ihr ganzer Aufzug in alten Soldatenuniformen und mit Musikinstrumenten und das prahlerische Vorsingen ihrer Lieder ließ sie als durchaus „hirnverbrannte“ Menschen erscheinen, mit denen, zumal sie auch dem Hanfrauchen sich ergeben hatten, schlechterdings nichts anzufangen war.[1] Gegenwärtig ist die Secte als aufgelöst zu bezeichnen, und nur noch zwei der Häupter stehen da, aber ohne Anhang. Den rastlosen Bemühungen des Missionar Hahn ist es gelungen, trotz aller Verspottungen, die er von den Leuten anfangs erfuhr, die meisten von ihnen wieder für ein geordnetes, christliches Leben und damit für die Gemeinde zurückzugewinnen. Eine große Acquisition ist mit ihnen aber nicht gemacht, da sie alle durchweg stumpfe und träge Menschen geblieben sind. Noch jetzt stehen einige von ihnen im Taufunterricht. So lange hat es gewährt, sie zum Lernen und zu einigem Verständniß zu bringen. Die beiden noch allein stehenden Führer haben ihren anfänglichen Haß gegen den Missionar wenigstens in so weit abgelegt, daß sie seine Besuche freundlich aufnehmen. Zur Kirche sind sie aber noch nie gekommen.

---

1) Siehe Plath, Reisebriefe S. 154 ff.

Als Secte konnten die „Birsaleute“ bezeichnet werden, weil sie trotz ihres Ausschlusses aus der Gemeinde das Christenthum nicht aufgeben wollten, sondern dasselbe nach ihrer Weise sich zurechtlegend mit ihren socialen Ideen in Verbindung brachten, ein allerdings jämmerlicher, doch immerhin für die Macht des Christenthums unter den Kolhs zeugender Versuch. Die Anhänger Birsas gaben sich nämlich für das wahre Haus Israel aus. Masihdas Birsa war ihr König. Sein Königsthron, ein runder großer Tisch, galt seinen Anhängern als Heiligthum. Als Birsa sich von der Secte lossagte, ließ der Missionar diesen „Thron“ holen und für zehn Rup. verkaufen, um für das Geld die Familie Birsas zu erhalten. Der Schreiber Mansidh war der Priester und Johann Bahadur ihr Herold. Mansidh machte sogar Anspruch auf Göttlichkeit und gab sich für den zweiten Adam und den Herrn der Welten aus. In Bahadur war Moses und Johannes der Täufer aufs Neue im Fleisch erschienen. Steif und fest behauptete er, er habe Christum getauft. „Seht mich doch einmal recht ordentlich an“, so rief er oft seinen Zuhörern zu, „bin ich nicht Johannes der Täufer, wohne ich nicht als solcher in diesem Körper?“ Adam, so lehrten sie, war der erste Bhuiar oder Grundbesitzer und Inhaber der ganzen Erde. Seine Kinder erhielten von ihm Chutia Nagpur zuertheilt, und weil nun Uraos und Mundaris deren Nachkommen sind, so hat keine andere Völkerschaft daselbst Anspruch auf Landbesitz. Die „verheißene Zeit“ sei nahe. Dann werde das Weltgericht gehalten. Schon sei der zweite Adam (Mansidh) erschienen, um alle ungerechten Richter (Engländer), alle Miethlinge seiner Schafe (Missionare), alle Wölfe und Dränger (Gutsbesitzer und Pächter) zu vernichten. Wiederholt haben sie es dem Missionar Hahn handgreiflich vorgemacht, wie er unter ihren Fingern zermalmt werden solle. Dann würden sie wieder alleinige Herren Chutia Nagpurs sein. Mansidh hielt in seinem Hause „Gottesdienst“, zu dem sich die Sectirer jeden Sonntag einfanden. Er las ihnen die Bibel vor und declamirte dann jedesmal den Anfang eines für Hindus geschriebenen Tractates, dessen Anfang lautet: „O ihr lieben Hindus! Sorget für euer Seelenheil! Wollt ihr selig werden? Ja, sprecht ihr, wir bringen den Götzen Opfer, wir rufen sie an, wir wallfahrten an die Orte, die sie erwählt haben ꝛc.“ Diesen Anfang wiederholte Mansidh wohl 20 mal in einer halben Stunde, und dann war die „Predigt“ aus. Nach derselben fanden zuweilen Taufen von neuen Catechumenen statt oder auch, was häufiger war, solche von alten Christen, die sich der Secte angeschlossen hatten. Dabei wurde aber

kein Wasser gebraucht, sondern ein Stückchen Papier, mit dem Namen des Täuflings versehen, in Wasser getaucht und dem Täuflinge auf die Stirne geklebt, und dann von Mansidh die Formel gesprochen: „Ich taufe Dich in dem Namen Gottes und des heiligen Geistes.“ Den Namen Christi ließ er fort, weil er ja selber Christus war. Auch Bahadur oder Johannes der Täufer hat in derselben Weise getauft. Ihr Gottesdienst bestand außer Predigt und Taufe noch aus Aufsagen des Glaubens, Beten des Vaterunsers und Gesang. In der Nähe von Lohardagga liegt ein Berg mit Felsenhöhlungen, in denen Stachelschweine leben. Den Berg nannten sie Golgatha und eine dieser Höhlungen das Grab des Herrn. Nach derselben machten sie häufig Wallfahrten und setzten sich in ihr nieder, mit Begleitung der Ektara religiöse Lieder singend, während die Heiden der Umgegend zuschauten. Aus diesem Grabe glaubten sie also den Herrn in der Person des Masidhas auferstanden, wie denn dieser auch seine nahe Himmelfahrt ankündigte.

Der Umstand, daß die ganze Secte so gut wie verschwunden ist, liefert den Beweis, daß ihre tollen Lehren doch keinen nachhaltigen Eindruck zu machen vermochten. Der gesunde Sinn der Kolhs hat sich von ihnen abgewandt.

Birsa, das anfängliche Haupt der Secte, hielt in Lohardagga nicht lange aus. Sein unruhiges Wesen trieb ihn viel herum. So ist er auch hin und wieder in Burju gewesen, woselbst seine beiden Töchter aus erster Ehe bei Missionar Dr. Nottrott Kinderfrauen sind. Die eine war als die erste aus den Kolhs 1881 mit in Deutschland, wo sie wohl einige unsrer Leser gesehen haben. Bei einem dieser Besuche in Burju hat Birsa einmal seine Lebensgeschichte erzählt. Sie läßt einigermaßen erkennen, wie der Mann ein socialistischer Agitator geworden ist. Schuld daran sind viele ungerechte Bedrückungen, die er Seitens der Hindus erfahren hatte.

12. Anglicanische und jesuitische Gegenmission.

Durch diese beiden Gegenmissionen, die anglicanische der Society for the Propagation of the Gospel (S. P. G.) und die römisch-katholische der Jesuiten wird die Arbeit der Goßnerschen Mission ganz beträchtlich erschwert.

Daß die anglicanische Mission, die sich bekanntlich seit dem Jahre 1869 in das Goßnersche Gebiet eingedrängt hat,[1] es mit der evangelisch-lutherischen zu keinem wahren Frieden bringen kann, hat seinen tiefsten Grund in ihrer Lehre von der „apostolischen Succession." In den ersten Jahren, als die übergetretenen Goßnerschen Missionare auf jener Seite noch Einfluß hatten, behielt man den Lutherschen Catechismus noch bei und sagte: „In der Lehre ist zwischen euch und uns kein Unterschied." Je mehr aber die deutschen Missionare den Einfluß verloren, desto mehr fingen Jene an, sich der großen Vorzüge zu rühmen, welche ihre Priester kraft ihrer Ordination durch Nachfolger der Apostel vor den deutschen Missionaren voraus hätten. Sie machten dieselben Anschauungen geltend, welche die Bischöfe Dr. Milman von Calcatta, und Dr. Douglas von Bombay öffentlich ausgesprochen hatten, welch' letzterer sich z. B. über die Allahabad-Conferenz so entrüstet hatte, „weil sie die Scheidungslinie zwischen der Kirche und ihren Gegnern (!) verwische und alle Missionare zu Brüdern mache, während doch ein Mann, der von einem Nachfolger der Apostel ordinirt wurde und damit die apostolische Sendung empfangen habe, nimmermehr einen Mann, der seinen Dienst einer Berufung durchs Volk (?) zuschreibt, als Amtsbruder empfangen und mit ihm auf dem Fuße vollkommener Gleichheit berathen könne."[2] Sie instruirten besonders ihre Nationalhelfer dahin, daß die deutsch-evangelische Kirche gar keine Kirche, sondern nur eine „Secte" sei, und

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 221 ff.
2) Ev. Miss. Mag. Basel Juni 1873.

daß deren Missionare, auch wenn ordinirt, nicht „Priester“, sondern nur „Missionsagenten“ seien, die kein Recht hätten, zu taufen, das heilige Abendmahl zu spenden und zu trauen. Alle diese ihre Handlungen erklärten sie für wirkungslos. Ihre eingebornen Geistlichen mußten darum die in der Goßnerschen Mission getrauten Paare, so weit der Mann ihrer Gemeinde angehörte, noch einmal trauen. Nur vor einer Wiedertaufe ist man bisher zurückgescheut. Dagegen fand der Eifer, Glieder der Goßnerschen Gemeinde zu sich hinüber zu ziehen, in jener Lehre reichliche Nahrung.

Besonders handelten ihre eingebornen Helfer in diesem Sinne und ließen es nicht an verächtlichen Äußerungen über die deutsche „Secte“ fehlen. Auf Dr. Luther wurde fast in gleichem Tone, wie ihn die Jesuiten anschlugen, als auf einen „Kirchenzerstörer“ geschimpft, die deutschen Missionare gar nicht „Padris“, sondern blos Catechisten genannt, und vom heiligen Abendmahle behauptet, man könne es wohl in der römischen Kirche nehmen, weil diese die apostolische Succession habe, nicht aber in der lutherischen.

Zu Anfang unserer Periode bestand zwischen beiden Missionen das Abkommen, daß man nicht gegenseitig Proselyten machen wolle, aber das wirkliche Verhalten ist weit dahinter zurückgeblieben. Der Goßnersche Missionar von Govindpur sagt Biene 1884 Seite 63, er könne wohl ein Dutzend Fälle dafür anführen, daß die englische Kirche und ihre Native-Geistlichkeit den Krieg wolle. Sie sage stets, sie billige die Übergriffe nicht, sondern wolle sie verbieten, und doch bliebe Alles beim Alten.

Zwei dieser Fälle: In der Gegend von Kania (G.) wurde ein Taufbewerber der Goßnerschen heimlich vom Catechisten der S. P. G. unterrichtet. Trotz des Versprechens, es lassen zu wollen, wurde derselbe aber getauft und gleich darauf vom Bischof confirmirt, obgleich er nicht einmal die zehn Gebote konnte, noch weniger verstand. — In Bargo (G.) drohte der der S. P. G. angehörige Hausmeister des Dorfbesitzers den Christen: „Wenn ihr nicht in die englische Gemeinde kommt, wird mein Herr euch aus den Dörfern jagen.“ Der Catechist besucht mehrere Häuser und zählt ihre Bewohner als seine Gemeindeglieder.

Wenn freilich der Bischof selbst mit bösem Beispiel vorangeht, was ist dann von den eingebornen Helfern zu erwarten? Des Bischofs Verhalten charakterisirt aber folgender Vorfall. Der Älteste Daniel in Darigutu hatte ein heidnisches Mädchen nach heidnischer Sitte mit Trommelschlag in das Haus eines Christen bringen lassen, weil es mit demselben angeblich in unerlaubtem

Umgange stand, und dasselbe dem Christen zur Frau übergeben. Nach Ordnung der deutschen Mission mußten sie bis zur Trauung getrennt bleiben, das Mädchen auch erst lernen und getauft werden. Durch den Missionar deshalb aus dem Hause des Christen entfernt, wurde das Mädchen von Daniel doch wieder zurückgeholt. Wegen dieser offenbaren Auflehnung gegen die Ordnung und gegen seinen Padre wurde Daniel vorläufig seines Amtes entsetzt und sollte Abbitte thun. Dazu zu stolz wandte er sich an den gerade anwesenden Bischof. Dieser trat auf Daniels Seite und nahm ihn, sowie 200 Christen, die als Bauern seiner drei Dörfer von Daniel abhängig waren und deshalb zu ihm standen, trotz allen Protestes in die englische Kirche auf.

Als in Folge dieses Vorgangs besonders durch die Native-Pastoren völlig nach Gutdünken Glieder der deutschen Gemeinde in die englische aufgenommen wurden, blieb den deutschen Missionaren, wollten sie nicht die englische Exclusivität durch die That anerkennen, nichts übrig, als es ebenso zu machen, und so fand lange Zeit ein trauriges Hinüber- und Herüberziehen statt, wobei leider die Engländer wegen ihrer laxeren Disciplin im Vortheil gewesen zu sein scheinen. Bekannten nun aber auch einsichtsvolle Engländer, ja selbst der Secretair der S. P. G. Rvd. Reichard aus Calcatta, ein anglisirter Deutscher, das Verhalten der Goßnerschen Mission als legal und durch die Verhältnisse geboten durchaus an, so konnte es doch unmöglich so weiter gehen, wenn nicht die Gemeinde schweren Schaden erleiden sollte. Die numerischen Verluste wären ja wohl zu verschmerzen gewesen, zumal es nie die besten Glieder zu sein pflegten, welche ihre alte Gemeinde verließen, aber die sittlichen Wirkungen jener beklagenswerthen Concurrenz waren unerträglich.

Da wir später den demoralisirenden Einfluß der jesuitischen Gegenmission näher schildern werden und leider zwischen dem Unheil, welches die S. P. G., und dem, welches die Jesuiten über die christlichen Kolhgemeinden bringen, nur einen gradweisen Unterschied erblicken können, so sei hier nur erwähnt, daß besonders der Rückhalt, welchen die englischen Christen bei der Obrigkeit zu haben wähnten, von bösen Folgen begleitet zu sein pflegte. So ist constatirt, daß erst seit Auftreten der englischen Gegenmission die Christen angefangen haben, unter einander Prozesse zu führen. Ja das Vertrauen auf den Beistand der englischen Regierung ist sogar dazu benutzt worden, Anhänger der alten Mission aus dem Dorfe und ihrem Besitze zu drängen. Überhaupt führt die engere Berührung zwischen den deutschen und englischen Christen viel leichter

zu Übelständen, als es die immerhin größere Kluft vermag, welche zwischen den evangelischen Gemeinden und den römischen besteht. Der Übertritt zur S. P. G., die doch wenigstens das Evangelium hat, scheint den Leuten weniger bedenklich, und das, was bei jenen geschieht, viel verlockender und nachahmungswerther. So wurde auf der Generalconferenz 1866 durch die Eingebornen selbst hervorgehoben, daß das Trinken, welches wieder einrisse, von den Gemeinden der S. P. G. ausgegangen sei, und daß deren Praxis die Bekämpfung des Geldnehmens für Bräute sowie das Einziehen der Gemeindesteuern sehr erschwere. Auch hätten die Christen von jenen die Sonntagsentheiligung gelernt.

Wiederum ist es ganz psychologisch, daß sich gerade bei so nahe stehenden Missionen eine größere Animosität, um nicht zu sagen Feindschaft entwickelt. Sehr aufgefallen ist das Verhalten zur S. P. G. übergetretener Gemeindeglieder gegen ihre alten Padris. Sie grüßen nicht mehr, lachen hinter ihnen her, machen während des Gottesdienstes störenden Lärm. Als einmal ein Goßnerscher Missionar hört, daß eine Frau seiner Gemeinde von der andern Partei der Hexerei angeklagt sei, will er den Versuch machen, die Sache ohne gerichtliche Klage zu schlichten, und reitet hin. Was aber findet er? Die Gegner, sogar die Weiber und Kinder stellen sich ihm mit Stöcken bewaffnet drohend gegenüber. Sofort wirft er seinen Reitstock weg und sagt: „Seht, ich komme nicht feindlich, sondern bringe den Frieden.“ Während er aber das sagt, schlägt ihn Einer mit einem dicken Knüppel von hinten über die Schulter, und, als er sich umwendete, auf den Kopf, so daß der Knüppel am Sola-Hute entzweibricht. Seinen Begleitern, obwohl sie in der Majorität waren, verbietet der Missionar wiederzuschlagen, aber die Namen der Aufwiegler schreibt er auf und zeigt sie mit der Bitte um das geringste Strafmaaß bei Gericht an. Die Folge war, daß der englische Gemeindeälteste 4, drei andere je 3 Monate Gefängniß bekamen.

Die üblen Einflüsse der englischen Gemeinden auf diejenigen der deutschen Mission sind so bedeutend, daß die obengenannte General-Conferenz einstimmig und ohne jeden Widerspruch beschlossen hat, Mischehen und überhaupt den Umgang mit den Christen der S. P. G. nach Kräften zu verhindern.

Eine gewisse Entschuldigung erfährt das Verhalten der englischen Christen dadurch, daß sie blos von zwei Missionaren bedient werden, und diese, welche in Ranchi wohnen, sehr selten in die Dörfer kommen, sondern fast die ganze Arbeit den etwa 14 Ein-

gebornen überlassen, welche sie ordinirt haben. Aber warum kümmern sich die Herren so wenig um ihre Gemeinden? Thäten sie es, sie würden mit Schrecken auch das wahrnehmen, wie ihre Praxis ihnen selbst die traurigsten Früchte trägt. Das gilt z. B. von dem oben angeführten Falle mit Daniel in Darigutu. Der Mann ist unbußfertig gestorben. Von den drei Dörfern, welche er besaß, sind bereits zwei seinen Söhnen durch die Hindus geraubt, und viele Christen derselben ins Heidenthum zurückgegangen. Das dritte Dorf ist verwildert, denn Trunk und Tanz herrschen dort. Ähnlich ist's anderwärts.

Die Verhandlungen zur Herstellung eines friedlichen Nebeneinander sind nun Seitens der Goßnerschen Mission immer wieder versucht worden. Sie scheiterten leider stets an dem Verhalten des Mr. Withley, dem seit Abgang des Missionars F. Batsch die englische Mission unterstellt war. Derselbe hatte wohl leere Entschuldigungen für seine raubenden Native-Geistlichen, aber keine Abhülfe. Bei seiner Ansicht, daß die engl. Kirche eine vollkommenere sei, als die deutsche, war das ja auch ganz erklärlich. Nun ist aber Withley seit 1885 nach England zurück, und Missionar Bohn, der letzte der ausgeschiedenen Goßnerschen Missionare, der noch in Indien weilt, an seine Stelle getreten, und dadurch hat sich das Verhältniß etwas gebessert. Bohn ist es gelungen, endlich durchzusetzen, daß jeder Fall von Übertritten dem Bischof vorgelegt werden soll. Dieser hat denn in Einem Falle bereits befohlen, den deutschen Missionar davon in Kenntniß zu setzen, leider aber hinzugesetzt: „damit die Deutschen nicht sagen können, wir raubten ihnen die Christen, und damit sie sagen mögen: „„Wie Du mir, so ich Dir."" Auch die deutschen Missionare haben nun beschlossen, daß nur der Vorstand das Recht der Aufnahme aus der englischen Gemeinde habe, und daß von jedem Falle zur Rückäußerung Anzeige bei den Engländern gemacht werden solle. Mit diesem Abkommen ist etwas erreicht, aber noch nicht genug. Es sollten gar keine Christen gegenseitig angenommen werden. Aber eine solche Übereinkunft läßt ja die „apostolische Succession" nicht zu.

Man braucht das Verhalten der S. P. G. gegen die Goßnersche Mission nur zu potenziren und hat dasjenige der Jesuiten.[1]) Aus derselben Grundvoraussetzung ziehen sie nur die Consequenzen rücksichtsloser und sind im Gebrauch der Mittel zu ihren Zwecken weit unbedenklicher, als jene. „Rom ist die eine, heilige, allge-

---

1) Vgl. zu dem ganzen Abschnitt: Warneck, Allg. Miss.-Zeitschr. S. 211 ff.

meine, christliche Kirche, die Anhänger der Reformation sind verlorne Ketzer, schlimmer, verdammter als die Heiden, die vom christlichen Heil nichts wissen — darum ist es Pflicht, das Werk der Evangelischen zu zerstören und sie selbst in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen." Das ist die Stellung eines jeden consequenten Katholiken, er lebe in Indien oder in Deutschland. Wenn Jemand glaubt, Rom werde jemals der evangelischen Kirche eine Gleichberechtigung, eine Parität zugestehen, der hegt einen höchst beklagenswerthen Aberglauben. Der Romanismus führt gegen das Evangelium und dessen Anhänger einen Krieg bis aufs Messer.

Es ist bekannt, wie Roms Heere jetzt auf der ganzen Linie gegen die evangelische Kirche avanciren. Nicht das unbedeutendste Kampfesfeld, das sie sich ausgesucht haben, ist die Goßnersche Mission in Chutia Nagpur. Es scheint, als wollten die Jünger der Gemeindschaft Jesu die Verfolgungen gegen den früheren katholischen Priester Johannes Goßner[1] dadurch fortsetzen und zu Ende führen, daß sie sein Missionswerk unter den Kolhs zu vernichten suchen. Denn wäre es ihnen wirklich um die Errettung armer Heidenseelen zu thun, warum sind sie nicht nach einem der zahlreichen Bezirke Indiens gegangen, wo noch keinerlei Mission betrieben wird? Warum wenden sie sich selbst unter den Kolhs nicht, anstatt, wie sie thun, an die evangelischen Christen, in erster Linie an die Heiden? Aber der ganzen Art ihrer Wirksamkeit steht es an der Stirn geschrieben: nicht die Errettung der Seelen aus den finstern Banden des Heidenthums ist ihr Ziel, sondern die Macht und Ehre ihrer „allein seligmachenden" Kirche, und dazu gehört die Zerstörung gerade der blühenden evangelischen Missionen. Es ist das einstimmige Urtheil aller evangelischen Missionare in Chutia Nagpur, daß Rom unter den Kolhs das Reich Gottes nicht baut, sondern niederreißt und dadurch eine furchtbare Verantwortung auf sich ladet.

Zuerst hatten die Jesuiten in Chaybasa[2] Fuß gefaßt. Dorthin war 1869 ein römischer Missionar gekommen, angeblich einer ihm verordneten Luftveränderung wegen. Er sagte auch, daß er nicht dableiben, sondern nach seiner Station zurückgehen wolle. Das that er auch, jedoch nur um zu dauerndem Aufenthalt wiederzukommen. Den nöthigen Luftwechsel, zu welchem übrigens das heiße Chaybasa wenig geeignet erscheint, hatte er benutzt, Erkundigungen nach

---

1) Siehe Dalton, Leben J. E. Goßners, S. 68 ff.
2) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 264.

den Landesverhältnissen einzuziehen, und diese mußten seine Oberen wohl befriedigt haben. Zu Anfang des Zeitabschnitts, den wir beschreiben, saß er noch in Chaybasa und hatte auf seiner Station über hundert Christen, meist brotlose, vertriebene Mundaris, die, weil sie nur „des Bauches wegen“ zu kommen pflegen, von der Goßnerschen Mission gar nicht aufgenommen werden. Neben ihm stand noch ein Portugiese und zwei Nonnen, welche eine kleine Schule unterhielten. — Bald rückten sie nach Norden vor, gründeten zuerst die Station Kochang im Bandgau und bevölkerten auch sie zunächst mit brotlosen Leuten, die sie ernährten und anzusiedeln suchten, dann, Schritt für Schritt derart weitergehend, daß ein jüngerer Missionar in die Stelle des älteren einrückte, die Stationen Bandgau, Sarvada, Dolda und Torpa — sämmtlich im Bezirk der Goßner-Station Burju — in der Diöcese Ranchi: Duranda, Ghutua Jamgai und Digdiha, ließen sich auch in der Govindpur-Diöcese nieder und errichteten in Hazaribagh ein Seminar für Jesuiten-Missionare, sowie ein Erziehungsinstitut für europäische Mädchen, wohin leider auch Protestanten ihre Töchter schickten, Manbhum, aber suchten sie von der großen Bahnstation Asansol aus zu beherrschen. Die Zahl ihrer Stationen ist jetzt bereits größer, als die der Goßnerschen Mission, in Ranchi aber, wohin jetzt der Pater von Duranda übergesiedelt ist, gedenken sie neben ihrem dortigen Nonnenkloster noch ein Mönchskloster und eine höhere Schule zur Ausbildung Eingeborner für den Regierungsdienst (!) einzurichten.

Eifrig suchten sie bei ihrem Vorgehen die Freundschaft und Unterstützung der Regierungsbeamten. Der Deputy-Commissioner von Chaybasa leistete allerdings dem ersten Bahnbrecher so wenig als möglich Vorschub, erweckte aber dafür auch den Zorn dieses Herrn, der ihm schriftlich vorhielt, er möge wohl bedenken, was er mit solcher Bedrückung der „allein wahren“ Kirche thue. Eine Beschwerde bei dem Bischof von Calcatta hatte sogar die Folge, daß dem Jesuiten ein dem Governement gehöriges (!) Stück Land, das derselbe wünschte, sofort überlassen werden mußte. — Entgegenkommender war man gegen den Jesuiten, der sich in Torpa niederließ. Während der sein Haus baute, gab ihm der Deputy-Commissioner und der Polizei-Superintendent bereitwillig Wohnung auf der Thana, der Polizei-Station. — Es ist kein Wunder, daß die Kolhs, wenn sie von solchen Begünstigungen hörten, zu der Ansicht kamen, die Regierung habe diese Missionare gesendet. Thatsache ist auch, daß während der Regierungszeit des Vice-Königs

Lord Ripon mit vielem Fleiß darauf hingewiesen wurde, daß derselbe der römischen Kirche angehöre und einen jesuitischen Hauskaplan habe.

Ein Beispiel von der höchst bedenklichen Weise, wie die Jesuiten sich die Beamten befreunden, lesen wir bei Warneck a. a. O. S. 212. Ein anderes ist folgendes. Den Polizeisergeanten von Torpa, der mit einem Christenmädchen in wilder Ehe lebt, als Brahmane, der er ist, aber natürlich nicht mit ihr zusammen speist, hatte sich jener auf der Thana wohnende Jesuit dadurch gewonnen, daß er das Kind seiner Concubine taufte, was die englischen Missionare verweigert hatten.

Ein Hauptmittel der jesuitischen Propaganda ist die Verdächtigung der evangelischen Kirche und ihrer Missionare. Jene, heißt es da, sei gar keine Kirche, und diese seien keine Padris. Man könne bei den Evangelischen nicht selig werden, denn ihre Missionare könnten als vom pavittr papa (heil. Vater) nicht eingesetzte und als verheirathete Leute gar keine Sacramente spenden. Dagegen sei die römische Kirche die älteste, größeste, allein wahre u. s. w. An Luther lassen sie natürlich kein gutes Haar. Ein Jesuit pflegte vor den evangelischen Christen auszuspeien und zu sagen: „Pfui, pfui! schlechte Christen, schlechte Lügengemeinde!“ Dafür giebt's viele Zeugen. Den evangelischen Missionaren werfen sie ihre Bedrückung der Eingebornen und üppiges Leben vor. „Nicht zehn, nein hundert Mal“ — bemerkt der Bruder des Verfassers bei Warneck a. a. O. — „ist mir von meinen Gemeindegliedern nach ihren Begegnungen mit den Jesuiten oder deren Catechisten gesagt worden, man habe sie gefragt, weshalb sie denn ihre Padris fütterten, die bekämen ja so genug Geld, und es sei nicht der Wille der Christen in Vilayat (Europa), die so viel Geld schickten, daß hier die armen Leute auch noch ausgesogen würden; iclu apea padriko jometanako = wer weiß, eure Padris essen das wohl selbst auf.“ — Dabei weisen sie auf ihre eigene Armuth hin, die sie geflissentlich zur Schau tragen. So war der 1884 in Bandgau stationirte Pater höchst ärmlich gekleidet und ritt im schwarzen Rock, ohne Strümpfe, aber mit Pantoffeln an den Füßen, einen magern Klepper. Den Kolhs sagte er, er thäte das, um sein Geld für die Armen zu verwenden, während „die Anderen“ es für ihren Comfort benutzten, auch bereite er sich sein Essen selbst. Wäre das ehrlich gemeint, so wäre es doch kein Ruhm für einen Missionar, denn ein solcher hat Besseres zu thun, als sein Essen selbst zu kochen, und handelt nur im Interesse seines Werkes, wenn er

Stiefeln anzieht und ein tüchtiges Pferd reitet. Übrigens ist nach den Aussagen eines Engländers die Speisekammer jenes Jesuiten mit Conserven, Bier und Wein gar wohlgefüllt. Mehreren Jesuiten wird geradezu nachgesagt, daß sie stark Brandy und Illi tränken und sich auch betränken.

Ein gutes Zeugniß für die deutschen Missionare ist, daß die Jesuiten sie nicht der Trägheit verdächtigen; denn könnten sie da auch nur einen Schein von Vorwurf erheben, sie thäten es gewiß. Die Sache liegt aber so, daß dieselben in der Missionsarbeit weit rühriger sind, als die katholischen, die weniger selbst auf Predigtreisen ausziehen, als von ihren Stationen aus durch eingeborne Helfer, die sie sich übrigens bis jetzt noch nicht selbst ausgebildet, sondern sämmtlich von den Evangelischen gestohlen haben, die Netze stellen, in welchen sie die Leute fangen.

Wir haben oben auseinandergesetzt, welche Furcht die Kolhs vor jeder kirchlichen Besteuerung haben, obgleich dieselbe doch durchaus nöthig ist und ausschließlich in die Gemeindekassen fließt. Hieran knüpfen die Jesuiten die Lockung: „Kommt zu uns, bei uns kostet es nichts.“ Ja, sie verlangen nicht blos keine freiwilligen Beiträge, wie die evangelischen Missionare, sondern es ist nicht zu bestreiten, daß sie den Leuten noch Geld geben und zwar nicht etwa blos den Nothleidenden, sondern Geld, um sie zum Übertritt, der Taufe, dem Besuch des Gottesdienstes anzulocken. Daß in Chaybasa und Kochan auf den Stationen Eingeborne unterhalten wurden, ist schon berichtet. In Kochan bekamen aber in der ersten Zeit auch diejenigen Dorfbewohner, welche die Kirche besuchten, Haus für Haus Geld, man sagte, die Männer einen vollen Wochen-Lohn. Bald ging's wie im Lauffeuer durch die Gegend: „Bei den Rumi Sahibs bekommt man noch Geld dazu.“ Ein Ältester, der übertrat, sollte 15, andere Christen 10 und 5 Rup. kosten, also eine ganz bestimmte Taxe je nach der Stellung der Übertretenden existiren. Die Leute mögen übertrieben haben, das aber steht fest, daß Geld gegeben wurde. Dem Ältesten von Jokoseringh wurden monatlich 3 M. durch den Jesuiten angeboten, wenn er übertreten wolle. Im Dorfe Jamgain bekam der Apostat Paulus zuerst ein Geschenk von 10 Rup. und dann monatlich 8 Rup. Gehalt, um selbst Propaganda zu machen, nach einigen Monaten 4, und sein Sohn auch 4, ein anderer 2 Rup. und so fort. Bei der Taufe bekamen die Kolhs nicht blos neue Kleider, sondern auch eine Geldgabe von 5 Anna pro Kopf. Verkommene Heiden saßen ihre Kirchenzeit für Geld einfach ab, ohne auch nur die Absicht zu haben, Christen

zu werden. Auf Einer Station (ob auch auf andern, ist uns nicht bekannt) wurde allsonntäglich eine Kuh oder ein Schaf geschlachtet, und das Fleisch den Kirchgängern mitgegeben. Auch war man sehr bereitwillig Geld zu verborgen, daran aber die Bedingung zu knüpfen, daß es sofort zurückgezahlt werden müsse, wenn sie wieder abtrünnig würden, widrigenfalls Klage erfolge. Es liegt auf der Hand, daß die Jesuiten, wie groß auch ihre Fonds sein mögen, mit ihrer Geldpraxis nicht allzulange fortfahren können. In der That sind sie von ihr auch in jüngster Zeit immer mehr zurückgekommen, und mancher Christ, der bei ihnen pekuniäre Hülfe suchte, ist enttäuscht wieder heimgekommen.

Dafür versuchen sie es jetzt mehr mit der Schule. An diejenigen Eltern, welche in der Schule zu Ranchi für ihre Kinder keine Aufnahme gefunden, machen sie sich heran und versprechen völlig freien Schulunterricht, wenn sie römisch würden. In Ranchi wollen sie, wie oben gesagt, eine Schule zur Heranbildung von Regierungsbeamten einrichten. Im Bandgau haben sie eine Knabenschule. Ihre Catechisten gehen dort umher und laden die evangelischen Christen ein, ihre Kinder in dieselbe zu schicken. Bisher ohne großen Erfolg. Dagegen sind ihre anderen Schulen, wie die in Jamgai und Burima, gut besucht.

Ein kluger Griff war es, daß sie sich in die socialen Fragen der Kolhs mischten. Den anfänglichen Versprechungen haben sie nämlich neuerdings die That folgen lassen. Im Jahre 1884 ging ein Jesuit mit den Mundas mehrerer Dörfer in Tamar zu dem Deputy-Commissioner nach Ranchi und führte deren Sache, ohne daß es ihnen einen Pfennig kostete, was den Leuten natürlich sehr gefiel. Ausdrücklich war ihnen vorher vom Jesuiten gesagt worden, er wolle die Prozeßkosten tragen, wenn sie sich nur zu der Gemeinde halten wollten, welcher der Richter und Herrscher angehörten. — Im Süden der Ranchi-Diöcese wurde Missionar Onasch verdächtigt, daß er den Christen nicht helfen wolle, der römische Pater aber als ein „tüchtiger Kämpfer“ herausgestrichen, „der nie eine Klage verliere und bis zum High-court kämpfe.“ In Murto (L.) versprach man 1883 den Unzufriedenen ihre Feldstreitigkeiten nach Wunsch schlichten, ja sie von jedem Frohndienst befreien zu wollen. Das Versprechen zündete, und einzelne Kolhs riethen: „Tretet doch über, dort wird uns Hülfe.“ — Dem evangelischen Christen Matthias Bando in Garsul (R.) sagte der Jesuit, er solle seinem Bruder (römisch) das Erbtheil herausgeben, sonst werde er jenem die Klage vor Gericht so führen, daß ihm

gründliche Kosten erwüchsen; werde er aber katholisch, so solle der ganze Streit beigelegt werden. — Dem Paulus von Jeria (G.), der einen Feldprozeß verloren hatte, sagte ein anderer Jesuit: „Wenn du zu uns kommst, kann ich dir noch einen Rath geben, denn ich werde deinetwegen an meinen Vorgesetzten schreiben.“ — Auch in Diangkel (B.) schürte der Jesuit das Feuer und nutzte dazu die alte Lüge aus, Missionar Häberlin habe einst das günstige Erkenntniß in der Landfrage unterschlagen, und rief aus: „Seht, solche Lügen-Padris habt ihr.“ Den Polizeisuperintendenten der Gegend belästigte er durch unaufhörliche Correspondenz so sehr, daß dieser sich schließlich über ihn beschwerte Nachdem er zurückgewiesen worden, hat auch die Propaganda in Diangkel fast ganz aufgehört.

Ganz besonders verlockend ist aber für die sinnlichen Kolhs die Stellung, welche die römische Mission dem Trinken, Tanzen und Opfern gegenüber eingenommen hat.

Während die Goßnersche Mission den Illi, diesen gewaltigsten Feind des Volkes, in pädagogischer Weisheit ganz verbietet,[1] bezeichnen die Jesuiten eine völlige Enthaltung von seinem Genuß als Rigorismus, den als Bedingung der Taufe auflegen zu wollen, ihnen „nicht einfalle.“ Sie mögen sehen, wie sie ihr Verhalten verantworten können, daß sie aber die evangelischen Gemeindeglieder geradezu damit locken, daß bei ihnen Illi getrunken werden dürfe, wie sie das in Arahara (G.) und anderwärts wiederholt gethan haben, dagegen ist mit Recht zu protestiren.

Dasselbe gilt von den nächtlichen Tanzgelagen. Die Goßnersche Mission hat die Betheiligung an denselben, die selbst anständige Heiden ihren Kindern nicht gestatten, gänzlich untersagt und erfährt dabei die völlige Zustimmung des besseren Theils ihrer Gemeinden. Die Jesuiten gestatten sie und benutzen das als Agitationsmittel. Wie sie beim Trinken darauf hinweisen, daß selbst der Apostel Paulus das Weintrinken empfohlen habe, so vertheidigen sie das Tanzen mit dem Tanz des Königs David vor der Bundeslade. Daß dabei die schmutzigsten Lieder gesungen werden, auch den „Ausschreitungen“, welchen sie nach ihrer Absicht gewehrt wissen wollen, sich schwerlich ein Theilnehmer entziehen kann, das schienen sie lange Zeit entweder nicht zu wissen oder absichtlich zu übersehen. Erst neuerdings hat man bei ihnen, damit ihre Leute nicht mit den Heiden zusammen tanzten, christliche Tanzplätze eingerichtet.

---

1) Vgl. Abschnitt 7 S. 118 f.

Schlimmer als diese Nachsicht gegen das Tanzen und Branntweintrinken ist die Nachsicht, welche sie gegen die Teufels-Opfer der Christen beweisen. Anfangs mochte man es gar nicht glauben, daß sie den Leuten sogar gerathen hätten, wenn die Gebete nichts hülfen, dem Teufel wieder zu opfern, weil das nichts schade, wenn sie nur hinterher es in der Beichte bekennen würden; schließlich aber mußte man es doch für wahr halten, denn es wurde durch Zeugen bewiesen, daß der Jesuit von Sarvada den evangelischen Christen von Janumpiri (B.) gesagt hatte: „Wenn ihr zu mir kommt, könnt ihr in Krankheitsfällen auch wieder opfern, das ist keine Sünde."

Darauf, daß sie den Männern gestatten, wieder einen Zopf zu tragen, und den Frauen, Schmuck anzulegen, wollen wir keinen großen Werth legen, obgleich es besser wäre, sie thäten es nicht. Denn der Zopf dient nicht gerade zur Reinlichkeit und Wohlanständigkeit, und die oft massenhaften Perlenschnüre und Messingringe hindern, abgesehen davon, daß sie theilweise als Zaubermittel angesehen werden, entschieden bei der Arbeit. Auch halten wir dafür, daß ein äußeres Zeichen, durch welches sich Christen von Heiden unterscheiden, nützlich und auch von heilsamem Einfluß auf das Verhalten der ersteren ist. Bekanntlich gestatten aber auch andere evangelische Missionen, z. B. die Leipziger, den indischen Christen das Tragen von Zopf und Schmuck, ja reden ziemlich fanatisch gegen diejenigen, welche das nicht thun.[1]

Wem es klar geworden ist, daß der römische Cultus in seiner Marien-Verehrung, seiner Heiligen-Anbetung, seinen Amuletten und wunderthätigen Bildern u. s. w. noch ein gut Stück alten Heidenthums in sich birgt oder wieder in sich aufgenommen hat, den wird es nicht Wunder nehmen, daß von den römischen Missionaren zur Gewinnung von Heiden und jungen Heidenchristen gerade auf diese Dinge ein großer Werth gelegt wird. Der Marien-Cultus steht ihnen auch unter den Kolhs obenan. Der Jesuit von Jamgay (R.) macht durch seine aus chinesischer Erde wohlgeformte „Himmels-Königin", die er in seiner Kapelle aufgestellt hat und vor der er, seinen Rosenkranz betend, niederfällt, auf die sinnlichen Gemüther keinen geringen Eindruck. Selbst ein evangelischer Catechist, der es gesehen, sagte: „Saheb, es war sehr hübsch." — Und wenn der Pater in Duranda mit seiner Marienstatue unter Fackel-

---

1) Vgl. Baierlein, die evang. luth. Mission in Ostindien S. 155 und auch sonst.

schein, Militärmusik, Fahnenschwenken und Singen große nächtliche Processionen macht, so staunen die einfältigen Kolhs nicht wenig. Dabei wird den Evangelischen vorgeredet, wenn sie im Apostolicum bekennten: „Geboren von der Jungfrau Maria", so beteten ja auch sie die Maria an. —

Natürlich unterrichten die Jesuiten ihre Christen auch bereits über die Wunderquelle von Lourdes und heben überhaupt als besonderen Vorzug der katholischen Kirche vor der evangelischen das hervor, daß in ihr Wunder geschähen, in jener nicht. Triumphirend erzählen ihre Christen, daß ein Mensch, der in Folge des Bisses einer sehr giftigen Schlange bereits besinnungslos gewesen wäre, durch „heiliges Lourdeswasser" geheilt worden sei. Und dann die Papst- und Heiligen-Medaillen, welchen trefflichen Schutz gewähren die! Ganz denselben, nein, einen besseren als die ihnen zum Verwechseln ähnlichen heidnischen Zauber-Amulette!

Leider wird auch die heilige Taufe in der römischen Missionspraxis zu einem Zaubermittel entweiht. Meist werden die Heiden, die sich melden, sofort ohne vorherigen Unterricht getauft. Hie und da ist es vorgekommen, daß man wohl die Kinder heidnischer Eltern ohne Weiteres taufte, die Eltern selbst aber noch nicht. Man denke, getaufte kleine Kinder ungetaufter Eltern! — Der Unterricht, den ihre Taufcandidaten empfangen, besteht wesentlich in Anleitung zum Beten des Ave Maria und wie man vor der Maria, dem Sacrament und dem Pater die Kniee beugen müsse (vor der Maria nämlich beide, vor dem Pater nur eins). Auch das Schimpfen (eigenster Ausdruck eines ihrer Convertiten) auf Luther bildet einen großen Theil der Unterweisung. Allerdings kaufen sie auch Exemplare der biblischen Geschichte, welche die Goßnerschen ins Mundari übersetzt haben, aber der Unterricht darin scheint nicht weit her zu sein. Dagegen ist ihr römischer Catechismus, in welchem übrigens von Bibelverbot, Tradition, Reliquiendienst u. s. w. kein Wort steht, sowie ihr kleines Liederbuch nach dem Urtheil eines Kenners in so haarsträubendem Kolh geschrieben und ihre eigene Kenntniß des Hindi und Mundari eine so schwache, daß die Resultate des Unterrichts dem wohl entsprechen werden. Danach dürfte auch die „geistige Überlegenheit" der Jesuiten zu beurtheilen sein, die den Katholiken freilich eine selbstverständliche ist, aber auch von Evangelischen noch manchmal geglaubt wird.

Die von evangelischen Missionaren ertheilte Taufe erkannten die Jesuiten Anfangs nicht an. Seit einem Jahre taufen sie jedoch

blos die von Native-Pastoren Getauften noch einmal, weil dieselben zu wenig wüßten (!?).

Fragen wir nun nach den Früchten der jesuitischen Missionsthätigkeit unter den Kolhs, so sind diese nach allen Seiten hin und für alle Betheiligten höchst traurige.

Die Übertritte aus der evangelischen Gemeinde mehren sich von Jahr zu Jahr. Sie betrugen 1882: 81, 1884: 63, 1886: 104, im letzten Jahre (1887) sogar 503, wovon allein auf die Diöcese Govindpur 345 kamen. Bald sind es Streitigkeiten in den Gemeinden, bald die Hoffnung auf Anstellung und Besoldung, bald der Wunsch bei den Jesuiten Hülfe in den Landstreitigkeiten zu erhalten, bald der Trotz und Eigenwille, der sich unter bestehende Ordnungen nicht beugen will, bald die Gelüste nach den Rupies der Katholiken, welche die Veranlassung des Übertritts abgeben, bald auch und nicht am wenigsten die allerdings begründete Meinung, daß es bei den Römischen leichter sei, Christ zu sein, das heißt, daß sie dort tanzen und trinken, auch in der Noth Opfer bringen dürften, eine von den Evangelischen verweigerte Trauung erlangen könnten u. dgl. Gemeiniglich gestehen zu Anfang die Abtrünnigen diese ihre äußerlichen Motive auch ganz harmlos zu, bis sie dann nach einiger Zeit auf die Frage, weshalb sie weggegangen seien, die angelernte Antwort vorbringen: „Um unseres Seelenheiles willen.“ Allzu betrübt braucht also die Goßnersche Mission über solche Verluste nicht zu sein. Trüge man nicht Leid über die Abgefallenen, die wohl allermeist dem Abgrund des Heidenthums wieder entgegengehen, so könnte man wohl in den Wunsch einstimmen, den ein Missionar ausgesprochen hat: „Möchten doch die Römischen nur alle unsere Säufer u. s. w. nehmen!“

Aber auch von denjenigen Gliedern der evangelischen Gemeinden, welche nicht zu Rom übertreten, werden gar Manche durch die römische Zuchtlosigkeit in übler Weise beeinflußt. Das ist bei dem nahen Beieinanderwohnen der beiderseitigen Kirchenglieder und dem ganzen Charakter der Kolhs nicht anders möglich. „Dürfen Jene Illi trinken“, so heißt es dann, „warum wir nicht?“ Die Folge ist, daß das Trinken auch in den evangelischen Gemeinden wieder einreißt. Ferner lockert die große Leichtigkeit, zu einer andern Kirche übergehen und dabei doch Christ bleiben zu können, die Bande der Zucht ungemein. Die immer wieder ausgestreuten Verdächtigungen erschüttern das bisherige Zutrauen zu den Missionaren. Die römischen Irrlehren verwirren die Gewissen. Manchmal hört man: „Wenn nicht auch sie die Wahrheit predigten, wie

würde denn die Königin sie dulden?“ Sehr glatt geht den geizigen Kolhs die im Munde eines Katholiken höchst wunderliche Lehre ein, daß Gott das Herz wolle und nicht das Geld. Die Gemeindesteuer vermindert sich, die Anstellung eingeborner Geistlichen wird immer schwieriger, ebenso die Errichtung von Schulen, der Bau von Kapellen. Die Jugend fängt an, wieder mit den Heiden zum Tanz zu gehen. Das und noch manches Andere hat die evangelische Mission zum guten Theile Rom zu verdanken, und es bekümmert die Herzen ihrer Diener nicht wenig. Mehr aber noch als das. Die Bereitwilligkeit der Römischen, evangelische Gemeindeglieder, aus welchen Gründen sie auch kommen mögen, bei sich aufzunehmen, erschwert die so nöthige Kirchenzucht außerordentlich. Muß man doch fürchten, daß die durch die Disciplin Betroffenen sofort zu Jenen übertreten. Man hat sich deshalb bereits die Frage vorgelegt, ob man nicht die Zügel, wenigstens in Betreff des Trinkens und Tanzens, lockerer lassen solle, bis jetzt aber, und gewiß zum Heil der Mission, sich dazu noch nicht entschließen können.

Sind das aber böse Früchte, welche die evangelische Mission von dem Unkraut erntet, das der böse Feind unter ihren Weizen gesäet hat, wie mag's auf dem Acker des Feindes selbst aussehen! Natürlich noch weit trauriger. Das Leben der römischen Gemeindeglieder unterscheidet sich von dem der Heiden in der That sehr wenig. Der alte Heidenlärm mit Tanzen und Trommeln und Trinken ist völlig wieder an der Tagesordnung. Betrunkene Katholiken finden die Goßnerschen Missionare auf ihren Reisen sehr häufig. Bei den Kolhs hilft eben nicht Mäßigkeit, sondern nur Enthaltsamkeit. Fangen dieselben wieder an zu trinken, so fangen sie auch an sich zu betrinken. In Garsul aßen, tranken und betranken sich die römischen Christen mit den Heiden bei deren Sarhul-Feste. Angestachelt fallen sie in das Haus des evangelischen Boas und hauen auf diesen ein. Boas packt den Rädelsführer und wirft ihn hinaus. Die Sache kommt durch die Katholiken vor Gericht, ihre Lügen waren aber so arg und widersprechend, daß Boas und Genossen gar nicht vernommen wurden. — Ein römischer Catechist (in Murto) war auf seinen Wegen oft so betrunken, daß er vom Pferde fiel. Auch in seinem Hause trank er und schlug und schimpfte dabei seine Frau. Diese klagte beim römischen Priester, wurde aber nicht angenommen. Als Priester, sagte er, habe er mit solchen Sachen nichts zu thun; in der Beichte und Messe bekomme Jeder Vergebung der Sünden. — Mehrfach kommt es vor,

daß die Evangelischen von ihren katholischen Dorfgenossen schwer zu leiden haben. Bei dem Haß, der gesäet wird, kann's auch nicht anders sein. In der Gemeinde Diangkel ist es Seitens der Katholiken schon zu solchen Drohungen gegen den Hülfsprediger Hanukh und dessen Catechisten und zu solcher Aufregung gegen die Evangelischen gekommen, daß eine Revolte nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Auch die Anhänglichkeit der Kolhs an die englische Regierung und Königsfamilie scheint unter den Katholiken im Schwinden zu sein. Einer der römischen Native-Agenten hat sich wenigstens einmal in Murto bemüht, seinen Zuhörern klar zu machen, der englische Thronerbe sei gar kein Christ, sondern ein Heide, denn er sei, als er die protestantische Taufe erhielt, nur mit Rosenwasser bespritzt; Indien werde also einmal einen heidnischen Kaiser haben.

Die Geschichte lehrt, daß gar manche Jesuiten-Mission, die Anfangs wegen ihrer Erfolge sehr bewundert wurde, spurlos wieder verschwunden ist. Wir sind der festen Überzeugung, daß es ihrer Kolh-Mission ebenso ergehen wird. Ein Haus, welches auf Sand gebaut ist, muß einstürzen. Die Erfolge, die Rom mit solchen Mitteln erringt, wie es in Chutia Nagpur anwendet, sind nicht blos in sich selbst werthlos, sondern untergraben auch den Bau, den man aufrichtet. Die kühne Zuversicht, mit der die Jesuiten behaupten, in der Zukunft werde es in Chutia Nagpur nur zwei Missionen geben, die römische und die der S. P. G., braucht deshalb die Goßnerschen nicht bange zu machen.

Doch ist es wohl möglich, daß die Jesuiten in den nächsten Jahren der Goßnerschen Mission noch weit mehr Abbruch thun werden, als sie jetzt schon thun, — es wird das ein heilsames Gericht für dieselbe sein, es wird den Weizen von der Spreu scheiden, es wird alle aufrichtigen Christen fest auf das Evangelium gründen und dazu dienen, daß dieses in seiner Wahrheit und in seinen Segnungen nur um so besser erkannt werde. Und diesen Dienst thut die jesuitische Gegenmission schon jetzt. Der größeste Theil der evangelischen Kolh-Christen fühlt sich von dem, was sie bei den Jesuiten sehen, abgestoßen; besonders, daß Jene noch einmal taufen, empört sie. Ein christlicher Holzsäger war einmal in einer katholischen Kapelle. Der römische Catechist macht sich an ihn heran: „Wie du bei einem Prozeß einen Advocaten brauchst, so sind Maria und die Heiligen unsere Advocaten bei Gott.“ Seine Antwort war: „Jene sind Menschen, und ich bin auch ein Mensch; sie können mir nicht helfen und mich nicht erlösen.“ —

Einmal hat es der Jesuit von Duranda mit seinen Schmähungen gegen Luther und Lutheraner so arg gemacht, daß ihn der Catechist — und das ist einem Sahib gegenüber viel — aus dem Dorfe gewiesen hat. — Eine Heidenfrau, die Christin, aber nicht römisch werden wollte, sagte: „Bei denen und bei den Heiden ist Alles Eins.“ — Als der eingeborne Pastor Mansidh mit den Christen in Tithi (G.) eine Unterredung über die Römischen hatte, sagten die Leute: „Was wir als schlecht erkannt haben, wie Trinken und Götzendienst, wollen wir nicht wieder annehmen. Was hätten wir sonst für Nutzen, daß wir Christen geworden?“ — Ein Gemeindeältester, welcher „der Schule wegen“ in großer Gefahr stand, römisch zu werden, wurde auf Roms Stellung zur Bibel aufmerksam gemacht und sagte: „Nun, wenn man in der römischen Gemeinde die Bibel nicht lesen darf, so will ich mich auch nicht zum Ochsen machen lassen.“ — Ein Jesuit kommt zu einem Ältesten: „Komm zu uns, bei uns wirst du selig.“ Antwort: „Nein, hier bin ich getauft und eingesegnet, hier will ich leben und sterben.“ Als der Jesuit dann mit Geld lockt, wenn er in seinen Dienst treten wolle, dreht ihm der Älteste den Rücken und geht fort. Der Jesuit ist nicht wiedergekommen. — Ein anderes Mal kommt ein Jesuit zu dem Christen Massihdas, setzt sich auf seine Bettstelle und fängt ein Gespräch an. Die Neugierde führt mehrere Leute zusammen. „Das sind ja viele Christen.“ ‚Ja, wir gehören zur evangelischen Kirche.‘ „Es giebt keine evangelische Kirche, die Evangelischen sind Ketzer, eine Secte, bei denen ist kein Leben.“ ‚So‘, sagt da Einer, ‚ist denn bei Ihnen Leben?‘ „O ja, seht, liebe Kinder, „wir bilden den Stamm und diese Lutherischen sind ein trockner Ast.“ ‚Mag sein‘, ist die Antwort, ‚aber was machen denn Ihre Christen am Sonntage? Wir gehen sonntäglich zwei Mal in die Kirche. Gehen Sie fort, wir wollen von Ihnen nichts wissen.‘ — Das sind nur einige Beispiele davon, daß die Evangelischen sich doch nicht blenden lassen. Man hat auch beobachtet, daß die Kolhs, seit die Jesuiten eingedrungen sind, anfangen aus ihrem Geistesschlafe aufzuwachen, besser über die christlichen Lehren, besonders die Unterscheidungslehren, nachdenken und mit ganz anderer Aufmerksamkeit als bisher der Predigt folgen. Auch kommen sie hie und da freiwillig zusammen, beten und geben sich die Hand, daß sie treu bleiben und die Schwachen stärken wollen.

Christen, die sich durch die Römischen haben blenden und verlocken lassen, sehen sich vielfach enttäuscht, kehren zurück und bitten um Wiederaufnahme. Im Jahre 1885/86 waren es 37, das Jahr

vorher 41, im letzten ungleich mehr. Vor vier Jahren war der Älteste von Jamgay (R.) durch Missionar Onasch seiner socialistischen Wühlereien wegen ernstlich vermahnt worden und mit dem betreffenden Briefe zum Jesuiten gegangen, der ihn inständigst bat, um seines „Seelenheiles“ willen die Gemeinschaft der „Ketzer und Verflucher“ zu verlassen. Bald aber überwarfen sich der Jesuit und sein Catechist mit dem leidenschaftlichen Manne, so daß derselbe sich wieder von den Römischen trennte. Er hält jetzt in seinem eigenen Hause Gottesdienst; mehrere Familien sind aber aus diesem Anlaß ernüchtert worden und wieder in die evangelische Gemeinde zurückgekehrt. Selbst der Bruder des Ältesten hat den Missionaren sagen lassen, ihm wäre der Romanismus zuwider. — In der Diöcese Ranchi hat überhaupt ein großer Theil der Abgefallenen wieder aufgenommen werden dürfen. — Das obenerwähnte Attentat gegen Boas hat ebenfalls zwei Familien wieder zurückgeführt. — In Jikitata waren Leute römisch geworden, weil ihnen ihr Missionar kein Geld geliehen hatte; sie sind zurückgekehrt, weil es ihnen nicht gefalle, vor dem Bilde der Maria zu knieen, auch der Pater sich den Talar aufheben und darunter klingeln lasse (!?). — In Kudda war eine Familie deshalb zu den Katholiken gegangen, weil der schwer nierenleidende Mann gehört hatte, er werde gesunden, wenn er zur Maria und den Heiligen bete. Als die Gebete, die er gelernt und nach dem Rosenkranze abgebetet hatte, auch vor der Statue „der heiligen Jungfrau“ auf der Jesuitenstation, wo sie wirksamer sein sollten, nichts halfen, kehrte er mit seiner Familie wieder zurück und wurde über die rechte Art des Gebets belehrt. — Diese Wiederaufnahmen, welche sich in der letzten Zeit sehr gemehrt haben, sind um so erfreulicher, als die enge Pforte aus Rücksicht auf die Gegenmission durchaus nicht weiter gemacht worden ist, und ohne erkennbare Reue und öffentliche Buße Niemand wieder angenommen wird.

Allerdings sehen sich auch die Goßnerschen Missionare und ihre Nationalhelfer zu den allergrößesten Anstrengungen genöthigt. Wo irgend Seelen ihrer Gemeinden in Gefahr oder auch der Versuchung des Abfalls schon erlegen sind, da sind sie am Platze und scheuen auch die weitesten Wege und die unerquicklichsten, langwierigsten Verhandlungen nicht. Sogar mit den Jesuiten selbst haben sie versucht zu verhandeln, freilich ohne Erfolg. Mit Ausnahme Eines, eines Deutschen, der den Missionar von Ranchi besuchte, auch keine evangelischen Christen in seine Gemeinde aufnahm, pflegen sie den evangelischen Missionaren auszuweichen. Be-

sonders vermeiden sie Auseinandersetzungen in der Landessprache. Als Missionar Dr. Nottrott eine solche mit dem römischen Missionar von Torpa herbeiführen wollte, bestand dieser auf dem Englischen und schlug, da das um des zuhörenden Volkes willen abgelehnt wurde, sein Brevier auf und ging fort — nicht zu seinem Vortheil, denn die Zuhörer meinten, er müsse doch nichts zu sagen gehabt haben. Diese Praxis üben sie regelmäßig, wenn sie wegen ihrer Eingriffe in die evangelischen Gemeinden interpellirt werden. Auch ihre Helfer scheinen dahin instruirt zu sein. Und allerdings können ja auch Auseinandersetzungen nichts helfen, wo zwei auf so ganz verschiedenen Standpunkten stehen und der Eine den Andern für einen Ketzer hält, den zu bekämpfen, ja zu vertilgen er als Pflicht ansieht. Es ist deshalb nur zu billigen, daß auch die Goßnersche Mission die Defensive verlassen hat und in die rücksichtsloseste Offensive eingetreten ist. Wenn man irgend den Katholiken Gemeindeglieder, auch solche, die sie sich aus den Heiden gewonnen, entreißen kann, da geschieht es. Die Fürsorge für das Heil der Seelen und die Pflicht der Selbsterhaltung nöthigen dazu. Dem geselligen Verkehr mit römischen Gemeindegliedern wird nach Kräften gewehrt, die Sitte der Jugend, Freundschaften durch Blumen zu schließen, entgegengetreten. Essen und Eheschließungen mit römischen Christen sind bei Strafe des Ausschlusses aus der Gemeinde verboten. Wer dagegen fehlt, soll wie ein Heide angesehen werden. Diese tiefeinschneidenden Maßregeln sind auf der vorjährigen Generalsynode einstimmig beschlossen worden. Sämmtliche Eingeborene stimmten ohne Ausnahme zu und hoben dabei zum Zeichen höchster Bekräftigung die Hände in die Höhe.

Die Goßnersche Mission sollte aber in den Stand gesetzt werden, weit energischer den ihr drohenden Gefahren begegnen zu können, als es ihr jetzt möglich ist. Errichtung von zahlreicheren Schulen, Gründung neuer Stationen und Anstellnng besonders tüchtiger Nationalhelfer, die im Bezirke herumreisen, die Schwachen stärken und zum Widerstand gegen Rom aufrufen, scheint uns das Nöthigste zu sein. In der Kolh-Mission ist ein Vorposten der evangelischen Kirche angegriffen. Möchte das die ganze evangelische Kirche bedenken und mit ihrer Hülfe nicht säumen. Die Angelegenheit ist auch bereits auf der Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Lübeck 1883 zur Sprache gebracht — hoffentlich nicht ohne nachträgliche Wirkung.

Fassen wir unsere Ansicht über die jesuitische Gegenmission zusammen, so müssen wir zum Schluß Folgendes sagen. Die

Praxis der jesuitischen Mission ist gleich einem großen Theile ihrer Lehre eine falsche. Hält sie dieselbe jedoch für die richtige, — nun wohl, so mag sie sich damit an Völkern versuchen, an denen noch keine andere Mission arbeitet und deren es noch genug giebt. Reinen Heiden gegenüber würden die Jesuiten, trotz ihrer Irrthümer, noch manches Gute wirken. Daß sie aber dort Mission treiben, wo bereits evangelische Missionare stehen, daß sie die Spitze ihrer Thätigkeit gerade gegen die evangelische Kirche richten, daß sie durch ihre „andere Praxis“ die noch jungen und schwachen Missionsgemeinden verwirren, sprengen, sittlich-religiös verderben — das ist ein Verbrechen, über das alle evangelischen Missionsfreunde vor Gottes Thron laute Klage führen sollten. Nur das Eine kann den tiefen Schmerz über solche Zerstörung des Reiches Gottes und solche Verwüstung eines zum Christenglauben wohl veranlagten Volkes mildern, — das ist der Glaube, daß Gott der Herr auch hier seine Hand im Spiele hat und der armen Kolh-Mission auch diese Heimsuchung wird zum Segen ausschlagen lassen, wie er die Prüfungen der Jahre 1857 und 1869 ihr hat zum Heile gereichen lassen, und wie er denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen läßt.

13. Lichtseiten des Christenlebens.

Nach den vorangehenden Abschnitten wird der Verfasser nicht in den Verdacht der Schönfärberei kommen, wenn er nun auch die Lichtseiten des Christenlebens der Kolhs hervorhebt. Knüpfen wir zuerst an den S. 136 f. berichteten Eifer im Besuch der Gottesdienste an, so ist ja allerdings zu sagen, daß derselbe nicht immer aus wahrem Heilsverlangen kommt und auch nicht überall zu wahrer Heilserkenntniß und zu lebendiger Ergreifung des Evangeliums führt. Aber es giebt doch eine gute Anzahl Christen, von welcher Beides gesagt werden kann. Wenn in Barjo (Ch.) die Christen ihren Ältesten Abends nicht fortlassen, sondern mit ihm die ganze Nacht hindurch Gottes Wort lernen; wenn ein nicht angestellter Christ mit seinen Dorfgenossen freiwillig Abendandacht hält und sich dazu vor seinem Hause einen besonderen Platz einrichtet; wenn zwei Männer und zwei Frauen, durch den Regen am Besuch des Gotteshauses gehindert, für sich selbst Gottesdienst halten, laut beten und sich das vorpredigen, dessen sie sich aus früheren Gottesdiensten erinnern; wenn in Nini (L.) ein Christ, der sonst $2^1/_2$ deutsche Meile weit zur Feier des heiligen Abendmahls kam, auf einmal wegblieb, weil er zwar kein offenbares Unrecht gethan, aber doch durch einen Prozeß sein Herz dem Herrn entfremdet und deßhalb sich für unwürdig erachtet habe, nach den Tröstungen seines Missionars aber in die Jubelworte ausbricht: „Nun ist mein Herz wieder fest geworden, nun will ich mit Freuden zum Tisch des Herrn gehen, wenn Er wieder ruft“, — so ist das doch gewiß mehr als gewohnheitsmäßiges Feiern. Der Christ Daud in Kherkai redete einst gar schön vom Christenglauben: „Als wir noch Heiden waren, da habe auch ich viel gesoffen und bin auf vielen Tanzplätzen umhergezogen. Einmal kam ein Padri und zeigte uns die Bibel und sagte: „Den da droben müßt ihr verehren“, aber wir verstanden es nicht, wußten gar nicht, was er wollte. Dann sind viele Christen geworden, aber wo sind sie geblieben? Das Wort Gottes ist wie ein Netz in

dies Land geworfen. Was zieht man mit dem Netz heraus? Nicht nur Fische, sondern allerlei Gewürm, das im Wasser lebt. Ach, wie werden wir bestehen vor Gericht? Ach, die Meisten gleichen jenem Gewürm. Ein Jeder wird nur durch seinen Glauben selig. Ich kann keinen andern selig machen, nicht mein Weib, nicht meine Kinder. Jeder muß für sich selbst einstehen. Wie hat uns Gott begnadigt!" Gewiß Worte, die ein tieferes Verständniß zeigen.

Das sicherste Zeichen, daß Gottes Wort nicht vergeblich gepredigt wird, haben wir wohl da, wo der Mensch sich zur Erkenntniß seiner Sünden und wahren Sinnesänderung treiben läßt. Auch daran fehlt's durchaus nicht bei den christlichen Kolhs. Da kommt ein Christ, der Illi getrunken, ganz von selbst, bekennt und bittet um Verzeihung und kirchliche Fürbitte. Da fragt nach der über Luc. 11, 23 ff. gehaltenen Andacht ein Christ, was er thun müsse um seine Sünden loszuwerden, und auch seine Frau wird tief ergriffen. Da sieht Elias, ein sehr rechtschaffener Mann aus Koprong (Burju), auf dem Wege zum Bazar plötzlich seiner Sünden Menge vor sich und hört in seinem Innern eine Stimme: Das sind alle deine Sünden, thue Buße, sonst kommst du in die Hölle. Er kommt die Fürbitte der Gemeinde zu erflehen und kniet am Sonntag vor dem Altar nieder, während der Missionar und die Gemeinde für ihn beten. Da haben ein Mann und seine Frau in Krankheit wieder opfern lassen; zur Rede gestellt, zeigen sie sich unbußfertig. Am nächsten Sonntag aber waren sie wieder in der Kirche und setzten sich ganz von selbst an die Thüre. — Da hat ein erweckter Christ der Gemeinde Lohardagga am Sonntage gearbeitet. „Seit dem", sagt er, „ist mein Friede von mir gewichen, und auch im Gebet finde ich keine Versicherung der Gnade." Er kommt und bittet um Absolution. — Da kommt ein Ältester eines Tages sehr betrübt zum Missionar von Burju und bekennt, er habe vor drei Jahren eine Sünde wider das sechste Gebot begangen, die ihm keine Ruhe lasse. Auf die Frage, wie es komme, daß er das so spät bekenne, berichtet er, neulich habe ihm geträumt, seine beiden Kleidungsstücke, languti und chadder, seien ganz beschmutzt, und so lange die schmutzig seien, dürfe er nicht mehr vor Gott erscheinen. Die beiden Kleidungsstücke aber, mit denen er seine Blöße bedecke, seien die heilige Taufe und das heilige Abendmahl. Den Taufbund habe er durch seine Sünde gebrochen, das heilige Abendmahl aber seitdem so oft unwürdig genossen. Er müsse jetzt bekennen, um Vergebung zu erhalten. — Da lebte in Kotona (B.) ein Mann,

Namens Daud, der seit einem Monate Freundschaft mit einem Heiden geschlossen hatte und bei seinen Besuchen in dessen Hause Illi trank. Die Ermahnungen des Catechisten hatten nichts gefruchtet. Zwei Tage vor dem Lutherfeste 1883 kam er aber zu diesem aus freien Stücken und versprach, von nun an keinen Tropfen mehr zu trinken. „Ich habe die letzte Nacht einen Traum gehabt", erzählte er, „ich ging nach Sampurgarh und holte auf dem Wege drei Brüder aus Narumtola ein. „„Wo willst du denn hin?"" frugen sie mich. Ich antwortete, daß ich auch nach dem Feste wolle. „„Du?"" sagten sie und blickten mich verächtlich an, „„du hast da gar nichts zu suchen, du bist ja ein Trinker geworden,"" und damit gingen sie ihres Wegs. Das Wort hat mich sehr erschreckt, ich kehrte sehr betrübt nach Hause zurück. Dann wachte ich auf und nahm mir vor, keinen Illi mehr zu trinken, denn Gott selbst hat mich im Traume ermahnt." Als der Catechist ihn am 10. Nov. Morgens aufforderte, mit zum Feste zu gehen, verweigerte er es mit den Worten: „Ich bin's nicht werth, hinzugehen, erst muß ich meine Sünde gebeichtet und Vergebung erhalten haben."

Bekannt ist der zuversichtliche kindliche Glaube der Kolhs. Er zeigt sich allerdings nicht immer in seiner höchsten Gestalt, der rückhaltslosen vertrauensvollen Hingabe an den Heiland der Seele, sondern mehr im Vertrauen auf seine allmächtige und gnädige Hülfe in Leibesnoth, weßhalb Viele auch leicht wieder an ihm irre werden, wenn des Herrn Gedanken andere sind, als ihre Gedanken, trägt aber doch in dieser Form köstliche Blüthen, die die Hoffnung geben, daß sie sich auch zu Früchten entwickeln. Als nach den Hungerjahren 1873/74 der Regen schon im Mai kam, galt das allgemein als Gebetserhörung. Bewohner von Kolaidu im Bandgau wurden sehr durch den Tiger geplagt und wollten aus Furcht vor ihm auswandern. Zum Gottvertrauen ermahnt, blieben sie jedoch und hatten keinen Schaden zu erfahren. — Den kranken Christen Obed in Hulsa will der Catechist der Luftveränderung wegen in sein Haus aufnehmen. Da sagt jener: „Wenn du so redest, hast du keinen Glauben; wenn der Herr will, kann ich auch hier gesund werden und dort in deinem Hause sterben." — Yusaph in Saga bei Burju wurde von einer Brillenschlange gebissen. Acht Tage darauf stand er frisch und gesund vor der Thüre des Missionars und zeigte ihm die noch offene Wunde. Er erzählte, daß er erst vor Schrecken halb todt gewesen wäre, dann aber sich gefaßt und gebetet habe. Die Christen aus dem Dorfe seien hinzugekommen, auch bald ein Theil der auf der Station versammelten Christen (der Missionar war auswärts)

und hätten alle für ihn gebetet. Der Herr habe ihr Gebet erhört, der Biß, der sehr stark geblutet, habe ihm nichts gethan. Es war rührend, wie der alte Mann die Hände faltete und unter Thränen Gott für seine Hülfe pries. „Seht“, rief er den Kirchgängern zu, die sich schon zahlreich versammelt hatten, „hätte der Herr unser Gebet nicht erhört, so läge ich jetzt schon unter der Erde.“ In der Kirche wurde dann noch gemeinschaftlich gedankt.

Eines Tages spielen die Schulkinder von Burju auf dem Hofe, als eines derselben von einer Schlange gebissen wird. Sofort fallen sie nieder und beten um Hülfe. Dann schlagen sie die Schlange todt und gehen ruhig zu Bett. Am andern Morgen bringen sie triumphirend die todte Schlange und machen aus ihrem Beten gar nichts.

Als Missionar Onasch einmal bei Missionar Didlaukies zum Besuch war, sieht er dessen Sohn ohne Mütze vor der Thüre spielen und sagt warnend: „Gehe hinein, du bekommst sonst den Sonnenstich.“ Richtig wird das Kind nach kurzer Zeit krank. Der Puls wird immer matter, tritt nach dem Oberarm zurück, die Hand greift krampfhaft nach der Decke: lauter Symptome eines richtigen Sonnenstichs. Alle bekannten Arzneimittel wurden angewendet, aber halfen nicht. Da kommen die Ältesten und ein Colporteur: „Saheb, wir haben gehört, daß Ihr Kind krank ist, beten Sie doch.“ „Nein“, sagt Didlaukies, „betet Ihr.“ Da betet der Colporteur für das kranke Kind, ruhig, einfach, etwa des Inhalts: „Herr Jesu, siehe, wenn das Kind stirbt, so werden seine Eltern betrübt, und sie sind doch unsre Sahibs, die uns das „Wort“ gebracht haben, wenn das Kind aber gesund wird, so werden die Heiden sich wundern und dich preisen. Herr, du mußt, du mußt helfen, Amin.“ (recht betont). Dann legen alle vier die Hände auf das Kind und sagen: „Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit dir“, machen das Zeichen des Kreuzes, gehen zu Didlaukies und sprechen: „Weinen Sie nicht, Ihr Benjamin wird nicht sterben, der Herr hat unser Gebet erhört.“ Abends kommen noch mehr Christen und beten die Nacht hindurch abwechselnd für den Knaben. Am Morgen befindet sich derselbe sehr schlecht, und es wird beschlossen, ihn nach Ranchi zum Arzt zu bringen. Da sagen die Christen: „Gehen Sie, oder gehen Sie nicht, das Kind wird nicht sterben.“ Der Knabe wird aber doch in einen Palki gelegt und fortgetragen. Doch siehe, unterwegs noch schlägt das Kind die Augen auf und ruft: „Mich hungert.“ Es war genesen.

Missionar Onasch, welcher diese Geschichte erzählt hat, sagte: er schäme sich nicht zu bekennen, daß sein Glaube schon oft und bedeutend durch den der Kolhs gestärkt worden sei.

Die christlichen Kolhs leben der festen Überzeugung, der Prabhu Jsu Massih sei mächtiger als alle Teufel, und wissen sich deshalb nach Empfang der heiligen Taufe vor denselben geschützt. Davon aber, daß ein Christ gradezu einen Teufel austreibt, folgende Geschichte, die Missionar Uffmann berichtet. Im Dorfe Bamundi unweit Jargo wohnt der Gemeinde-Älteste Pitor Pekho, ein Bhumij. Zu dem kommt eines Tages ein heidnischer Mann und erzählt ihm, daß seine Frau von einem bösen Geiste besessen sei. Sie wäre vor nicht langer Zeit von einem Kinde entbunden, seitdem aber der böse Geist in sie gefahren, kümmere sie sich nicht mehr um ihr Kind und liege auf dem Bette wie besinnungslos. Er habe nach dem Teufelsbeschwörer geschickt, um den Teufel austreiben zu lassen, auch Alles angewandt, was der Mann vorgeschrieben, aber Alles sei vergeblich gewesen. Seine einzige Hoffnung setzte er nun auf ihn, er möge sich darum über seine Frau und sein Kind erbarmen. Pitor sagt: „Wenn du an Jesum Christum glaubst, so kann dir geholfen werden.“ Drauf Jener: „Ja, ich glaube.“ Nun geht Pitor mit dem Manne zu der kranken Frau, sieht dieselbe sehr ernst an und ruft laut: „Im Namen Jesu Christi gebiete ich dir, du böser Geist, daß du aus dieser Frau ausfahrest.“ Sofort fängt die Frau an, ihr Kind, das sie schon seit drei Tagen verlassen hatte, zu suchen, und, als man es ihr auf den Schoß legt, zu stillen, wie in gesunden Tagen. Von der Stunde an war die Frau genesen.

Zu bemerken ist übrigens, daß die Kolhs unter Einfluß des Christenthums anfangen, die Leiden des Lebens auf Gott zurückzuführen und die Einwirkung der bösen Geister aus der äußeren Natur mehr in das Innere der Menschenseele und deren Verführung zur Sünde zu verlegen.

Fragen wir nun weiter nach dem Einfluß des Glaubens auf die Sittlichkeit, so tritt uns auch dieser in verschiedenen lichten Zügen entgegen. Aus Kutam (Ch.) kamen einmal mehrere Männer zum Missionar höchst ängstlich und betrübt, als wäre ein großes Verbrechen geschehen. Der Thikadar hatte einen Dorfgenossen zum Munda gemacht, ihm nach der Sitte die Pagri (Turban) aufgesetzt und dazu trommeln lassen, irgend etwas Heidnisches war dabei aber nicht geschehen. Nachdem der Missionar sie beruhigt, daß er darin keine Sünde finden könne, baten sie ihn vor dem Weggehen noch, er

möge doch mit ihnen beten, sie hätten Tags vorher und auf dem Wege doch mit ihrem Bruder gegrollt, in der Meinung, er habe Böses gethan. — Abendmahlsgäste versöhnen sich sofort mit ihren Feinden. In Sonua (S.) kam bald nach Ankunft des Missionars eine Wittwe mit ihrer Schwiegertochter und klagte: „Wir haben uns heute beim Wasserholen gestritten und gesündigt; nun sind Sie gekommen, um das heilige Abendmahl auszutheilen, und wir möchten auch daran Theil nehmen; daher bitten wir Sie um Vergebung. Darauf hingewiesen, daß sie vor allen Dingen einander vergeben müßten, gaben sie sich mit einem Jisu sahay! die Hand zum Zeichen der Versöhnung. — Ein alter Urao-Christ fragt den Missionar, wie's doch um das Seligwerden sei. „Weißt du das nicht?“ Nun ja, wenn ich an die Himmelsthüre komme, so wird gefragt: „Wer da?“ und wenn sie mich dann sehen, so wirds heißen: „Für dich ist der Himmel nicht da, du bist ja ein Sünder.“ Aber dann werde ich sagen: Herr, nimm mich doch aus Gnaden auf, du bist ja für mich gestorben. „Aber hast du nicht einen Zamindar?“ Ja. „Wenn der nun auch in den Himmel käme, was würdest du da sagen?“ Bedenklich antwortete der Mann: „Nein, mit dem möchte ich nicht zusammen sein.“ „Weßhalb nicht?“ Der hat mir mein Land genommen. „Wenn aber der Herr wollte, daß er auch in den Himmel einginge?“ Da müßte er mir erst mein Land wiedergeben. „Aber wenn er nun ebenso, wie du, um Gnade bäte und der Herr faßte seine Hand und faßte deine Hand?“ — Freudig: „ja dann will ich auch mit dem Zamindar zusammen im Himmel sein.“ — Ein Ältester klagte in Gegenwart des Missionars einen Christen an, daß er trinke. Der bekannte es auch und versprach Besserung. Als er nun vermahnt wurde, es dem Ältesten nicht nachzutragen, antwortete er verwundert: „Wie werde ich ihm denn böse sein! Ist man denn auf Jemand böse, der Einen aus dem Brunnen zieht, in den man gefallen?“

Die Freigebigkeit der Kolhs ist ja im Allgemeinen nicht groß. Sie fürchten durch die Abgaben für Kirchen und Schulen noch mehr Frohndienste aufgeladen zu bekommen, als sie so schon zu tragen haben. Um so höher ist die Opferwilligkeit Einzelner anzuschlagen. Als der Missionar von Burju an einem Sonntage nach einem Dorfe kommt, dort Gottesdienst zu halten, findet er zu seiner nicht geringen Verwunderung an der Kapelle zwei Ochsen angebunden. Schon fürchtet er Sonntagsentheiligung, da tritt aus der Menge ein Mann heraus und sagt, die Ochsen gehörten ihm, aber er bringe sie dem Herrn. Er habe einen Traum gehabt, daß er für das

Reich Gottes noch nicht genug thue. Zwei Ochsen sind aber für einen Kolh eine große Gabe, denn sie haben immerhin einen Werth von 30 Rupies. — In Mahugau (Govindpur) haben die Christen allen heidnischen Schmuck ihrer Frauen zusammengebracht, damit eine Glocke daraus gegossen werde, außerdem noch Geld dazu gegeben. — Was einzelne Älteste, wie Paulus und Boas, der Gemeinde an Opfern gebracht, ist unter „Catechisten und Älteste“ erzählt.

Den Geldopfern reihen sich die Opfer an Zeit, die ja auch Geld ist, an die Seite. Denn der Eifer der Kolhs, aus eignem Antrieb das Evangelium auszubreiten, ist noch nicht erloschen. Jener Mann, der die zwei Ochsen schenkte, hatte bald darauf wieder einen Traum, in dem der Herr ihm sagte, daß Hab und Gut noch keine genügende Gabe sei für sein Reich, er müsse sich selbst geben, müsse bei seinen Brüdern herumziehen und ihnen das Wort Gottes verkündigen. Auch diesem Traume war er gehorsam und ist vierzehn Tage lang predigend von Dorf zu Dorf gezogen. — Oben haben wir von einem Manne erzählt, dem plötzlich auf dem Wege nach dem Markte seine Sünden aufs Gewissen fallen. Er ist ein durchaus kirchlicher und rechtschaffener Mann. An Christen und Heiden thut er, was er kann. Weil in seinem Orte weder Lehrer noch Catechist ist, so unterrichtet er selbst fleißig. Im Laufe von fünf Monaten hat er zweimal sehr gut vorbereitete Täuflinge nach der Station gebracht und dabei noch eine Anzahl im Unterricht gehabt. Missionar Hahn erzählt von einem seiner Ältesten, habe eines seiner Gemeindeglieder die Kirche nicht besucht, so suche er dasselbe auf, frage nach dem Grunde und bringe dasselbe, wenn es ihm schuldig erscheine, zum Missionar mit der Bitte: „Du bist der Lehrer, du mußt ihn ermahnen.“ Die Kranken besuche er fleißig, den Nothleidenden helfe er nach Kräften, oder suche Hülfe beim Missionar, den Verirrten gehe er treulich nach. Wochenlang verlasse er seine Arbeit und ziehe mit Hahn predigend umher. Andere derartige Beispiele siehe S. 88 und 155.

Hierher gehört auch der Eifer, den viele Gemeinden in der selbständigen Übung der Kirchenzucht entfalten. Die Gemeinde Angrabari (B.) verhängte 1878 sechs Monate Kirchenzucht über einen gewissen Nicodim, weil derselbe, um ein Gemeindeglied aus dem Besitz zu verdrängen, dessen Frau der Zauberei beschuldigt und, darüber zur Rede gestellt, ein ungetauftes Heidenmädchen als Frau zu sich genommen hatte. — Allerdings haben Viele über diese Kirchenzucht ihre eigenthümlichen Vorstellungen. Wir haben oben gesehen, daß in früherer Zeit vielfach Strafgelder in die Taschen

der Ältesten geflossen sind. Es geht ihnen auch das Verständniß für evangelische Zucht noch sehr ab. Als ein Lehrer ermahnt wurde, doch auch, ohne dazu angestellt zu sein, für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu arbeiten, sich aber nicht willig zeigt, bestärkt ihn darin sein Bruder, ein Ältester, indem er sagt, früher habe auch er an der Ausbreitung gearbeitet, es sei ihm aber leid geworden, denn, als er einmal einen, der wieder dem Trunke sich ergeben, mit den andern Christen zusammen habe tüchtig durchprügeln wollen, habe es ihm der Missionar verboten. — Nichtsdestoweniger zeigen diese Verirrungen von einem Eifer und von einer Selbständigkeit, die in die richtigen Bahnen geleitet, für die Zukunft der Kolh-Mission von großer Bedeutung ist.

Große Anhänglichkeit zeigen sie an ihre Missionare. Für ihr Ergehen sind sie voll Theilnahme, begrüßen sie aufs Freudigste bei ihren Besuchen im Dorfe und ihren Häusern,[1] und bereiten ihnen, wenn sie nach längerem Urlaub aus der Heimath zurückkehren, gar herzlichen Empfang. Wie die Christen die junge Frau des Missionar Voß empfangen haben, ist in der Biene 1878, S. 14, wie den Miss. Nottrott 1883, S. 42, und wie den visitirenden Inspector Plath 1878, S. 15 zu lesen.

Noch ist hier anzuführen, daß grobe Verbrechen unter den Christen sehr wenig vorkommen. Die Zahl der Männer, welche jährlich Gefängniß erhalten, pflegt 8 nicht zu übersteigen. Geschlechtliche Sünden sind unter den Mundaris, die wenig dazu neigen, selten.

Gar lieblich zeigt sich die feste Hoffnung der christlichen Kohls auf ein ewiges Leben.

Ein Christ, den die Noth zur Auswanderung getrieben hatte, wurde bestohlen. „Also auch hier“, sagte man ihm, „hast du nicht viel Ruhe.“ Da blickte er zum Himmel und sprach: „Dort oben wird unsre Hoffnung auf Ruhe erst in Erfüllung gehen.“ — Der Christ Elenukh in Belekel (T.) ist gichtkrank und kann nur die Ziegen hüten. Obwohl es schlimmer wird, kommt er doch noch zur Kapelle. Zur Geduld ermahnt, sagt er freudig: „So schlimm kann es doch nicht werden, daß es mit den Freuden, die meiner warten, verglichen werden kann.“ — Ein alter Kolh steigt auf einen Baum, um dürres Holz zu brechen, und fällt herunter. Unter großen Schmerzen liegt er da. Er fühlt, daß sein Ende nahe ist. Da kommen seine Dorfgenossen, fallen nieder und beten für ihn.

---

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 386, 390.

Da sie aber sehen, daß er wohl nicht wieder gesund wird, beten sie nicht um seine Heilung, sondern um seine Erlösung. „Lieber Herr Jesu", so rufen sie, „siehe, dieser unser Bruder gehört Dir, und Du willst ja helfen. Willst Du ihn aber nicht wieder gesund machen, so erlöse ihn, ja jetzt erlöse ihn" — dabei heben sie ihre Hände auf — „jetzt in diesem Augenblicke nimm seine Seele zu Dir, Amin." Da springt der Verletzte, der bis dahin in großen Schmerzen am Boden gelegen und kein Glied rühren konnte, auf, hebt auch seine Hände gen Himmel und ruft: „ja Herr, jetzt, jetzt!" — sinkt um und ist todt. — Ein Mann aus der Gemeinde Diangkel stimmte, als er sein Ende herannahen fühlte, das Lied an: „Mein Leben ist ein Pilgrimsstand." Dann begehrte er, daß die Umstehenden beten möchten. Endlich hub er an zu singen: „Jesus, meine Zuversicht", und als über seine Lippen gegangen war: „Lässet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht?" gab er seinen Geist auf. Ein Verwandter aber schrieb an den Missionar: „Er hat ein seliges Ende gehabt, und wir danken dem Herrn, daß er nun im Himmel ist." Der Briefschreiber war ein Sohn des Ältesten Paulus, und der Gestorbene dessen Vetter Patras. — Prachin Daud in Karmar (G.) sagte vor seinem Tode zu den Seinigen: „Weinet nicht um mich, sondern freuet euch, denn ich gehe zum Herrn. Alle Namen könnt ihr vergessen, aber einen vergesset nicht, den Namen Jesus." — Im Jahre 1884 starb der alte Prachin Manmasih Kati in Sardkel (B.). Er war einer der ersten Christen in dortiger Gegend und einer der ersten Ältesten in der Mission überhaupt. Die Beerdigung geschah auf seinen Wunsch durch den Missionar. In einen gezimmerten Sarg gelegt, wurde er von den ältesten Christen der Umgegend, die sich in großer Menge eingefunden hatten, zu Grabe getragen. Früher war er ein hervorragendes Glied der socialen Bewegung gewesen, und als vor mehreren Jahren diese Sache in neuen Fluß gebracht werden sollte, wurde er von den übrigen Führern zum Kassirer gewählt. Indessen gelang es, ihn von der Nutzlosigkeit der ganzen Bewegung zu überzeugen und zu bewegen, das übernommene Amt wieder abzugeben. Dadurch war auch die Thätigkeit der Übrigen innerhalb des Burju-Bezirkes gelähmt, sodaß der Missionar damit auch keine besondere Noth gehabt hat. Das war also in erster Linie ihm zu danken. Gesprochen hat er in seinen letzten Stunden wenig. Nur als seine Söhne die Hoffnung aussprachen, es werde schon besser mit ihm werden, hat er bestimmt erkärt, er fühle, daß er scheiden müsse, und hinzugefügt: „O, wie wird's euch ergehen, wie werdet

ihr euer Leben einrichten?“ Sie antworteten: „Wie du es uns sagst, so werden wir handeln.“ „Ich kann euch nur Eins sagen“, hatte er erwidert, „verlasset den Weg des Herrn nicht.“ Dreimal hatte er sich dann noch die flache Hand auf den Kopf gelegt und war verschieden. — Es ist vielfach Sitte der Kolhs, sich Bilder über die Hausthüre zu kleben. Einer hatte das von der Auferweckung des Jünglings von Nain und verstand es nicht. Darüber belehrt, sagte er: „Wenn ich die Hoffnung auf eine Auferstehung nicht hätte, wozu wäre ich Christ?“ — Als es mit dem Boas in Katanga (G.), einem schlichten, einfachen Manne, der nur geringe Erkenntniß hatte, aber fleißig zur Kirche ging, zum Sterben kam, betete er noch mit großer Mühe: „O Gott, o Herr, sei mir gnädig, ich unwissender, thörichter Mensch weiß ja nichts. Der Herr Jesus ist für mich auf diese Erde gekommen, um meinetwillen ist er am Kreuze gestorben und hat das Heil erworben. Du hast den Lazarus von den Todten auferweckt. O Herr, sei meinen Kindern gnädig.“ Was er weiter betete, konnte man nicht mehr verstehen. — In der Gemeinde Lohardagga lebte ein Mann, den Missionar Hahn einen seiner liebsten und besten Christen nennt. Seitdem er Christ geworden, war sein Lebensweg ein recht rauher. Frau und Kinder hatten ihn verlassen, und auch an seinem Orte war er der einzige Christ. Als er mehrere Monate einmal auf der Station arbeitete, war er in den täglichen Andachten und den Sonntagsgottesdiensten einer der aufmerksamsten Zuhörer. Auch nahm er Theil am Confirmandenunterrichte und fehlte seitdem selten im Gottesdienste und bei der Feier des heiligen Abendmahls. Seine Antworten bei der Catechese waren der kindliche Ausdruck eines wirklich gläubigen Gemüthes. Klage über seinen Wandel wurde nicht gehört, auch hat er nie einen Prozeß im Gericht gehabt. Er bearbeitete still sein Stückchen Land, zufrieden, daß er genug zu leben hatte. Gern hätte er seiner Einsamkeit und Wirthschaft wegen wieder eine Frau gehabt, aber eine heidnische wollte er nicht, und eine christliche fand sich nicht. Seine Kinder hat er wieder und wieder in sein Haus zu ziehen gesucht, aber stets vergeblich. Noch wenige Monate vor seinem Tode glaubte er Hoffnung zu haben, daß sein ältester Sohn kommen und dann wohl auch Christ werden würde, da wurde er aus dem Leben nach nur vierzehntägiger Krankheit abgerufen. Er hatte offenbar eine Gehirnkrankheit, denn er redete oft irre, verlor das Bewußtsein und bekam Krämpfe. Als die Heiden deshalb glaubten, er sei vom Teufel besessen, hatte er viele Anfechtungen zu bestehen. Aber er hat nicht blos für sich selbst den Gedanken an

ein Besessensein abgewiesen, sondern auch dem Rathe der Heiden, dem Teufel Hühner zu opfern, fest widerstanden. Zu seiner Pflege hatte er nur einen heidnischen Verwandten, der ab und zu nach ihm sah. Aber wie armselig war diese Pflege! Als ihn der Missionar, der schon vorher einen Catechisten mit Trost und Arzenei zu ihm geschickt hatte, nun auch selbst in seinem, zwei Stunden entfernten Dorfe einmal besuchte, fand er ihn in seiner dunklen Hütte am Boden ausgestreckt liegen, den Kopf und Rücken etwas in die Höhe an die Wand gelehnt, voller Schmutz und Ungeziefer, ja Würmer in den schmutzigen Fetzen Zeug, auf denen er lag. Der Geruch in dem Raume war kaum zum Aushalten, so daß der Missionar wiederholt hinaus mußte, um Luft zu schöpfen. Natürlich wurde ihm die Erquickung verschafft, daß das Haus gereinigt, seine Kleider gewechselt und sein Leib tüchtig mit Öl eingerieben wurde. Zu seiner bleibenden Pflege war von den harten abergläubischen Heiden, auch gegen Bezahlung, Niemand zu bewegen. Er hätte sie allerdings auch nur noch zwölf Stunden genießen können. Erquicklich war das Gespräch mit ihm. „Jaymasih, kennst du mich?“ Er schaute den Missionar eine Weile an. Dann: „ja.“ „Wer bin ich denn?“ Du bist der Lehrer der Armen aus Lohardagga“, antwortete er in Urao. „Hast du Schmerzen?“ „Keine.“ Wie geht es dir?“ „Ganz gut.“ „Hast du auch nicht den Herrn Jesum vergessen?“ „Wenn ich den vergäße, wie sollte es mir dann wohl gehen?“ „Glaubst du, daß er dich zu sich rufen wird, oder hoffst du wieder aufzukommen?“ „Wie es des Herrn Wille ist. Ich denke, ich werde wohl sterben, aber Gott weiß es. Seit gestern fühle ich mich etwas besser, ich werde wohl noch mal aufkommen.“ Er hatte schon den Tag vorher gefragt, wo man ihn und wer ihn begraben werde. „Wenn du aber nun sterben mußt, wo wirst du dann hingehen?“ „In den Himmel.“ „Wird dich Gott aber auch annehmen, du bist ja doch ein Sünder?“ „Ja, das bin ich wohl, aber er hat sein Blut für mich vergossen.“ „Wer?“ „Der Herr Jesus, am Stamm des Kreuzes, für alle Sünder.“ „Bruder“, sagte ihm der Missionar, „das halte fest, darauf kannst du fröhlich sterben.“ „Ja, das will ich auch.“ Nach einer Weile fragte er, ob es heute Sonntag sei, und wo der Gottesdienst sein würde. Es war Montag; er hatte durch seine Krankheit die Tage vergessen. Aus dieser Veranlassung wurde er gefragt, ob er auch bete. „Nein, das Beten will nicht recht gehen, mein Kopf ist so wirr, aber ich spreche: „O Herr Jesu! O Herr Jesu!“ Zum Schluß betete der Missionar mit ihm, aber sein kranker Kopf konnte nicht folgen;

er schlief ein. Der Catechist, der beordert war, bis Abend bei ihm zu bleiben und den nächsten Morgen in der Frühe wieder zu ihm zu gehen, fand ihn als Leiche. Niemand hatte bis dahin gewußt, daß er gestorben sei. Ihn zu beerdigen machte nicht geringe Mühe. Niemand wollte die Leiche anrühren, auch die Verwandten nicht. Nur zwei unverheirathete Burschen, die durch Berührung eines solchen Todten die Kaste nicht verlieren oder vielmehr noch gar keiner Kaste angehören, haben dem Catechisten geholfen, die Hülle eines Mannes zu bestatten, den der Sünderheiland gerettet und angenommen hat. —

Der Leser wird sich wohl noch der merkwürdigen Bekehrungsgeschichte des der Guala-Kaste angehörigen Hindu Paulus Dullar erinnern.[1] Niemand von den Seinen wollte ihm folgen. Selbst seine Frau, die doch bereits ihren heidnischen Schmuck abgelegt hatte,[2] hielt sich wieder zu den Heiden. Auch sein ältester Sohn wollte nichts vom Christenthum wissen. Als Dullar die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen sah und von den Heiden ohne Unterlaß verfolgt wurde, nahm er seine beiden jüngsten Söhne, ließ seinen ganzen Wohlstand in Stich und zog nach der Missionsstation Chaybasa. Von seiner ganzen Verwandtschaft folgte ihm nur sein Onkel, der alte Samuel, dorthin, gleichfalls seinen Reichthum den heidnischen Verwandten überlassend. Nachdem sich Dullar sieben Jahre lang als Christ bewährt, ist er im Jahre 1875 im Glauben heimgegangen. Seine beiden Söhne Dharmprakas und Christkalyan wurden in Chaybasa getauft und erzogen. Ersterer erhielt eine Anstellung als Gerichtsdiener, letzterer, der jüngste, arbeitete in der Gemeinde als Catechist. Da erkrankte Dharmprakas. Sein Bruder pflegte ihn, aber es wurde immer schlimmer. Als der Missionar Didlaukies ihn besuchte und nach seinem Ergehen frug, sagte er: „Ach, Herr, ich bin sehr krank, ich bin ein schlechter Mensch und ein großer Sünder, ich habe den Herrn, meinen Heiland, sehr betrübt, was soll ich thun?“ Auf den hingewiesen, der gekommen ist, die Sünder selig zu machen, hörte er mit gefalteten Händen stille zu, und die große Angst und Unruhe, die er vorher gehabt, wich sichtbar einem sanften Frieden. Bei einem wiederholten Besuche war sein erster Wunsch, daß der Saheb mit ihm beten möge. In der Nacht, welche gegen alles Vermuthen seine letzte sein sollte, bat er seinen

---

1) Vergl. Notrott, Goßn. Miss. 1874, S. 191 ff.
2) Verfasser besitzt eins ihrer Armbänder; es ist aus Messing und fast drei Pfund schwer.

Bruder, ihm aus der Bibel vorzulesen. Der las den 121 Psalm: Ich hebe meine Augen auf 2c. Dann wünschte er, daß man singen und beten möge. Beides geschah. Nach einer kurzen Ruhe betete er selbst laut. Gegen Mitternacht wünschte er, daß ihm etwas aus dem Neuen Testamente vorgelesen würde. Sein Bruder las Lucas 7 und betete. Darauf reichte er jedem der Anwesenden die Hand, sagte Jisu sahay und fügte hinzu: „Ich werde bald gehen." Auf die Frage „wohin", sagte er: „Zu meinem, zu meinem Vater." Um 3 Uhr betete er: „Herr Jesu, sei mir Sünder gnädig, um deines heiligen Blutes willen, das du am Stamm des Kreuzes vergossen." Eine Stunde später reichte er seiner jungen Frau, seinem Bruder und dem alten Samuel die Hand und sagte: „Jisu sahay, haltet mich nicht auf, ich gehe ins Vaterhaus." Darauf faltete er die Hände und fing an zu beten, aber die Stimme versagte, nur die Lippen bewegten sich. Bald aber war's ganz stille, — seine Seele war entflohen. — Nachmittag 3 Uhr desselben Tages ließ die Kaiserglocke[1] von Chaybasa ihre Stimme gewaltig erschallen. Es galt seiner Beerdigung. Die Knaben- und Mädchenschule mit ihren Lehrern, denen sich sämmtliche Christen, die auf dem Kompaund wohnten, anschlossen, zogen zum Trauerhause. Dort wurde die Leiche eingesegnet, gebetet, und ein Vers von „Jesus meine Zuversicht" gesungen. Der Leichenzug bewegte sich sodann durch einen Theil der Stadt. Auch viele Heiden kamen bis zum Gottesacker mit. Der Missionar sprach über die Worte: „Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher der Menschensohn kommen wird." Nachdem der Sarg eingesenkt war, kam ein Greis mit silberweißem Haar heran, nahm etwas Erde warf drei Mal davon ins Grab — und sagte innerlich tief gerührt mit gebrochener Stimme: Des Herrn Segen sei mit dir, mein Kind, ruhe in der Gruft, ich werde dir auch bald nachfolgen." Es war der Großonkel des Verstorbenen, der alte Samuel. —

Diese Lichtseiten des Christenlebens der Kolhs können uns einigermaßen mit den Nachtseiten, die wir der Wahrheit zur Ehre früher geschildert, versöhnen. Wir sehen, das Wort Gottes wird wahrlich nicht umsonst gepredigt. Nehmen wir nun das Mittel zwischen diesen Licht- und jenen Schattenseiten, die ja natürlich die mannichfaltigsten Übergänge zeigen, so dürfte sich der Durchschnittszustand der christlichen Kolh-Gemeinden ergeben. Es ist, am Ideale

---

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 262 f.

gemessen, ein Zustand, der noch viel zu wünschen übrig läßt, aber ein gewaltig fortgeschrittener, und recht sichtbar ein Zeugniß für die wiedergebärende Macht des Evangeliums, wenn wir ihn mit dem sittlich religiösen Leben des Heidenthums[1] vergleichen, aus welchem sich die Kolhs mit Gottes Hülfe herausarbeiten. Daß die Kolhs aber nicht alle bereits auf die Höhe des Christenlebens gehoben sind, die wir soeben in einzelnen Zügen geschildert haben, das wird Niemand erwarten, der je das Gleichniß vom viererlei Acker, oder vom Netz, oder vom Unkraut unter dem Weizen verstanden hat.

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 75 ff.

14. Die Arbeit an den Heiden.

Es ist schon wiederholt gesagt worden, daß die Christengemeinde unter den Kolhs in dem letzten Drittel der 36 Jahre ihres Bestehens nicht in demselben Maaße sich vergrößert hat, wie in den beiden ersten. Es giebt eben wie in der Natur, so auch in der Missionirung der Völker Zeiten größeren und Zeiten geringeren Wachsthums, und die Berechnungen der Zeit, wann ein Volk völlig christianisirt sein möchte, die man auf Grund der Fortschritte einer bestimmten Periode anzustellen versucht, dürften sich selten als richtig erweisen. Auch hier hat sich der Herr Zeit und Stunde seines Kommens vorbehalten. Ist aber die Bewegung unter den Kolhs in den letzten Jahren auch nicht dem rapiden Wachsthum der tropischen Regenzeit zu vergleichen, so hat dieselbe doch auch keinen winterlichen Stillstand erfahren. Der Zudrang zu dem Christenthum ist, seitdem die socialen Verhältnisse geregelt worden, ein geringerer gewesen; im Vergleich mit andern Völkern, unter welchen das Christenthum verbreitet wird, ist er aber immer noch ein hervorragender. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß die geringere Zunahme der Gesammtzahl der Christen zum guten Theil auf Rechnung vieler Rückfälle ins Heidenthum, auf die Concurrenz der Gegenmissionen und auf zahlreiche Auswanderungen kommt. Im Jahre 1877 zählte die Mission noch 4955 Taufcandidaten, im Jahre 1879 waren es 3—4000. Nach dem Census von 1882/83 gab's an Catechumenen 2049 und darunter an neu hinzugekommenen 390, nach dem vom Jahre 1884/85: 780 neue und 1064 alte, Summa 1844, und nach dem neuesten über die Zeit vom 1. April 1885 bis ult. Februar 1886 im Ganzen 1680, darunter aber 747 neue Taufbewerber. Das sind immerhin noch bedeutende Zahlen, und, wie uns dünkt, Zahlen, die in normalerem Verhältniß zu denen der bereits getauften Christen stehen und deshalb die Hoffnung geben, daß das neu hinzugekommene Menschenmaterial besser wird verarbeitet werden können, als die Massen

früherer Jahre. Übrigens scheinen die Zahlen der letzten Jahre zu zeigen, daß die Zeit der Ebbe einmal wieder vorüber ist, und eine Periode der Fluth sich anbahnt, wie denn auch die allerneuesten Nachrichten der Missionare das bestätigen.

Der Erfolg der Missionsarbeit im engeren Sinne ist nun nach den verschiedenen Völkerstämmen, auf die sie sich richtet, ein verschiedener gewesen. Suchen wir deshalb „die Arbeit an den Heiden“ nicht nach den einzelnen Missions-Stationen, sondern nach diesen verschiedenen Völkerstämmen uns vorzuführen. Viele Zahlen werden wir dabei freilich nicht angeben können, denn so interessant sie wären, so fehlt doch im Gebiet der Kolh-Mission noch eine christliche Völker-Statistik, wir können aber die Eigenart dieser Stämme und die Verschiedenheit der Arbeit an ihnen auf diese Weise besser kennen lernen.

1. Die Mundaris[1] sind in Chutia Nagpur am zahlreichsten vertreten, und ebenso gehören zu ihnen auch die meisten aller Christen und die Mehrzahl der alljährlich neu Bekehrten. Ihr Gebiet erstreckt sich vorzugsweise auf die Diöcesen Burju und Govindpur, greift aber auch über in die Bezirke von Ranchi, Lohardagga, Takarma und Chaybasa. Beweglicher, leider aber auch unbeständiger als Uraos, Larkas u. s. w. befanden sich die Mundaris und befinden sie sich theilweise jetzt noch unter jenem Druck der Hindus, der nach Gottes Fügung für sie eine Nöthigung zur Annahme des Christenthums werden sollte. Während indessen das sociale Motiv gegenwärtig mehr in den Hintergrund getreten ist, besteht das andere, die Angst vor den Bongas und die Hoffnung, durch den prabhu Isu massih bessere Hülfe in Leibesnöthen zu erhalten, als durch die Opfer, die sie jenen darbringen, noch ungeschwächt fort. Doch wäre es ein großer Irrthum, wollten wir glauben, dieses Verlangen der Mühseligen und Beladenen nach dem Herrn mache eine eigentliche Missionsarbeit unnöthig. Es giebt im Gegentheil bei ihnen gar manchen Bann, der nur durch Arbeit und zwar durch ernstliche Arbeit des Missionars und seiner Gehülfen gebrochen werden kann.

Von vornherein ist zu bemerken, daß die Kaste bei den Mundaris jetzt kein Hinderniß mehr fürs Christwerden ist, weil unter der Übermacht der Christen die Heiden dieselbe aufgegeben haben. Ebenso sind dogmatische Scrupel für einen Mundari nicht vorhanden. Wo er etwas Ähnliches vorbringt, so ist leicht zu erkennen, daß

---

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 33 ff.

er sich dessen nur als eines Vorwandes bedient. Aber das alte Leben mit seinen Beziehungen und Lüsten bindet ihn um so mehr. Da sind die Familienverhältnisse. Bald will die Frau nicht, sondern droht mit Fortlaufen und Selbstmord, wenn der Mann Christ werden wolle, bald wieder hindert der Mann die Frau, oder die Eltern oder angesehene Verwandten sind dagegen. Ein schwerer Schritt ist jedenfalls für einen Kolh, wenn er bei seiner Bekehrung die zweite oder dritte Frau, die er sich der Arbeit wegen genommen, entlassen soll. Denn spricht auch nicht gerade die Liebe das lauteste Wort, so ist doch manchmal die zweite Frau die fleißigere, oder sie allein hat Kinder, oder der kranke Mann wird durch sie geradezu ernährt. Versetze man sich in seine Lage und man wird begreifen können, wenn auch der Kolh sagt: „Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen.“ Die Frau nun aber, was soll die erst anfangen, wenn der Mann sie mißhandelt oder verstößt? Frauen, die ohne ihre Männer Christen werden, dürfte es deshalb wohl sehr wenige geben. Die Fälle, daß junge Leute sich durch ihre Liebe zu einem Christenmädchen zum Christenthum ziehen lassen, oder daß Geschwister den Geschwistern, Eltern den Kindern nachfolgen, sind dagegen nicht selten. — Da ist ferner die Furcht vor Bedrückung durch die Hindus, unter denen sie mehr als die andern Kolhs zu leiden haben. So haben im Bandgau (Singbh.) nicht nur die Lockungen der Jesuiten, sondern sicherlich auch die Drohungen heidnischer Machthaber, die Christen ausrotten oder wenigstens aus Besitzungen treiben zu wollen, dazu beigetragen, daß die 1874 ausgesprochene Hoffnung des Missionars N., in 2—3 Jahren werde der ganze Bandgau christlich sein, doch nicht in Erfüllung gegangen ist. Gefährlicher als Drohungen sind die thatsächlichen Verfolgungen, welche die Christen hier und da, z. B. in dem kleinen Königreiche Tamar[1] durch falsche Klagen vor Gericht wegen körperlicher Mißhandlung, rückständiger Renten, unbefugten Reisschneidens ꝛc. ꝛc. zu erfahren haben. Haben diese Bedrückungen auch oft den gegentheiligen Erfolg, daß die Leute nun erst recht beim Christenglauben Schutz und Hülfe suchen, so wirken sie doch auf schwache Gemüther einschüchternd, und es gehört von Seiten des Missionars viel Weisheit dazu, einerseits keine unberechtigten Hoffnungen zu erwecken, vielleicht gar unabsichtlich zu Gewaltthat und Empörung zu reizen, und andrerseits doch Muth zu machen, Alles für Schaden zu erachten, um Christum zu gewinnen. — Ein wei-

1) Biene 1877, S. 15 u. 17.

terer Bann liegt auf gar vielen Herzen durch den Illi, den Reisbranntwein. Missionar Beyer ermahnte einst Mundaris, doch Christen zu werden. „Ja", sagte Einer: „ich wollte wohl Christ werden, wenn nur der Branntwein erlaubt wäre." Als der Illi ihnen als ihr größester Feind hingestellt wurde, lachten die Leute. Ein Anderer sagte geradezu: „Ja, wir wissen nichts von Gott, aber wie sollen wir auch etwas von ihm wissen, da wir uns alle Tage betrinken." Warum thut ihr es aber dann? „Christ werden", hieß es da, „nutzt nichts; vor Jahren hieß es, wer Christ würde, bekäme viel Land, aber der christliche Älteste dort ist ja arm." Auf das Leben nach dem Tode hingewiesen, sagten sie: „Das wissen wir nicht." „Aber", wurde entgegnet, „ihr fürchtet Euch doch vor dem Geist einer Frau, die in Kindesnöthen gestorben ist; da sagt ihr doch selbst, daß es ein Leben nach dem Tode giebt." Schließlich meinte Einer: „Ja, nun sehe ich klar, es giebt zwei Wege, einer in den Himmel, der andere in die Hölle." Als er aber den rechten Weg betreten sollte, lief er fort. Ähnliche Erfahrungen werden häufig gemacht.

Am leichtesten führt noch Krankheit der Angehörigen oder eigene zum Christenglauben, gerade wie zur Zeit des Heilandes. Das Gebet der Christen ist doch noch eine Macht, obgleich selbst Christen jetzt sagen, früher wäre dieselbe eine größere gewesen, und Noth lehrt beten, oder wie's bei den Kolhs das Gewöhnliche ist, um die Fürbitte der Christen zu bitten. Unter der Bedingung, daß die Heiden Christen würden, wenn das Gebet geholfen habe, wird dann für sie gebetet. Auf diesem Wege werden heute noch viele Mundaris Christen. Aber die heidnische Herzenshärtigkeit ist oft so groß, daß Manche doch noch, ja nach wiederholter Gebetshülfe noch Heiden bleiben. Und die Noth allein hat auch nicht die Macht, zum Herrn zu treiben. Sonst hätte jener Heide längst Christ werden müssen, der blind und taub ist und doch über die Christen spottet. Er kennt nur die Eine Sorge, daß sein Sohn ihm kein Geld mit ins Grab legen werde, nachdem ihm seine mühselig zu diesem Zweck ersparten Rup. gestohlen waren. „Was soll ich", sagt er, „nun machen, wenn ich nach Bitarpur (Hades der Mundaris) komme, ich habe ja dort nichts zu leben."

Ebenso ist die Furcht vor den Bongas, den bösen Geistern, dem Einen ein Stachel zum Christenthum, dem Andern eine Fessel, die ihn ans Heidenthum bindet. So wurde z. B. die Wittwe eines Zauberers, die nach dem Tode ihres Mannes die nöthigen Opfer nicht geben konnte, aus Furcht vor der Rache der Bongas

Christin. Ihre Angst vor den bösen Geistern war so groß, daß sie ein kleines Päckchen, eine Axt und ein Körbchen, die unter ihrem Dache staken, nicht selbst wegzunehmen wagte, sondern den Missionar darum bat. Das Päckchen, in Blätter eingewickelter Reis, war nämlich während der Krankheit des Mannes aufgehängt zum Zeichen, daß dem Garti (Feld-Bonga) nach seiner Genesung ein Huhn sollte geopfert werden; die Axt war für den Bonga Boranda, denn mit ihr sollte der Ochse geschlachtet werden; der Korb mit in Lappen gewickeltem Zinnober und Muskatnuß galt dem Karmbonga. Auf der andern Seite müssen die Missionare aber oft hören: Wie kann ich Christ werden, der Bonga würde mir ja sonst mein Vieh tödten, mein Kind morden, meine Ernte verderben u. s. w.

Trotz dieser Hindernisse und Schwierigkeiten hat Dank der Arbeit der Mission, die jetzt eine viel intensivere ist, als in früheren Jahren, das Evangelium gerade unter den Mundaris seinen Siegesgang unaufhaltsam fortgesetzt. Es ist herzerfreuend, wenn man liest: „Ich habe im Bandgau in 8 Monaten 350 Heiden getauft und hoffe bis Ende des Jahres noch 100 taufen zu können“ (1884) oder „die Gemeinde Burju ist in einem Halbjahre um 400 gewachsen, also mäßig“ (1876) oder: „in Marcha (G.) sind im 2. Quartal 337 getauft“ (1877) oder: „Zuwachs der Gemeinde Burju trotz der vielen Ausgewanderten, Abgefallenen und Gestorbenen 500, Summa der Übertritte 1145“ (1880) oder: „Die Furcht vor dem Raja von Porahat hat nicht gehindert, daß die Gemeinde erfreulich nach Süden hin gewachsen ist“ (1881).

So hat sich denn das Evangelium nicht blos unter den mit den bereits gewonnenen Christen zusammenwohnenden Mundaris weiter ausgebreitet, sondern ist auch über die bisherigen Grenzen hinausgedrungen ins Königthum Porahat, nach Banai, nach Sombalpur[1], nach Osten und nach Westen hin, besonders aber auch von der Station Takarma aus nach Süden. — Hier die Bekehrungsgeschichte eines Mundari. Im Dorfe Sayadba (Ch.) lebte ein Regierungs-Lehrer. Er war ein begabter und kenntnißreicher Mann und hatte viel in den Schasters gelesen, schließlich sich aber in Chaybasa ein Neues Testament gekauft und darin fleißig studirt. „Da“, sagte er, „ging es mir wie ein Licht auf.“ Er meldete sich auf der Station zum Christenthum. Dem Jesuiten in Chaybasa, Pater Stockmann, blieb das nicht verborgen. Er ließ den Mann rufen, nannte unsere Kirche eine ketzerische Secte und redete ihm

1) Siehe Seite 88.

vor, daß er nur in der römischen Kirche selig werden könne. Der Lehrer, unerfahren wie er war, glaubte dem Jesuiten und war bereit, zu ihm überzugehen. Auf dem Wege dahin traf ihn der vom Missionar gesandte Catechist Mansidh, und dem gelang es, ihn wieder zurückzuführen. Nachdem er den Zweck, weshalb er zum Jesuiten wolle, erforscht, stellte er ihm vor, daß weder Pater Stockmann noch die Kathol. Kirche die Sünden vergeben und die Seligkeit geben könne, sondern allein der Herr Jesus. Der sei für uns am Kreuze gestorben und der alleinige Heiland. Das Wort packte den Mann. „Bruder komm", sagte er, „wir setzen uns in den Schatten des Baumes, unterrichte mich weiter, denn es brennt in meiner Seele, ich will selig werden." Sie setzen sich und Mansidh redet weiter über das vergebliche Vertrauen zur Maria und den Heiligen. Das Resultat war: „Komm zurück in mein Haus! Ich werde nun nicht zu den Katholiken gehen." Auch das glänzende Anerbieten einer einträglichen Stellung, das ihm die Jesuiten gemacht hatten, schlug er aus und zog mit seiner Familie zur Vorbereitung auf die heilige Taufe nach Chaybasa. Am Luther-feste 1883 wurde er mit Frau, 4 Söhnen und 2 Töchtern getauft und erhielt den Namen Martin Luther. Aber er sollte noch viel um seines Glaubens willen leiden. Weil die Heiden ihre Kinder zu ihm, dem Christen, nicht mehr in die Schule schicken wollten, verlor er sein Amt als Regierungs-Lehrer, das er schon 11 Jahre verwaltet. Nun wollte er zu seinem Vater, demselben in der Feldwirthschaft zu helfen. Aber er mußte hören: „Nahe Dich nicht meinen Reisfeldern, Du bist Christ, und ich will nichts mit Dir zu thun haben." Das mußte er hören, obgleich er doch Kin-destheil an seines Vaters Hause hatte. Als Missionar Didlaukies mit dem Vater reden wollte, lief dieser fort. Doch M. Luther ist demüthig und sagt ergeben: „Es ist eine schwere Prüfung über mich gekommen, ich wußte es, aber sie soll mich nicht vom Herrn scheiden; auch meinem Vater will ich nicht zürnen, sondern für ihn beten, und ich habe Hoffnung, daß er mit meiner Mutter bald Christ wird." In seinem Dorfe hat er schon 7 zum Christenthum geführt und war 1884 dabei, für sie und sich im Walde Häuser und eine Kapelle zu bauen.

Auch der so rühmliche Missionstrieb ist unter den Mundaris noch nicht erstorben. Von vielen Beispielen nur eins!

Vor vielen Jahren hatte sich ein Christ in Banai, 4 Tage-reisen weit südwestlich von Chaybasa niedergelassen, tief im Urwalde. Der Missionar wußte das, und hätte ihn wohl gern einmal besucht.

Da es aber nicht dazu gekommen war, sandte er 1886 den Colporteur und einen Catechisten hin und diese brachten die Nachricht mit, daß sich jetzt 7 Christenfamilien dort befänden. Jener erste Auswanderer Anandmasih war früher Catechist gewesen, hatte aber sein Amt auch in der Fremde und nachdem er keine Besoldung mehr erhielt, fortgesetzt und diese Leute durch seine Verkündigung des Evangeliums gewonnen.

2. Die Uraos[1] bilden vorzugsweise die Bevölkerung des Bezirks Lohardagga, ziehen sich aber auch in die Diöcese Ranchi hinein und reichen mit ihren Vorposten südlich bis Takarma und Chaybasa, nach Nordwesten zu, von wo sie ja eingewandert sind, weit über das Gebiet von Chutia Nagpur hinaus. Wie durch Gestalt und Sprache, so sind sie auch ihrem Character nach von den Mundaris verschieden, sind in dem, was sie einmal ergriffen haben, fester und beständiger. Noch ist die Zahl der Meldungen zum Christenthum unter ihnen allerdings geringer, als bei den Mundaris, man hofft aber, daß sie bald in größerer Menge kommen werden. Lohardagga hatte 1882 nur 16, 1884 nur 29, 1885 jedoch 152 Taufbewerber. In Ranchi, wo aber Mundaris mit eingerechnet sind, waren die betreffenden Zahlen 106, 176 und 254. Neuerdings haben sich unter ihnen verschiedene neue Thüren aufgethan. Südlich von Ranchi wohnen die Bhagats, eine Urao-Secte, die sich den Hindus geneigt und bis auf das Opferfleisch von Ziegen jeden Fleischgenuß sowie auch den Genuß berauschender Getränke und narkotischer Kräuter, wie Hanf, verschmäht. Sie sind wiederholt eifrige Zuhörer der Predigt gewesen und hatten bereits 1881 einen christlichen Lehrer für ihre Kinder. Im Jahre 1883 nahm Missionar Onasch eine Familie dieser Secte auf. Der Mann war wie alle seine Glaubensgenossen Wahrsager und benutzte als solcher eine eiserne mit heiligem Zinnober bestrichene dreizinkige Gabel und einen Pfauenschwanz. — In der Tori-Pergannah zwischen Lohardagga und der Gangesstation Ghazipur haben sich Uraos aus der Khukrah-Pergannah (zwischen Lohardagga und Ranchi) angesiedelt, unter ihnen auch Christen. Hier ist auch Aussicht auf Verbreitung des Evangeliums. Eine Missionsstation, wie der Missionar von Lohardagga wünscht, hat zwar dort noch nicht angelegt werden können, aber in Daltonganj, dem Hauptorte von Polamo, ist wenigstens auf Kosten der englischen

---

1) Vgl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 34 ff.

Bibelgesellschaft ein Colporteur angestellt worden, wodurch dem Verlangen nach einem Catechisten in Etwas gewillfahrt ist.[1] Im vorigen Jahre hat sich daselbst auch die erste Familie bekehrt. — Noch weiter nördlich ist von Ghazipur aus der Kolh-Mission die Hand gereicht worden. An der Grenze des Lohardagga-Districts, dort wo der Koil in den Sone fließt, liegt Roitasgarh, der alte Stammsitz der Uraos. Missionar Lorbeer machte eine Reise dorthin und fand bei den zahlreichen Uraos sehr gute Aufnahme. Sie frugen zum Theil sehr angelegentlich nach dem Grunde des Heils, ließen sich willig belehren und sagten, sie wollten unter einander über Annahme der christlichen Religion berathen. Mit den Hindus der Gegend lebten sie in gutem Einvernehmen. Götzendienst war sehr wenig unter ihnen. In einem Dorfe war ein Mann von Hindus und Uraos gemeinschaftlich zum Priester erwählt und dieser Mann frug ganz besonders viel nach dem Wege des Heils. Missionar Lorbeer hat zwei Kolh-Catechisten dort angestellt. Das war im vorigen Jahre. Leider sind dieselben aber wieder abberufen, doch steht zu hoffen, daß das nur vorübergehend gewesen ist. — In der nächsten Nähe sowohl von Lohardagga als auch von Ranchi ist die Neigung zum Christwerden leider am wenigsten vorhanden. Aber aus den weiter entfernten Dörfern, wo Christen wohnen, kommen immer wieder neue Taufbewerber, zuweilen ohne daß der Missionar vorher davon eine Ahnung hatte. Aus dem Dorfe Kumdih (L.) kamen 1876 funfzehn Leute, um Christen zu werden, obgleich der Thikadar die dortigen Christen völlig ruinirt hatte. — Im Jahre 1877 wurde ein Pahan, Götzenpriester, mit seiner Familie Christ, weil seine Dorfgenossen ihn für die vielen Krankheiten und Todesfälle verantwortlich gemacht und in der Dorfversammlung mit Schimpfreden und Faustschlägen übel behandelt hatten, er auch aus der Gemeinschaft der Heiden ausgeschlossen worden war. Die Annahme der Leute war, daß der schadenthuende Geist mit seiner Bewilligung in ihn selbst gefahren sei. Merkwürdig ist, daß nach der Überzeugung der Heiden ihr alter Pahan durch seine Bekehrung zum Christenthum von dem bösen Geiste völlig wieder befreit sei. Alt und Jung ist jetzt wieder mit ihm ausgesöhnt. — Auch unter den Uraos im Gebiet von Takarma giebt's mehrere Taufbewerber, einmal in $^1/_4$ Jahre fünf Familien. Sie wurden Christen, weil sie zu arm waren, die Opferthiere zu kaufen. — Aus dem Jahre 1879 erzählt Missionar Hahn folgende Geschichte: Eines Tages

---

1) Siehe literarische Thätigkeit S. 151.

kam ein Catechist in Begleitung eines unbekannten Mannes auf die Veranda meines Hauses. Ich trat ihm mit der Frage entgegen: „Willst du Christ werden?“ und wurde freudig überrascht, als er antwortete: „Ja, Herr.“ Ich sah ihn mir nun näher an. Es war ein Urao im vollen Mannesalter und mit einnehmendem Gesichte. Über die Schulter hing ihm eine bunt gestreifte Decke, die er sich für viel Geld als etwas ganz besonders Schönes hatte aufschwatzen lassen, um die Hüften hatte er ein weißes Tuch geschlungen. Er gehörte offenbar nicht zu den Armen und wollte auch nicht Christ werden, um Geld und Gut dadurch zu erreichen. Trotz aller Kreuz- und Querfragen blieb er dabei: „Ich will meiner Seele wegen Christ werden.“ „Da thust du recht“, wurde ihm erwidert, „aber was weißt du denn vom Christenthum?“ „Herr, wie soll ich wissen“, war die sehr naive Antwort, „ich habe ja noch gar nichts gelernt.“ Auf die Frage, was ihn denn aber triebe dasselbe zu ergreifen, kam er endlich zögernd mit der Antwort heraus, daß er sehr in Ängsten sei vor den bösen Geistern, die ihn nach seiner Meinung besonders ausersehen hatten, indem sie ihm alle seine Kinder bis auf einen Sohn getödtet. Opfer um Opfer waren gebracht, aber vergeblich. Da hörte er von den Christen eines Dorfes, daß Gott stärker sei als der Teufel, auch hatten sie ihn öfters aufgefordert, Christ zu werden, und so kam er endlich. Je länger er gekämpft hatte, desto größer war seine Unruhe geworden, ja hatte ihn fast zur Verzweiflung getrieben. Mußte sein Abfall den Bösen nicht noch mehr erzürnen? Würde der Teufel nicht furchtbare Rache an ihm nehmen? Jetzt nun hoffte er für seine geängstete Seele Ruhe zu finden. Sein Name wurde denn auch in die Liste der Taufbewerber eingeschrieben, und er ermahnt, fleißig in die Kirche zu gehen und unter keinen Umständen mehr etwas mit dem Teufelsdienst zu schaffen zu haben. Besondere Bedingungen waren: „Du darfst von heute ab keinen Branntwein anrühren, deinen langen Zopf, das Abzeichen des Heidenthums, mußt du abschneiden und mit den Christen essen.“ Paltu, so hieß der Mann, war dazu entschlossen, hatte aber offenbar noch einige Bedenken. Freundlich wurde ihm zugesprochen, sie offen und furchtlos auszusprechen. Da faltete er die Hände und sagte: „Herr, wenn mich aber der Thikadar verfolgen wird, weil ich Christ geworden bin, werden Sie mir da beistehen?“ Ich ermahnte ihn nun, vor Allem zu geben und zu thun, was er schuldig wäre und im Übrigen auf Gott zu trauen. Ein Missionar könne nicht mehr thun, als ihm guten Rath ertheilen und anderes

dürfe er daher nicht von ihm erwarten. Gar Mancher kehrt bei dieser Erörterung um, wie der reiche Jüngling. Paltu aber sagte: „Nur das wollte ich.“ Indessen hatte er noch etwas auf dem Herzen. „Herr“, sagte er, „in meinem Hause ist ein gewaltiger Teufel. Wollen Sie hinkommen, ihn hinauszuschaffen?“ Eine wunderliche Bitte! Doch versprach ich auf meiner Reise nach Ranchi seinen Ort zu berühren und seinen Hausteufel auszutreiben. Die Uraos halten die Teufel (bhuts) zwar für körperlose Geister, meinen aber, sie wohnten in hölzernen Pflöcken, größeren Pfählen oder auch in einer Pflugschar oder in Steinen. Diese Pflöcke und Pfähle werden theils in Hainen als die Idole des ganzen Dorfes, theils auf den Feldern und in den Häusern als Privatgötzen aufgestellt. Dort werden ihnen bei Nöthen und Krankheiten Opfer gebracht. Um solch einen Haus-Bhut handelte es sich in diesem Falle. Er mußte allerdings entfernt werden, sowohl um der Furcht des Mannes willen, als deshalb, weil solch ein Stück des Heidenthums im Christenhause überhaupt nicht zu dulden war. Nach wenig Tagen kam ich denn in das Dorf und hielt im Hause des Paltu mit den Christen die Abend-Andacht. Nach Gesang des Liedes: „Ach bleib mit deiner Gnade“ sprach ich über das Wort: „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre“ und machte dasselbe auch zum Gegenstand meiner Unterredung. Zum Schluß knieeten wir alle nieder zum Gebet. Darauf wurde mir ein Messinggefäß gereicht, um nach Landessitte die Hände zu waschen, denn nun sollte gegessen werden. Das einfache Essen bestand aus Reis und einer Hülsenfrucht. Wir setzten uns an die Erde und aßen mit den Fingern. Erst die Männer, dann die Frau des Paltu, denn so fordert es die Sitte. Zum ersten Male hatten nun die Eheleute mit Gebet und in Gemeinschaft mit Christen gegessen und durch Letzteres ihre Kaste gebrochen. Man merkte ihnen aber trotz der Bedeutung dieses Vorgangs nichts an, sie waren so kindlich naiv, wie die Kolhs immer sind. Endlich ging es an ein Händeschütteln und zur ersten Begrüßung mit dem Christengruß Isu sahay! „Wo ist nun der Bhut?“ fragte ich den Paltu. „Da oben am Dach in der Ecke.“ „Holt ihn herunter.“ Dazu wird eine Leiter gebracht, und ein Catechist steigt hinauf. Er war an einen Balken des Daches angebunden, und es dauerte lange, ehe er in meine Hände kam. Bei seinem Anblick konnten sich einige Christen, besonders Frauen, des Grauens nicht erwehren und traten furchtsam einen Schritt zurück, wofür sie von den Andern ausgelacht wurden. Beides war characteristisch.

Denn obwohl manche Christen die Furcht vor den Dämonen noch nicht überwinden können, und der alte Aberglaube noch lange nicht vernichtet ist, so findet man doch bei den meisten ein Gefühl der Sicherheit vor dem Teufel, daß man sich schier verwundern muß. Das Ding, vor dem Paltu sich bisher so schrecklich gefürchtet hatte, bestand aus einem kleinen mit blutgetränkter Erde gefüllten Körbchen, eine Hand breit hoch, in dessen Mitte ein kleiner fingerlanger Pflock steckte, der eigentliche Bhut. Nach unten war das Stückchen Holz zugespitzt, nach oben hatte es drei übereinander folgende Kerbe, und auf dem Kopfe war ein Nagel eingeschlagen. Was das Alles bedeuten soll, konnte mir Niemand sagen. — Paltu war überglücklich und hatte, wie er am nächsten Morgen sagte, sehr ruhig geschlafen. „Nun der Bhut aus meinem Hause ist, ist meinem Herzen wohl.“ [1]

Die angeführten Beispiele zeigen, daß die Motive des Übertritts bei den Uraos wesentlich dieselben sind, wie bei den Mundaris. Eigenthümlich ist die Anschauung, daß sie schon dadurch selig würden, daß bereits Einige aus ihrem Stamme Christen geworden wären. Sonst bekommen die Missionare auch zu hören: „Wie soll ich den Weg verlassen, den meine Väter gegangen sind“, oder „Ja, verlassen muß ich den Weg, das weiß ich, was will sonst aus mir werden; aber ich will's erst thun, wenn es Zeit ist“, oder „Erst muß ich meinem Sohne Hochzeit machen“, oder „Wenn mein Bruder zurückgekehrt ist“, oder „Wir dienen auch Gott, denn wir opfern den Bongas“ und was sonstige Ausreden des alten Menschen sind, der doch schließlich auf der ganzen Erde derselbe ist.

3. Der den Mundaris verwandte und vorzugsweise in Singbhum wohnende Stamm der Larkas (Hos.),[2] ist der kräftigste, aber auch starrsinnigste unter den Kolhs. „So viele Jahrhunderte hindurch sind unsere Väter auf diesem Wege (Heidenthum) gestorben, wir wollen auch so sterben.“ Das ist der Einwurf, den die Glaubensboten in jedem Dorfe zu hören bekommen. Als Einem, der sich auf seine Kaste steifend fest versicherte, „er würde nie mit den Christen essen“, unter Erzählung der Schöpfungsgeschichte gesagt wurde, wir seien ja doch von Adam her Brüder, lachte er und meinte: „Nein, Gomke, das weiß ich nun besser, ihr weißen Menschen stammt alle von Affen ab, wir allein sind richtige Menschen.“ Der Hinweis darauf, daß es doch dann sehr wunderbar sei, daß Sing-

---

1) Eine ähnliche Geschichte Biene 1881, S. 55 ff.
2) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 29 ff.

bonga (Gott) sein „Wort“ den vermeintlichen Affennachkommen zuerst gegeben und nicht in die Hände der richtigen Menschen, und daß jene klüger seien, als diese, verfing auch nicht recht. — Einige Beispiele von der Hartnäckigkeit der Larkas blos aus dem einen Orte Pindargaria! Eine Familie war ganz getauft, der eine Sohn sogar Catechist, nur die Mutter blieb starr und fest dabei, daß sie nicht Christin werden wolle (1874). Ebenso der Sohn des verstorbenen Prachins. Seine Mutter, Brüder und Vettern waren Christen, er allein wollte seinen Nacken nicht beugen. — Der jüngere Bruder des Colporteur Joh. Hunj hatte all seine Ochsen hingegeben für ein Mädchen und geheirathet, so daß er nichts mehr hatte und dienen mußte. Da bot ihm sein Bruder an: „Werde Christ, so gebe ich dir meine Ochsen und baue dir ein Haus.“ — aber es fiel ihm nicht ein. So etwas käme bei den Mundaris nicht vor. In Folge dessen verbreitet sich das Evangelium unter den Larkas nur langsam. Der gegenwärtige Missionar von Chaybasa schreibt: „Im Ganzen ist der Boden hier hart. Es kommen nur Einzelne aus den Heiden. Aber dem Herrn ist ja eine jede Seele theuer.“ Im Jahre 1882 hatte Chaybasa nur 9, 1884: 43, 1885: 59 neue Catechumenen; darunter aber wohl auch Nicht-Larkas. Dennoch zeigen schon diese Zahlen, daß es auch unter ihnen weiter geht. Die Geschichte des hundertjährigen Larka Adam Godoë[1], die wir anderwärts erzählt haben, zeigt ebenso die Zähigkeit der Larkas im Widerstand, wie ihre endliche Besiegung. Einmal auf das Evangelium hingewendet, kann ihre Festigkeit auch der Ausbreitung des Christenthums wieder förderlich sein. So hat sich die Gemeinde Kundrugutu trotz des Abfalls der Manki[2] über zwölf Dörfer ausgebreitet. Unter den Larkas wirkt übrigens die pecuniäre Lage zum Christwerden am allerwenigsten mit. Hauptmotiv ist wohl die Furcht vor den Bongas. Von der Bekehrung eines jungen Ho erzählt Miss. Didlaukies folgendes: Die kleine Gemeinde Sayadba, sechs Stunden westlich von Ch., hat sich erst seit drei Jahren gesammelt. Jetzt steht dort der Catechist Malatti. Zu dem kam eines Tags ein heidnischer Jüngling und befragte sich eingehend über das Christenthum. Als er nach zwei Tagen wiederkam, folgten ihm seine zwei älteren Brüder und schleppten ihn unter Schimpfreden und Schlägen wieder nach Haus, ihm ernstlich untersagend, je wieder zu dem Catechisten zu gehen. Am nächsten Sonntag saß er aber

---

1) Adam Godoë, Lebensbild eines Larka, Goß. Miss. Verlag.
2) Siehe S. 130 f.

doch unter den Christen in der Kapelle. Nach dem Gottesdienste vom Catechisten gefragt, ob er seine Brüder nicht fürchte, erwiederte er: „Nein, und wenn sie mich wieder und noch mehr schlagen, ich werde Christ.“ Noch an demselben Tage meldete er sich in Chaybasa zur Aufnahme. Der Missionar prüfte ihn, stellte ihm auch alle Folgen seines Schrittes vor, besonders, daß er Feld und Ochsen verlieren könne, er blieb aber dabei: „Selbst wenn das so geschieht, so will ich doch Christ werden.“ Um ihn einstweilen gegen den Sturm zu schützen, wurde er auf der Station behalten. Nach vier Tagen jedoch war er fort, ohne Jemand etwas gesagt zu haben. Man glaubte, seine Meldung wäre ihm wieder leid geworden. Da der Catechist von Sayadba beurlaubt war, wurde ihm der Dera-Wärter Johannes nachgesandt, und dieser fand ihn allerdings in seinem Heimathdorfe, aber im Hause eines Christen. Bald stellten sich dort auch wieder seine Brüder und mit ihnen eine Schaar aufgeregter Heiden ein. Sie suchten den beurlaubten Catechisten und wollten ihn als den Verführer ihres Bruders prügeln. Von Johannes verlangten sie 20 R. Strafe. In seiner Angst schrieb dieser an den Missionar und bat, das Schlimmste fürchtend, um die 20 R. Aber der Missionar sandte nicht das Geld, sondern den Catechisten Martin und zwei andere Christen mit ihm, daß sie sanftmüthig mit den Heiden redeten und ihnen das Evangelium ans Herz legten. Als sie ankamen, entstand noch größere Aufregung. Sie wollten sich im Blute des beurlaubten Catechisten baden. „Das könnt ihr eben so in meinem, denn Malatti ist eben so unschuldig, als ich“, sagt Martin und redet unverzagt zu ihnen vom Heiland. Sie wollen natürlich nichts davon hören. Ihr Bruder solle wieder zurück und solle 20 R. zahlen, daß sie zu seiner Wiederaufnahme in die Kaste Opferthiere und Illi kaufen könnten. Vergeblich! der Bruder bleibt fest: „Ich bin ein Christ und werde es bleiben; wünsche nur, daß auch ihr alle den Dienst des Satans aufgebt und Christen werdet.“ Als sie nun sahen, daß sie nichts ausrichten konnten, wurden sie ruhig, hörten den Worten des Martin lange zu und versprachen sogar, ihrem Bruder Land und Ochsen nicht vorzuenthalten. Der Jüngling wird zur heiligen Taufe vorbereitet und soll nach deren Empfang wieder in seinen Wohnort zurück. Inzwischen wird sein Feld durch seine Brüder bestellt. Ob sie es ihm wiedergeben, wie sie versprachen? Ob sie seinem Beispiele folgen? Das bleibt abzuwarten.

4. Die mit den Mundaris und Larkas stamm- und sprachverwandten Santals,[1] unter denen die Freimissionare Skrefsrud

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 37 f.

und Börresen (früher unter den Kolhs) eine so gesegnete Mission haben, wohnen auch im Gebiete der Goßnerschen Stationen Purulia und Singhani. Im Jahre 1873 war Hoffnung, viele von ihnen zum Christenthum zu führen. Mehrere waren schon von Purulia aus getauft, und eine Schule bestand unter ihnen. Da trat ein Stillstand ein. Ein reicher und angesehener Santal reiste für die Sitten der Väter eifernd unter ihnen herum und bedrohte alle, die Christen werden würden, mit Geldstrafe und Ausschluß aus der Volksgemeinschaft. Auch die Schule mußte wegen Untauglichkeit des Lehrers aufgehoben werden. Doch haben Missionare und Catechisten fortgesetzt unter ihnen gepredigt, und die kleine Santal-Gemeinde bekam auch ab und zu Zuwachs. — Eine neue Thüre unter den Santals, allerdings hinduisirten Santals, that sich 1884 in dem nördlich von Purulia gelegenen Gholiary und Umgegend auf. Einer derselben, Debraj mit Namen, der aus einer angesehenen Familie stammt, die das Haupt aller Santals in Manbhum und Hazaribagh ist, war als eine Art Heiliger auf Wallfahrt gegangen, hatte aber unterwegs durch die Baptisten in Midnapur das Evangelium gehört und sich fürs Christenthum entschieden. Zu seiner Frau zurückgekehrt, wendet er sich, da die Baptisten die Grenzen der Missionsgebiete sorgfältig wahren, an den Missionar von Purulia, der den Ort besuchte, dort predigte und den Erfolg hatte, daß 6 Familien, darunter auch der Bruder jenes Debraj, sich zum Christenthum meldeten. Bei der angesehenen Stellung der Familie machte die Bekehrung des Debraj in weiten Kreisen Aufsehn. An Feindschaft fehlte es freilich auch nicht, und besonders war seine Verwandtschaft erbittert, die ihn bereits während seiner Abwesenheit für todt erklärt und sein Land in Besitz genommen hatte. Debraj jedoch kümmerte sich wenig um ihr Geschrei. Leider ist aber die Hoffnung auf die Santals jener Gegend, wenn auch nicht zerstört, so doch in die Ferne gerückt. Debraj erkrankte auf der Rückkehr von einem Besuche in Purulia im Jahre 1886 an der Cholera und starb. Seine Frau hält aber trotzdem treu zur Gemeinde, und sein ältester Sohn besucht die Schule in Purulia. In den Weihnachtsferien hat der Sohn seine Mutter oft bis spät in die Nacht hinein unterrichtet und auf die heilige Taufe vorbereitet. — Auch im Süden von Purulia, in Borobhum, zeigten sich die Santals geneigt. Ein Mann wollte dort Christ werden. Seine Frau gefragt, ob sie ihm folgen wolle, that dabei den sinnigen Ausspruch: „Wo die Nadel durchgeht, geht da nicht auch der Zwirn durch?“

Gewaltige Aufregung gab es dort, als sogar der alte Götzenpriester Christ wurde. Man bedrohte sein Leben. Als das mehrere seiner Verwandten sahen, die schon vor ihm Christen geworden waren, floh der eine mit Weib und Kind nach Assam, zwei andere hielten ihr Christenthum verborgen. Mit diesen aßen dann mittlerweile ihre Verwandten ganz unbesorgt, bis der erwähnte Götzenpriester auftrat und offen erklärte: „Diese beiden sind Christen, wer mit ihnen ißt, verliert seine Kaste.“ Man achtete aber nicht auf die Warnung und Etliche sagten sogar: „nun dann wollen wir mit ihnen fallen.“ Endlich wurde die Sache durch Erkundigungen in Purulia doch constatirt, und die Folge war, daß alle die, welche mit den Christen gegessen hatten, etwa 500, aus der Kaste ausgeschlossen wurden. Möglicher Weise ist das für die Ausbreitung des Christenthums von großer Bedeutung. Gemeldet hat sich freilich bis jetzt noch Keiner, außer der Sohn jenes Götzenpriesters, ein allerdings etwas wildes und unstätes Gemüth. — Unser Götzenpriester steht aber auch in Beziehung zu den Ureinwohnern des hohen Dolma-Berges. Ja diese hatten ihn bereits vor 3 Jahren beauftragt, nach Purulia zu gehen und sich nach dem Lebenswege zu erkundigen. Fände er ihn, so wollten Alle diesen Weg gehen. Nun hat er ihnen denselben aus Purulia gebracht. Ein Erfolg ist zunächst aber durch schändliche Gerüchte verhindert, die von Seite der Brahmanen über die Missionare ausgestreut sind und leider Glauben gefunden haben.

Ebenso ist unter den Santals im Osten von Purulia weiter gearbeitet worden. Es stand bisher unter ihnen, die sehr mit Hindus vermengt und von ihnen beeinflußt sind, ein christlicher Hindu-Catechist. Nun ist aber ein zweiter hingesandt, der, von Geburt selbst Santal, hoffentlich mehr Gehör bei seinen Stammesgenossen findet.

Nachdem die schottische Mission ihre nordöstlich von Purulia gelegene Station Govindpur aufgegeben, ist auch ein in dessen Nähe gelegener und mit einem Lehrer besetzter Platz, im Königreich Jhoria, den die Goßn. Mission schon früher inne hatte, ihr wieder zugefallen. Der dortige Lehrer hat sich nebst Familie der Purulia-Gemeinde angeschlossen.

Sehr vernachlässigt waren durch die Mission die Santals in der Umgegend von Hazaribagh. Nach Aufhebung der Station wurden allerdings 1873 zwei Catechisten aus Purulia dorthin gesandt, die dort bestehende Santal-Gemeinde blieb aber nicht mit der Goßnerschen Mission im Zusammenhange. Im Jahre 1878 meldete sie sich wieder zur Aufnahme, scheint sich aber seitdem zersplittert zu haben. Jetzt, nachdem die Station (Singhani) neu errichtet und

besetzt ist, steht zu hoffen, daß auch an den dortigen Santals wieder mit neuem Eifer und nicht zu bezweifelndem Erfolge wird gearbeitet werden. Die Anfänge dazu sind gemacht.

5. Die Bhumij (bhumi=Land; j=jă=geboren, also die Eingebornen)[1] sind in Sprache, Bauart der Häuser, Benehmen 2c. den Mundaris nahe verwandt und wohnen zerstreut in den Bezirken von Chaybasa.

Bereits 1873 hatte der Missionar von Chaybasa unter ihnen in Poradih eine Schule gebaut, und zwei Jahre darauf hatte sich dort die erste Familie bekehrt. Im folgenden Jahre machte ein Taufbewerber aus Dhalbhum, der auf der Station wohnte, dem Miss. Voß viele Freude. Er drängte sehr nach der Taufe: „Saheb, wie lange wird mein Herz noch unrein bleiben? ich möchte doch sehr, daß es rein gewaschen würde.“ Als ihm eines Tags das erste Gebot erklärt wurde, sagte er: „Herr, mir ist sehr bange, was soll aus mir werden?“ Er schien wirklich Heilsverlangen zu haben. In Poradih mußte dann die Schule neu gebaut werden, der dortige Christ hatte aber vom Munda (bei den Bhumij heißt der Schulze Sardar, der Besitzer mehrerer Dörfer Munda) Beschimpfungen und Drohungen zu erfahren. Auch kamen einige Bhumitsch aus Dhalbhum, um Christen zu werden. Auf dem Markte in Holdipokar wird ihnen in ihrer Sprache gepredigt. Das ist aber auch Alles, was über ihre Evangelisirung bekannt ist. Sie scheinen sich noch sehr zurückzuhalten.

6. Das Gleiche gilt vom Stamme der Kharrias, die in einzelnen Dörfern vom Süden Lohardaggas bis nach dem Bezirk von Takarma hinab wohnen. Sie sind unter allen Kolh=Stämmen wohl am tiefsten gesunken. Ihre Familienverhältnisse sind sehr zerrüttet, und der Ilii richtet große Verwüstungen an. Dazu sind sie, weil schon viel früher, auch in viel größere Abhängigkeit von den Hindus gekommen, so daß sie fürchten müssen, beim Eintritt ins Christenthum sofort Alles zu verlieren. Ihre Sprache ist sehr mit Worten des Gawari, des Landes=Hindi=Dialects, vermischt. Ein Kharria=Christ, der erste und lange Zeit der einzige in der Gegend von Takarma und schon fünf bis sechs Jahre getauft, verließ 1876 seine noch ungetaufte alte Frau und that sich zu einer andern, mit der er schon als Heide, vielleicht auch noch als Christ Umgang gehabt hatte. Eine Aufforderung des Missionars, zu ihm zu kommen, hatte nur die Wirkung, daß

---

1) Vergl. Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 38.

er sich mit der zweiten aus dem Staube machte. Mehrere Familien wurden das Jahr darauf Christen, fielen aber theils wieder ab, theils wollten sie das Trinken nicht lassen. Offnere Ohren hatte ein blinder junger Mann, der Bruder eines Kharria-Catechisten. Später getauft und gefragt, weshalb er, nachdem doch sein Vater und Bruder Christen geworden, noch Jahre lang Heide geblieben, erwiderte er: „Ich war eben doch auch im Götzendienst befangen und wußte ja nicht, daß durch das Christenthum das Herz so fröhlich wird.“ Sein Vater, der obengenannte erste Christ, bat nach dem Tode seiner Frau auch wieder um Aufnahme in die Gemeinde, aus der er natürlich ausgeschlossen war. Diese Familie bildet den Stamm der Gemeinde Pothra, eine Stunde von Takarma. Neigung zum Übertritt zeigt sich auch bei andern Dorfgenossen. In Tetra lebt ein Kharria-Christ, Samuel, der viel Noth durch den Thikadar zu leiden hat. Sein Reis wurde ihm geschnitten, und seine Frau so geschlagen, daß sie lange darniederlag. — Ein Kharria-Christ in Galaitola war früher Teufelspriester gewesen. Die heidnischen Dorfbewohner verlangten nun von ihm, daß er die Priester-Pagri (Kopftuch) seinem Sohne aufsetze. Sein Missionar, um Rath gefragt, wiederrieth es ihm selbstverständlich. Die Ernte aus dem Kharrias ist bis jetzt noch eine geringe.

7. Auch die zerstreut unter den Kolhs als Grundherren, Beamte, Hirten, Kaufleute und Handwerker wohnenden Hindus sind Objecte der missionirenden Arbeit, und fehlt es unter ihnen in neuerer Zeit durchaus nicht an Übertritten. Besonders charakteristisch ist die große Zahl Hindus, die den Missionaren freundlich gesinnt sind, die Bibel lesen, das Christenthum als die bessere, ja allein wahre Religion anerkennen, auch sie für die Zukunftsreligion Indiens halten, — für ihre Person aber es doch nicht wagen zu ihr überzutreten. Haupthinderniß ist und bleibt bei ihnen die Kaste, deren Fortbestehen die Goßnersche Mission nicht dulden kann und darf. Und selbst wenn trotz der Kaste eine Feier des heiligen Abendmahls ermöglicht würde, indem, wie in der Leipziger Mission, bei derselben die Gäste streng nach der Kaste sich ordnen, so daß die Glieder der niederen Kaste stets nach denen der höheren essen und trinken, wodurch die Kaste nicht verloren geht — was ist damit gewonnen, da sie doch die wahre Lebenscommunion, jede Anerkennung des Niederen als eines Bruders, jede eine Berührung erfordernde Hülfsleistung in der Noth unmöglich macht? Unsere Ansicht ist und bleibt: die Kaste muß fallen! Und sie wird auch fallen, wie sie bereits unter den Mundaris gefallen ist. Sobald

die Zahl und der Einfluß der Christen groß genug ist, kann sie über Nacht dahin sein. Aber nun und nimmermehr auf dem Wege, daß man sie schonend in der Christengemeinde duldet, denn das hieße sie verewigen, sondern nur dadurch, daß mit aller Entschiedenheit der Bruch mit ihr von Jedem verlangt wird, der ein Christ werden will.

Von der Geneigtheit der Hindus zum Christenthum einige Beispiele. Im Lohardagga-District hörten 1875 die Hindus in großer Zahl die Predigten der Missionare an, kauften auch Bücher und waren gar nicht abgeneigt Christen zu werden, — aber: „Wie sollen wir denn unsere Kinder verheirathen? Niemand würde sie nehmen.“ Eben daselbst hat 1879 ein Hindu-Zamindar die christliche Kapelle bauen helfen und liest auch die Bibel. Von den Zudrang der Hindus zum Weihnachtsfeste auf der Station ist schon oben berichtet. — Im Bezirke von Ranchi besucht Missionar Onasch den Raja von Silli, einen alten Bekannten, und wird freundlich aufgenommen. Bei ihm findet er dessen Schwager, den Thakur von Bagmundi, der die heilige Schrift liest und sich mit ihm über die Wunder Christi unterhält. Auf derselben Reise hat er große Freude an den Bengalis, die sich um seine Wohnung drängen, fragen und sich belehren lassen. In einem Kurumbi-Dorfe findet er einen Hindu-Tempel in Form eines jämmerlichen Schuppens und in und um denselben ein großes Rudel heiliger Affen. Der Brahmane des Tempels und ein reichgekleideter Privatmann hören seiner Predigt freundlich zu. Ein Dorfbesitzer nimmt ihn mit großer Freude in seinem Hause auf, duldet daselbst seine Predigt und legt das Bekenntniß ab: „Herr, es ist kein Zweifel, Ihre Religion ist besser als die unsere“, giebt auch Holz zum Bau einer Kapelle. — Am geneigtesten sind die Hindus (Bengalis) wohl im Bereich der Diöcese Purulia, freilich nicht selten aus selbstischen Gründen. Doch liegen die Antriebe auch tiefer. Ein gewisser Komol Mahto bekommt die Cholera, ruft die Hülfe des Missionsarztes (eines Bengali) an und wird gesund. Nebst seiner Frau hatte er versprochen Christ zu werden. Eine Zeit lang noch von seiner Frau zurückgehalten, meldet er sich schließlich mit dieser zur heiligen Taufe.[1] Zahlreich und häufig verkehren dort die Hindus, sich Rath holend, auf der Missionsstation. — Aber auch in den Gebieten von Burju, Govindpur und Chaybasa zeigen sich Annäherungen der Hindus. Als Missionar Didlaukies 1884 die Königsstadt Ghat-

1) Ausführliche Erzählung, Biene 1876, 23.

sita besuchte, wurde er durch den ersten Minister zum Maharaja entboten und von demselben freundlich empfangen. Der Mann hält die christliche Religion für die richtige, hat eine englische Bibel vom Deputy-Commissioner Dr. Hayes geschenkt erhalten und liest darin. „Aber es ist so schwer für mich, das, was darin verlangt wird, auszuführen.“ In seinem europäisch eingerichteten Hause findet sich auch ein Piano. Der Missionar spielt darauf und singt dazu zur Freude der Raja verschiedene christliche Lieder. Nachdem er dem Raja ein Altes Testament in Bengali und verschiedene christliche Bücher verkauft, predigt er noch mit dessen Erlaubniß seinen Ministern und Hofbediensteten, die sich zahlreich versammelt hatten. — Willige Aufnahme fand Missionar Beyer in Banai, wo ein reicher Gutsbesitzer einen kleinen Tempel unterhält. Die Brahmanen erwiesen sich als unwissende Leute. Mit ihnen und dem Gutsbesitzer, der mit seiner Familie hinzukam, entspann sich ein langes Gespräch über die Unsittlichkeiten Krischnas, die damit entschuldigt wurden, daß dem Mächtigen Alles erlaubt sei, über die Seelenwanderung, die nicht so schlimm sei, weil man kein Bewußtsein davon habe, wenn man in einen Thierleib übergehe, und endlich über die Christenhoffnung, die als schön anerkannt wurde. Die Leute ließen mit sich reden und wollten auch christliche Bücher lesen.

Daß trotz dieser günstigen Anzeichen die niedere Hindu-Bevölkerung noch vollständig im Banne des Götzendienstes liegt, muß, um Mißverständnisse zu vermeiden, ausdrücklich hervorgehoben werden. Es wird aber keine Gelegenheit unbenutzt gelassen, ihr das Evangelium nahe zu bringen. Märkte und sogar Götzenfeste werden aufgesucht, um zu predigen. Bei den so beliebten Hahnenkämpfen wird auf die Grausamkeit gegen die Thiere aufmerksam gemacht und von da der Übergang gefunden zu der Barmherzigkeit Gottes gegen uns Menschen. Die Einreden, wir hätten alle doch im Grunde einen Glauben, und Ram, Wischnu, Krischna und Christus sei ein und dasselbe Wesen, werden widerlegt, an Zugeständnisse: „der Glaube an einen Gott sei die ursprüngliche Religion, durch den Hinduismus sei das anders geworden“, werden ernste Mahnungen angeknüpft. Heidnischen Fakiren wird gezeigt, welches der wahre Weg zum Frieden sei, den zahlreichen Bettlern aus den Hindus das „bete und arbeite“ ins Gewissen gerufen u. s. w.

Eine Reaction gegen die Hinneigung der Hindus zum Christenthum entstand durch einen Fakir, Namens Dubia Goshain, der seit Jahren nichts Geringeres plante, als die Niederwerfung der

englischen Herrschaft. Im Bezirke der Stationen Ranchi und Purulia hat er besonders unter den Zamindaren großen Anklang gefunden. Er gab sich als Wunderthäter aus und wurde für die Incarnation eines Gottes gehalten. Einer seiner Befehle, die er auf Stückchen Papier heimlich und ohne Unterschrift verbreitete, verlangt, daß in Indien alles Leben von weißer Farbe und alle Hühner (Hauptnahrung der Europäer) getödtet würden. Daneben verbietet er das Anspannen von Kühen, die Arbeit am Sonntag (nicht vom Christenthum gelernt, sondern altindisch) und ordnet Fasten an. Auch bei den Kolhs hat sein Auftreten eine gewisse Unruhe, bei den Santals sogar schon einen Aufstand hervorgerufen. Er wurde dafür gefangen gesetzt. Seine Schüler wirken aber unter seinem Namen weiter.[1]

Interessant ist die Begegnung des Missionar Hahn mit einem Bettler, — wir wollen sie uns erzählen lassen: „Eines Tages kam ein Bettler und machte uns durch Zeichen zu verstehen, daß er eine Gabe begehre. Auf meine wiederholte Frage, ob er stumm sei, blökte er auf einmal wie ein Kalb. Nun merkte ich gleich, daß ich einen Büßer vor mir hatte, der wegen eines Gohatyá (Rindermordes) ein Gelübde gethan hatte. Ich fragte ihn nun aus, und er antwortete durch Zeichen oder bejahte mit seinem kunstgerechten „Böh“! Darnach war er ein Mann aus der Hirtenkaste, verheirathet und zwei Tagereisen von hier wohnhaft. Erst vor 14 Tagen war das Unglück passirt, daß er ein Kalb, das sich in ein Reisfeld verlaufen, so unglücklich mit einem Steine getroffen hatte, daß es todt zu Boden fiel. Darüber war großes Herzeleid und Wehklagen in seinem Hause, nicht nur wegen des Verlustes, sondern vornehmlich wegen der Folgen, die ein solch' unbeabsichtigter Todtschlag des heiligen Thieres nach sich zieht. Er wurde nun aus der Kaste gestoßen und von den Brahmanen angehalten, nicht zu sprechen, bis er nach Gayá und Banares würde gewallfahrtet und an letzterem Orte im Ganges seine Sünde abgewaschen haben. Das dazu nöthige Reisegeld, sowie die Kosten, die das verursacht, denn die Brahmanen und Barbiere, die dabei zu thun haben, thun nichts umsonst, sollte er sich erbetteln, und wenn er ein Jahr dazu brauchte. — Der arme Mensch that mir natürlich bis in die Seele leid, und ich suchte ihm klar zu machen, daß er darin gar nicht gesündigt habe und deshalb auch nicht Buße zu

1) Nach Gerhard, Gesch. und Besch. der Mission unter den Kolhs. Berlin. Missionshaus.

thun hätte. Ich wies ihn darauf, daß er allerdings andere Sünden auf seinem Conto hätte, daß dafür aber nicht im Ganges noch in Gayá Rath zu finden wäre, sondern daß er hier auf der Stelle Vergebung finden könne von dem, der gekommen ist in die Welt die Sünder selig zu machen, Jesu Christo, dem Heiland der Welt, Allein es erfolgte auf alle meine Bitten, all' mein Trösten immer nur Eine Antwort: „Böh"! — Der Mensch that mir leid, und so bot ich ihm allen Ernstes an, ihn als meinen Kuhhirten anzustellen, wenn er hier bleiben würde. Ich suchte ihm das noch dadurch plausibel zu machen, daß ich ihm vorhielt, daß er jetzt nun doch seine Kaste in den Augen seiner Landsleute verloren habe, und es ihm deshalb leicht wäre, ein christlicher Kuhhirte zu werden, und daß er sonst wahrscheinlich noch ein langes Wanderleben führen müsse, das ihn leicht um Gesundheit und Leben bringen könnte. Da wurde der Mann so gerührt, daß er zu meinem größten Erstaunen anfing zu reden, indem er sagte: „Saheb, erlauben Sie mir nur erst mein Gelübde in Gayá und Banares zu vollbringen, dann komme ich mit Weib und Kind zu Ihnen." Und dann verschwand er, vielleicht voll Reue und Schmerz über den Bruch dieses Theiles seines Gelübdes. Armer Mensch!"

Versuche sind auch gemacht auf die Muhamedaner, die zerstreut unter den Kolhs wohnen, einzuwirken, jedoch ohne sichtbare Erfolge.

In der Behandlung derjenigen Heiden, die sich zum Christenthum meldeten, ist auch in den letzten vierzehn Jahren die Praxis der Mission die alte geblieben. Unberechtigte Hoffnungen, die sie etwa von ihrem Übertritt hegen, sind ihnen mit aller Offenheit in ihrer Nichtigkeit dargelegt oder auf das rechte Maaß beschränkt, die Aufnahme jedoch nicht an den Nachweis eines tiefgehenden Heilsverlangens geknüpft worden. Der Leiter der Mission billigt ausdrücklich das Urtheil, das ein erfahrener englischer Bischof über diese Sache abgiebt. „Es scheint mir Zeitverschwendung", so lautet dasselbe, „unwissende halbcivilisirte heidnische Landleute nach den Beweggründen zu fragen, aus welchen sie eingewilligt haben, Unterricht im christlichen Glauben zu empfangen. .... Ich kann mir nicht denken, wie irgend Jemand, der lange unter unerzogenen Heiden auf dem Lande gelebt und gewirkt hat, sie von irgend welchen hohen Beweggründen in irgend einem Stücke beeinflußt wähnen kann. Sie hörten nie von solchen Dingen wie hohen Beweggründen, und noch auf lange kann ihnen nicht verständlich gemacht werden, was unter hohen Beweggründen

gemeint ist. . . Was gute Beweggründe sind, lernen sie, wie ich vertraue, wenn sie lange genug unter christlicher Lehre und Zucht bleiben."[1] Die einzigen erfüllbaren Bedingungen, die ihnen gestellt werden, sind Abkehr vom heidnischen Götzendienst, Unterlassen des Illi-Trinkens, Willigkeit sich unterrichten zu lassen, Trennung von illegalen Frauen, Bruch der Kaste und als äußerliche Zeichen der Annahme des Christenthums, daß sie ihren heidnischen Schmuck ablegen und die Männer sich den Zopf abschneiden lassen.

Der Verfasser hat den Schritt, den die Heiden unter Annahme dieser Bedingungen aus dem Heidenthum in die christliche Gemeinschaft thun, eine Bekehrung genannt[2] und ist deshalb angegriffen worden. Er muß aber diese Bezeichnung aufrecht erhalten. Denn wer sich nur einigermaßen in die Lage eines solchen Heiden versetzen kann, der muß sagen, wenn z. B. ein habitueller Trinker keinen Branntwein mehr anrührt, sich von seinen Volksgenossen als einen Abtrünnigen meiden läßt und sich unter die Zucht des Evangeliums stellt, so ist das eine sittliche That und ein Schritt von weittragender Bedeutung, der erste große Schritt zur geistlichen Wiedergeburt. Ähnlich verhält es sich aber bei allen Übertritten zum Christenthum. Daß der Begriff der Bekehrung auch noch tiefer gefaßt werden kann, soll gern zugegeben werden. Wir aber schließen mit dem Wunsche: Wollte Gott, daß sich alle Völker der Erde wenigstens erst so „bekehrt" hätten, wie die christlichen Kolhs.

---

1) Biene 1879, 72 ff.
2) Nottrott, Goßn. Miss. 1874, S. 377 f.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Karte der
GOSSNERSCHEN MISSION
unter den Kolhs im Jahre 1887

Verlag von Richard Mühlmann in Halle a S.

(Baptisten Mission in Gaya)

HAZARIBAGH

LOHARDAGGA

MANBHUM

JASPUR

SINGBHUM

GANGPUR

BANAI

KEONJHAR

Dhalbhum

Tamar

Sonpur

Porahat

Saranda

Kolahan

Jhaldo

Singhani Hazaribagh

Govindpur

Burju

Ranchi

Purulia

Lohardagga

Takarma

Chaibasa

Barkakar R.

Damuda R.

Subarnrekha R.

Koel R.

Saak R.

Karkari R.

Sanjai R.

Kaneyr R.

Kapu R.

Koro R.

Palamow Kori R.

projectirte Eisenbahn

nach Allahabad

nach Barakar

nach Ranchi

nach Purulia

nach Chaibasa

nach Sambalpur

Daltonganj
Palamo
Pakrar
Ramgarh
Jorakot
Ichak
Barhi
Pachamba
Gorindpur (schottische Mission)
Iheria
Barrakar
Raghunathpur
Nini
Gopiali
Doba
Honhe
Kocha
Koreik
Zingi
Hismi
Burgarh
Bangila
Nagra
Murma
Agra
Digditha
Kimbita
Marto
Itki
Jamgain
Chatho
Lohardagga
Ranikatanga
Bangri
Kota
Patma
Nagri
Kurgi
Jangtain
Ormar
Durdaga
Dewagh
Kalyanpur
Jagannathpur
Lali
Chatia
Lalgarh
Jona
Torlenga
Paharsingh
Borkitakr
Migra
Sildih
Thalda
Jarjo
Bahmani
Mangaria
Kotwandih
Akarsimpur
Nuyra
Burda
Baghmundi
Kuldih
Tamar
Barobhum
Hebon
Poradih
Khursowa
Seraikela
Rajabas
Sonua
Dalaikela
Sasopiri
Pindargaria
Nagaon
Aringi
Domba
Garai
Kumbatoli
Katanga
Karra
Chapadi
Saranglotia
Jatulria
Kasiampur
Bukakeria
Balsu
Kotlo
Burui
Mahugan
Jeria
Sardag
Ithe
Balo
Urikel
Bangarkela
Kherkai
Chukru
Dorma
Sardkel
Torpa
Ikur
Firla
Kaiongsar
Damrea
Jelingkela
Ara
Sherda
Mariadih
Kunhari
Kajra
Kolbo
Kurmui
Basia
Banui
Marcha
Garai
Serta
Pakra
Timpi
Token
Katunga
Balangkel
Piring
Ruida
Sarbo
Kundih
Rahinpani
Kuria
Palkot
Beiarkera
Kilpa
Ichagutu
Kurkaria
Tuli
Kurum
Jamtoli
Galuitola
Jonotola
Ela
Barstora
Urudan
Bisrampur
Kondela
Kudda
Leangi
Tukub
Tigwar
Kandrugutu
Champaba
Kudubutu
Katinkel
Tolla
Saradburu
Kitaidih
Kochang
Habo
Tipkara
Diangkel
Bandgaon
Longa
Orikel
Chakradharpur
Serukela
Poradih
Khursowa
Poradieh
Barobhum
Hebon
Tamar
Nuyra
Burda
Baghmundi
Kuldih
Mangaria
Kotwandih
Akarsimpur
Jarjo
Bahmani
Thalda
Sildih
Migra
Borkitakr
Paharsingh
Lalgarh
Jona
Torlenga
Lali
Jagannathpur
Dewagh
Durdaga
Chatia
Ormar
Jangtain
Kurgi
Nagri
Patma
Bangri
Ranikatanga
Kota
Itki
Marto
Digditha
Kimbita
Bangila
Nagra
Murma
Agra
Hismi
Burgarh
Raghunathpur
Nini
Gopiali
Doba
Honhe
Kocha
Koreik
Zingi
Ramgarh
Pachamba
Barhi
Ichak
Jorakot
Palamo
Pakrar
Daltonganj
Aringi
Domba
Garai
Kumbatoli
Katanga
Karra
Chapadi
Saranglotia
Jatulria
Kasiampur
Bukakeria
Balsu
Kotlo
Burui
Mahugan
Jeria
Sardag
Ithe
Balo
Urikel
Bangarkela
Kherkai
Chukru
Dorma
Sardkel
Torpa
Ikur
Firla
Kaiongsar
Damrea
Jelingkela
Ara
Sherda
Mariadih
Kunhari
Kajra
Kolbo
Kurmui
Basia
Banui
Marcha
Garai
Serta
Pakra
Timpi
Token
Katunga
Balangkel
Piring
Ruida
Sarbo
Kundih
Rahinpani
Kuria
Palkot
Beiarkera
Kilpa
Ichagutu
Kurkaria
Tuli
Kurum
Jamtoli
Galuitola
Jonotola
Ela
Barstora
Urudan
Bisrampur
Kondela
Kudda
Leangi
Tukub
Tigwar
Kandrugutu
Champaba
Kudubutu
Katinkel
Tolla
Saradburu
Kitaidih
Kochang
Habo
Tipkara
Diangkel
Bandgaon
Longa
Orikel
Chakradharpur
Serukela
Poradih
Khursowa
Poradieh
Barobhum
Hebon
Tamar
Nuyra
Burda
Baghmundi
Kuldih
Mangaria
Kotwandih
Akarsimpur
Jarjo
Bahmani
Thalda
Sildih
Migra
Borkitakr
Paharsingh
Lalgarh
Jona
Torlenga
Lali
Jagannathpur
Dewagh
Durdaga
Chatia
Ormar
Jangtain
Kurgi
Nagri
Patma
Bangri
Ranikatanga
Kota
Itki
Marto
Digditha
Kimbita
Bangila
Nagra
Murma
Agra
Hismi
Burgarh
Raghunathpur
Nini
Gopiali
Doba
Honhe
Kocha
Koreik
Zingi
Ramgarh
Pachamba
Barhi
Ichak
Jorakot
Palamo
Pakrar
Daltonganj

- Politische District-Grenzen
- Diöcesan-Grenzen der Gossnerschen Mission
- † Stationen der Gossnerschen Mission
- † Eingeb. Geistliche der G. M.
- † Jesuiten Stationen
- † Station der englischen Ausbreitungsgesellschaft.

Lith. u. Druck v. Ed. Gaebler's geogr. Institut. Leipzig.

Aus dem Verlage von **Richard Mühlmann in Halle a. S.,**
durch jede Buchhandlung zu beziehen:

D. **Friedrich Ahlfeld**, weil. Pastor zu St. Nikolai in Leipzig. **Ein Lebensbild.** Herausg. von Heinr. Ahlfeld, Consistorialrath in Hannover, und Lic. Röntsch, Pastor in Nossen. Mit D. Fr. Ahlfeld's Porträt. Brosch. 4 M. 50 Pfg., in Leinwand gebunden 5 M. 50 Pfg.

Besser, D. **W. F., Bibelstunden.** Auslegung der heil. Schrift. Neues Testament. Band I—III. V—VII. Abth. 1, VIII—XII. (Band IV., Evang. Johannis, und Band VII Abtheil. 2, Römerbrief, Kapitel 9 bis Schluß, sind vergriffen).

Inhalt: Band I. Das Evangelium Lucä, 6. Aufl. — Band II. Abth. 1. Die Leidensgeschichte. 7. Aufl. — Band II. Abth. 2. Die Herrlichkeitsgeschichte. 6. Aufl. — Band III. in 2 Theilen. Die Apostelgeschichte 2. Aufl. — Band V Die Briefe St. Johannis. 3. Aufl. — Band VI. Die Briefe St. Pe . Aufl. — Band VII. Abtheil. 1. Der Römerbrief. Kap. 1—8. — VIII. Der erste Brief an die Corinther. — Band IX. De te Brief an die Corinther. — Band X. Das Evangelium Ma In Verbindung mit dem Evangelium Marci. — Band XI. Der an die Galater. — Band XII. Der Epheserbrief.

Brosch. er Ladenpreis 56 M. 20 Pf. **Ermäßigter Preis** 30 M n 12 Leinwandbände gebunden 36 M.

Der ermäßig reis hat nur Geltung, wenn sämmtliche Bände auf einmal bezogen werden.

Einzelne Bände werden nur zu den bisherigen Ladenpreisen abgegeben.

— — **Morgen- und Abendsegen** aus den Psalmen und Propheten an der Hand der Evangelien und Episteln des Kirchenjahres der Hausgemeinde dargeboten. Brosch. Früherer Ladenpreis 8 M. Ermäßigter Preis 4 M. In Leinwand gebunden 5 M.

— — **John Williams, der Missionar der Südsee.** Dritte Aufl. Brosch. 2 M. 10 Pf.

— — **Der Missionar und sein Lohn** oder die Früchte des Evangeliums in der Südsee. Zweite Aufl. Brosch. 1 M.

Jordan, Pastor D., **Heimaths-Grüße an Freunde der innern Mission.** Brosch. 1 M.

Nottrott, Pastor L., **Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs.** (Von der Gründung bis 1874.) Bilder aus dem Missionsleben. Brosch. 5 M. In Leinwandband 6 M.

Schulze, Georg Wilh., Geistliche Lieder. 15. Aufl. Brosch. 3 M. In Leinwandband mit Goldschnitt 3 M. 80 Pf.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nottrott, Ludwig,

Die Goßnersche Mission unter den Kohls Die Arbeit in den Jahren 1874-1887. Mit einer Kt

Halle 1888

H.ref. 276 gb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11621895-8